



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



ADOLF VON HARNACK  
AUS DER WERKSTATT  
DES VOLLENDETEN



14198

e. 349













ADOLF v. HARNACK

AUS DER WERKSTATT  
DES VOLLENDETEN

**ADOLF VON HARNACK'S  
REDEN UND AUFSÄTZE**

umfassen folgende Bände:

**REDEN UND AUFSÄTZE**

Zwei Bände. 2. Aufl. 1906.

**Neue Folge:**

**1 u. 2: AUS WISSENSCHAFT UND LEBEN**

Zwei Bände. 1911.

**3: AUS DER FRIEDENS- UND KRIEGSARBEIT**

1916.

**4: ERFORSCHTES UND ERLEBTES**

1923.

**5: AUS DER WERKSTATT DES VOLLENDETEN**

1930.

Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen



**ADOLF VON HARNACK**  
**AUS DER WERKSTATT**  
**DES VOLLENDETEN**

ALS ABSCHLUSS SEINER  
REDEN UND AUFSÄTZE  
HERAUSGEGEBEN VON  
**AXEL v. HARNACK**  
MIT ZWEI BILDNISSEN



1930

VERLAG VON ALFRED TÖPELMANN IN GIESSEN

Alle Rechte,  
insbesondere das Recht der Übersetzung, vorbehalten



Printed in Germany

## Vorwort.

Adolf v. Harnack ist am 10. Juni 1930 in seinem achtzigsten Lebensjahre heimgegangen.

Seine in sechs Bänden gesammelten „Reden und Aufsätze“ haben zu denjenigen seiner Bücher gehört, die ihm besonders am Herzen lagen. Sie ließen ihn zu einem weiten Kreise ihm bekannter und unbekannter Schüler, Freunde und Leser sprechen. Es war sein Wunsch und sein Stolz, durch diese Sammlungen kaum minder als durch sein „Wesen des Christentums“ auch da Gehör zu finden, wo die Stimme des Professors nicht häufig hindringt. Im Jahre 1923 erschien der letzte Band dieser Reihe. In den folgenden sieben Jahren hat die Feder Adolf v. Harnacks nicht geruht, auch hat er noch oft das Katheder bestiegen. Zu einer Sammlung seiner kleineren Schriften ist er aber nicht mehr selbst gelangt. Wohl hatte sich eine Mappe mit seinen Handexemplaren auf seinem Schreibtisch von Jahr zu Jahr gefüllt — eine Sichtung hat er nicht vorgenommen. Aus der Sorgfalt, mit der er diese Schriften an einem bestimmten Platze aufbewahrte, darf man schließen, daß er sich mit dem Gedanken ihrer Zusammenfassung getragen hat. Wahrscheinlich sollten sie an seinem achtzigsten Geburtstage gleichzeitig mit einer Neuauflage seines „Lehrbuchs der Dogmengeschichte“ erscheinen, über deren Bearbeitung er mit seinem Verleger in Gedankenaustausch getreten war.

Auf der Grundlage der vorgefundenen Sammlungen gebe ich diesen Schlußband im Einverständnis mit meiner Mutter heraus. Zu den Arbeiten der letzten Lebensjahre sind einige frühere, wenig bekannte und besonders charakte-



ristische gestellt worden, welche einzelne Höhepunkte im Lebensgange des Verfassers klar hervortreten lassen. — Druckfehler und kleine Unstimmigkeiten wurden verbessert. Die Aufnahme dreier bisher nicht gedruckter Stücke werden die Leser gewiß begrüßen. Das erste der beigegebenen Porträts stellt Adolf v. Harnack im neunundsiebzigsten Lebensjahre dar; ihm liegt eine Photographie von Frau Willot-Körner in Berlin zu Grunde. Das zweite ist die Reproduktion eines um die Jahrhundertwende entstandenen Gemäldes von Hans Kownatzki.

Alle Persönlichkeiten, Organisationen und Firmen, deren Zustimmung zum Abdruck der einzelnen Stücke zu erbiten war, haben sie bereitwillig erteilt. Dafür spreche ich meinen Dank aus. Er gebührt — nächst dem Herrn Verleger — auch meinem Kollegen an der Preußischen Staatsbibliothek, Lic. theol. Friedrich Smend, für seine Mitwirkung bei der Herausgabe. Ihm verdankt man die Bibliographie: „Adolf v. Harnack, Verzeichnis seiner Schriften“ (Leipzig: Hinrichs 1927), ein unentbehrliches Hilfsmittel für das Studium der Lebensarbeit meines Vaters.

Möchte die nun abgeschlossene Reihe der „Reden und Aufsätze“ dazu beitragen, das Andenken an ihren Verfasser wachzuhalten. Möchten sie als letzter Gruß des Heimgegangenen zu allen denen dringen, mit welchen er in Arbeit und Beruf, in Verwandtschaft und Freundschaft diesseits und jenseits der Grenzen Deutschlands verbunden war. Darüber hinaus sollen sie in eine weite Zukunft wirken im Sinne der Schlußworte dieses Bandes:

„Mortuus doceat vivos“.

Berlin, im August 1930.

*Axel v. Harnack.*

---

# INHALTSVERZEICHNIS

---

## I. ZUR EIGENEN LEBENSGESCHICHTE.

1. Ansprache bei der Übernahme der Generalverwaltung der Königlichen Bibliothek (1905) . . . . . 3
2. Ansprachen in der Festsitzung des Kirchenhistorischen Seminars zur Feier des sechzigsten Geburtstages (1911) . . 7
3. Ein Wort der Erinnerung (1925) . . . . . 16
4. Erinnerungen an Wolf Grafen von Baudissin (1926) . . . 21
5. Ansprache bei der Einweihung des Harnack-Hauses der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften (1929) 25
6. Meine Zeitgenossen aus dem achtzehnten Jahrhundert (1929) . 31
7. Begrüßung des Akademisch-theologischen Vereins in Gießen zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens (1930) . . . . 46

## II. AUS DEM RELIGIÖSEN UND THEOLOGISCHEN WIRKEN.

1. Fünfzehn Fragen an die Verächter der wissenschaftlichen Theologie unter den Theologen (1923) . . . . . 51
2. Die Erhaltung der Kraft im höheren Leben (1924) . . . . 55
3. Kann das deutsche Volk gerettet werden? (1925) . . . . 57
4. Über den sogenannten „Consensus quinque-saecularis“ als Grundlage der Wiedervereinigung der Kirchen (1925) . . . 65
5. Die Weltkirchenkonferenz in Stockholm (1925) . . . . 84
6. Die religionsgeschichtliche Bedeutung der Reformation Luthers (1926) . . . . . 86
7. Weihnachten (1926) . . . . . 100
8. Rückblick auf den Evangelisch-Sozialen Kongreß (1927) . . 108
9. Möhler, Diepenbrock, Döllinger (1927) . . . . . 113
10. Der gegenwärtige Christus (1928) . . . . . 118
11. Weihnachten (1928) . . . . . 121
12. Die Neuheit des Evangeliums nach Marcion (1929) . . . 128

## III. ZUR WISSENSCHAFTSGESCHICHTE.

1. Baltische Professoren (1916) . . . . . 147
2. Bücher-Widmungen und Bücher-Titelaufnahmen (1924) . . 155

3. Das kommende Zeitalter des Geistes und der Geist unserer Zeit (1924) . . . . .	165
4. Immanuel Kant (1924) . . . . .	172
5. Die Bedeutung geistiger Werte für Arbeit u. Wirtschaft (1927)	184
6. Friedrich Althoff (1928) . . . . .	198
7. Stufen wissenschaftlicher Erkenntnis (1930) . . . . .	202

**IV. AUS DEM WIRKEN IN DER PREUSSISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN UND IN DER KAISER WILHELM-GESELLSCHAFT.**

1. Antrittsrede in der Preußischen Akademie der Wissenschaften und Erwiderung Theodor Mommsens (1890) . . . . .	209
2. Adresse an Leopold Delisle (1907) . . . . .	216
3. Adresse zur Fünfhundertjahrfeier der Universität Leipzig (1909)	219
4. Die goldenen Jubiläen in der königlichen Akademie der Wissenschaften (1915) . . . . .	222
5. Die Berliner Akademie der Wissenschaften im Zeitalter Friedrichs des Großen und die Schweiz (1923) . . . . .	230
6. Adresse an Friedrich Teutsch (1924) . . . . .	236
7. Adresse an Karl von Müller (1926) . . . . .	238
8. Bericht über die Ausgabe der griechischen Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte (1916—1926) . . . . .	240
9. Ansprachen bei der Einweihung des Neubaus des Kaiser Wilhelm-Instituts für Arbeitsphysiologie (1929) . . . . .	248

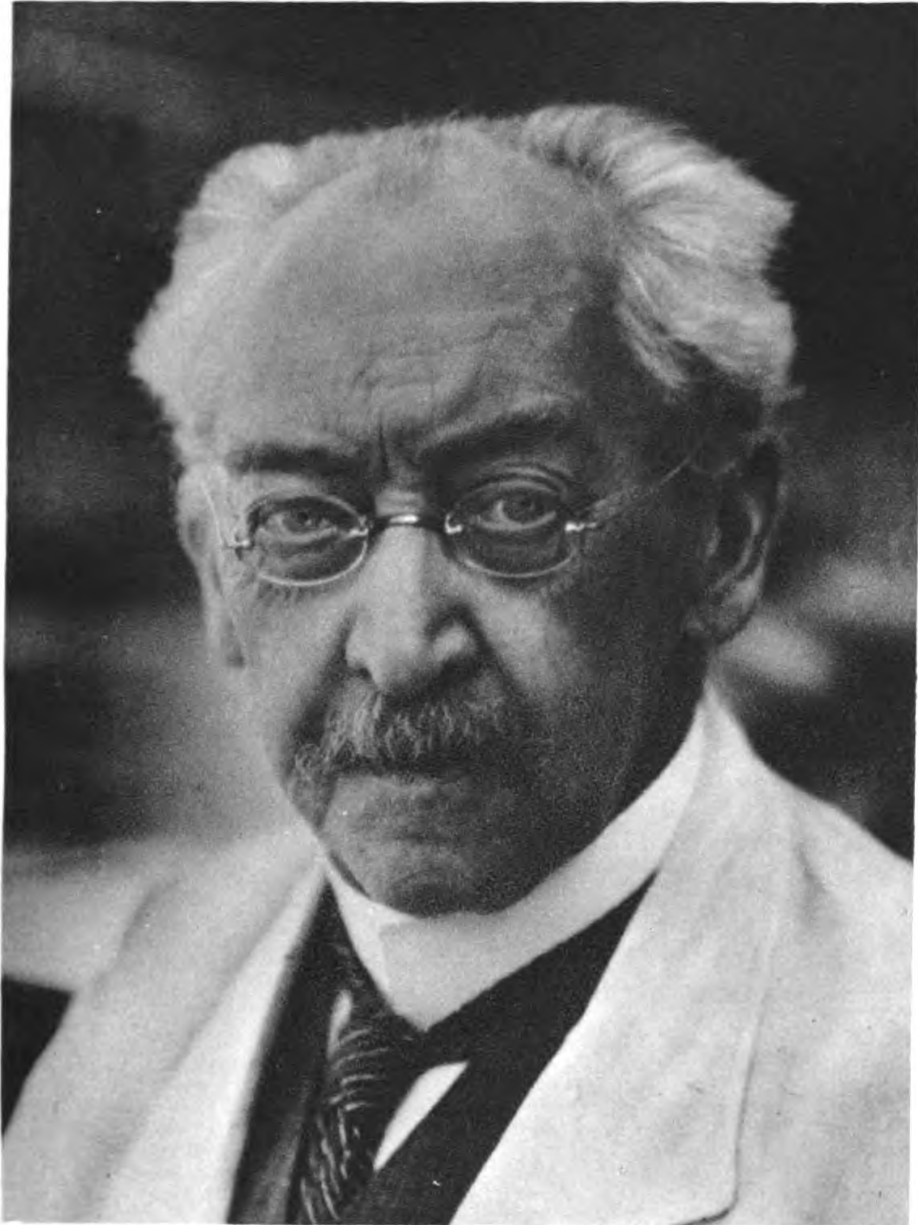
**V. GRATULATIONEN.**

1. Nathan Söderblom (1926) . . . . .	257
2. Martin Rade (1927) . . . . .	258
3. Hans Delbrück (1928) . . . . .	262
4. Friedrich Schmidt-Ott (1930) . . . . .	263

**VI. IN MEMORIAM.**

1. Eduard Arnhold (1925) . . . . .	269
2. Karl Holl (1926) . . . . .	275
Nachwort (Quellenangaben) . . . . .	289
Gesamtübersicht und systematisches Inhaltsverzeichnis zu den sieben Bänden der „Reden und Aufsätze“ . . . . .	295





phot. Willot - Berlin.

*Prof. Dr. v. Harnack*



I.

ZUR EIGENEN LEBENSGESCHICHTE





1.

**Ansprache bei der Übernahme der  
Generalverwaltung der Königlichen Bibliothek.**

2. Oktober 1905.

„Euer Exzellenz! Hochgeehrte Herren! Indem ich das mir kommissarisch übertragene Amt des Generaldirektors der Königlichen Bibliothek übernehme, danke ich allem zuvor Euer Exzellenz wie für den ehrenvollen Auftrag so für die weitblickenden und vertrauensvollen Worte, welche Sie an mich gerichtet haben.

So lange ich Professor bin — und das sind nun dreißig Jahre — habe ich von dem Beruf des Bibliothekars und von den Aufgaben des Bibliothekswesens die höchsten Vorstellungen gehegt. Gewiß hängt die Gesundheit und Blüte der Wissenschaft in erster Linie von den wissenschaftlichen Persönlichkeiten ab; sie werden uns geschenkt, wir können sie nicht schaffen. Aber die nächstwichtige Bedingung sind die wissenschaftlichen Institute, und unter ihnen nehmen die Bibliotheken die erste Stelle ein. Sie umfassen den ganzen Ertrag der Arbeit und die Mittel zu ihrer Fortführung; sie sind Speicher und Werkstätte und Instrumente der Wissenschaft zugleich!

Aber nicht nur der Wissenschaft im engeren Sinne sind sie nötig. Vielleicht noch größer ist ihre Bedeutung in einer Zeit, in der das Bildungsbedürfnis ein so eminentes geworden ist, und in der jeder Arbeiter verloren ist, der sich nicht Kenntnisse erwirbt und sich in seinem Fache nicht fort-

bildet. Hier haben die Bibliotheken einzustehen, von dieser Königlichen Bibliothek ab bis zu den kleinen Sammlungen, die wir jedem Flecken und jedem Dorfe wünschen müssen.

Ich sehe in dieser Bibliothek hier nicht ein isoliertes Institut, sondern den Mittelpunkt eines großen Systems, welches unser ganzes Vaterland umspannt oder doch umspannen soll. In diesem Ausblick übernehme ich das mir übertragene Amt und bin dabei der guten Zuversicht, daß diese Auffassung im Sinne der Königlichen Staatsregierung ist, und daß ich ihre Absichten erfülle. Darin haben mich die Worte Euer Exzellenz bestärkt. Große Mittel sind nötig. Aber was die Staatsregierung schon geleistet hat, gibt die sichere Bürgschaft, daß sie in ihrer Fürsorge niemals erlahmen wird.

Mit Recht haben Euer Exzellenz daran erinnert, was Preußens Könige für diese Bibliothek getan haben, und was wir insonderheit Sr. Majestät, unserem allergnädigsten Könige, verdanken. Mit patriotischem Stolz darf ich hinzufügen: noch niemals hat in Preußen die Königliche Staatsregierung und die Volksvertretung die ausreichenden Mittel für wissenschaftliche und für Bildungszwecke verweigert, wenn die Forderungen wirklich begründete waren.

Die Bedürfnisse der Bibliotheken können freilich im einzelnen Fall nicht immer so drastisch motiviert werden wie die Forderung eines neuen naturwissenschaftlichen oder technischen Instituts. Man darf aber die Pflege der Bibliotheken mit der Pflege des Waldes vergleichen. Die Sünden und Vernachlässigungen rächen sich erst an den Kindern und Enkeln; daher auch umgekehrt: die Kinder und Enkel werden den Schatten der Bäume preisen, die wir gepflanzt haben. Es genügt nicht, den alten Bestand zu erhalten und für die nächsten Zwecke zu vermehren; es gilt auch hier, aufzuforsten und neue Gebiete zu gewinnen.

Darf ich einen besonders wichtigen Punkt hervorheben. Die deutsche Wissenschaft, Literatur und Kultur verdankt ihre zentrale Stellung seit einem Jahrhundert nicht

zum geringsten Teil der Aufmerksamkeit, mit welcher sie verfolgt und in sich aufgenommen hat, was in anderen Ländern hervorgebracht wird. Hier bei uns soll wie in einem Brennpunkt jeder Strahl sich sammeln. Wir Deutsche müssen zu unserer eigenen Arbeit auch noch alles aufnehmen und doppelt wiedergeben, was wir empfangen. Das ist unser nationaler Beruf. Aber eine entscheidende Voraussetzung dafür ist, daß man bei uns wirklich und mühelos das finden kann, was in anderen Ländern gedacht und geschrieben wird. Diese Voraussetzung trifft leider nicht mehr zu. Unsere Königliche Bibliothek ist aus Mangel an Mitteln zurückgeblieben. Die neuere ausländische Literatur ist nicht hinreichend in ihr vertreten. Sie kann sich in dieser Hinsicht mit dem Britischen Museum und der Bibliothek in Washington nicht messen, und es wird großer Anstrengungen bedürfen, um diese Lücken zu ergänzen. Und doch ist das nur einer von den zahlreichen und heißen Wünschen, die wir geltend zu machen haben, aber geltend machen in der Gewißheit, daß sie ihre Erfüllung finden werden.

Und nun das andere! Ich wende mich an Sie, meine Herren Kollegen. Wie mir ein hohes Ideal des deutschen Bibliothekswesens vorschwebt, so auch ein hohes Ideal des Bibliothekars. Dieser Beruf genießt den Vorzug, daß er, mitten im geistigen Leben stehend, doch seinen Kämpfen entrückt ist. Innerhalb dieser Mauern gibt es keine Parteien; die politischen, kirchlichen und sozialen Kämpfe überschreiten diese Schwelle nicht. Die Sonne geht hier auf über Gerechte und Ungerechte, und ein jeglicher kommt an seinen Ort. Aber keine Bibliothek ist so gestellt, daß sie lediglich sammeln könnte: sie muß auswählen; und wiederum kein Bibliothekar darf nur Handlanger sein: er muß seine Schätze recht verwalten und sie in der besten Weise zugänglich machen. Diese Tätigkeit stellt die höchsten Anforderungen; aber nur sie ist des Bibliothekars würdig und sie entschädigt ihn für die abstumpfende Mühe, die sich in diesem Berufe reichlich findet. **A u s w ä h l e n , V e r -**

walten, Dienen: so gilt es an dieser Stelle die Wissenschaft zu pflegen und die Nation erziehen zu helfen. Das ist das Ideal, und was in meinen Kräften steht, soll geschehen, damit kein einziger Mitarbeiter im Staube stecken bleibt. Die Voraussetzung dafür ist, daß sich ein jeder neben der allgemeinen enzyklopädischen Kenntnis und Sorge einen Hauptzweig der Arbeit besonders angelegen sein läßt und bibliothekarischer Fachmann für denselben wird.

Sie, meine Herren, haben an dieser großen Bibliothek unter ganz besonders schwierigen Umständen, die nun bald in dem herrlichen Neubau ihr Ende finden werden, Bedeutendes geleistet. Dankbar gedenke ich in dieser Stunde vor allem der Verdienste meines verehrten Vorgängers, des Herrn Generaldirektors Dr. Wilmanns. Aber vieles ist noch zu tun; denn wir dürfen nicht rasten, damit wir im Strom der Geschichte nicht zurückbleiben. Aufs neue stellen wir diese Bibliothek unter den Schutz unseres allergnädigsten Königs; wir wissen es, daß er an ihr Anteil nimmt als ein Herrscher auch im Reiche des Geistes. Aufs neue empfehlen wir sie der Fürsorge Euer Exzellenz. Wir aber, meine Herren Kollegen, wollen uns zu energischer, fortschreitender Arbeit zusammenscharen. Ich bitte um Ihr Vertrauen, wie ich Ihnen mit vollem Vertrauen entgegenkomme. Ergreifen Sie meine Hand; sie wird stärker werden, je fester Sie sie fassen.

---

2.

Ansprachen in der Festsitzung  
des Kirchenhistorischen Seminars  
zur Feier des sechzigsten Geburtstages.

(1911)

Die Entwicklung der kirchenhistorischen  
Arbeit in den 37 Jahren des Bestehens des  
Kirchenhistorischen Seminars.

Der Geist des Seminars, das inzwischen sechsmal das Lokal gewechselt hat, ist noch derselbe wie am Anfang. Aber mit dem, was in der kirchengeschichtlichen Arbeit geleistet worden ist, steht es heut ganz anders als damals, und zwar nicht am letzten durch das Verdienst des Seminars. In der Kritik der Texte war damals so gut wie nichts geleistet. 1874 gab es noch nicht einmal eine Ausgabe der apostolischen Väter, heute ist sogar eine bis ins Kleinste gehende Konkordanz zu ihnen vorhanden — fast zuviel Ehre! Die Akademien Berlin und Wien haben bereits eine erstaunlich stattliche Sammlung altchristlicher Schriftsteller herausgegeben. Damals standen sich von der einen Seite die Baur'sche Kritik, von der andern Leute wie Lipsius, Volkmann, Hilgenfeld feindlich gegenüber. Der einzige, der wirklich wissenschaftlich arbeitete, war Th. Zahn. Heute bestehen diese Gegensätze in der alten Kirchengeschichte de facto nicht mehr. Selbst die tendenziös-historische katholische Arbeit ist allmählich



zur Wissenschaftlichkeit gezwungen worden. So ist hier eine, wenn auch nüanzierte Einheit geschaffen. Aber nicht nur die Heimat, auch das Ausland hat begonnen, sich lebhaft an dieser Arbeit zu beteiligen: England (Lightfoot und Robinson), Frankreich (Réville Vater und Sohn; ferner Renans ausgezeichnetes Werk über die origines du christianisme, in welchem nur gerade der I. Band, Das Leben Jesu, ganz minderwertig ist), Italien. Vor allem aber in Amerika ist das Studium der alten Kirchengeschichte erwacht. Diese 37 Jahre haben mich gelehrt, daß dieser Stoff in der Theologie die mächtigste Anziehungskraft besitzt. Alle Themata führen auf Kapitalfragen des Wesens und Ursprunges unserer Religion. Jeder, der in der alten Geschichte arbeitet, muß nach den Zuständen im Urchristentum fragen, und da dies immer die Kernfrage bleibt, so muß auch der Systematiker herzukommen, weil er merkt, daß die philosophische Arbeit nicht vorangeht ohne gediegene historische Kenntnis des Altertumes.

So wird diese Zeit immer im Mittelpunkte des theologischen Studiums stehen. Ich bin nun mit ihr verheiratet, und das, was meiner Frau zugute kommt, kommt mir selber zugut. Indem die Stoffe meinen Schülern näher kommen, habe ich selbst für mich Förderung.

Besonders aber freut mich die Tatsache der freundschaftlichen Einheit unter den Mitgliedern, den gegenwärtigen, wie den ehemaligen. Eine Wurzel dieser Erscheinung liegt in der Sache selbst. Von Platon her liegt es in der Wissenschaft selbst, daß alle Beteiligten „φίλοι“ werden. Diese φιλία muß dann aber, um dauernd zu sein, wie alle sittlichen Güter, bejaht werden. Das ist in diesem Seminar geschehen, und die Anwesenheit der älteren Semester ist ein beredtes Zeugnis dafür. Es wäre eine interessante Aufgabe, der in der ethischen Literatur bisher vernachlässigten Frage nachzudenken: Warum stiftet gemeinsame Arbeit soviel Freundschaft?

So danke ich Ihnen allen für Ihr Erscheinen und Ihre Teilnahme an dieser Feier und begrüße Sie aufs herzlichste!

---

Meine lieben Freunde und Freundinnen!

Allem zuvor muß ich Ihnen meinen herzlichsten Dank aussprechen für das, was am 7. Mai, dem eigentlichen Tage, durch den Mund des gegenwärtigen Seniors, und ich darf auch sagen, im Namen aller früheren Mitglieder, so weit er sie erreichen konnte, mir gesagt worden ist, sowie für das herrliche Geschenk, das Sie mir überreichen ließen. Indem ich diesen Dank ausspreche, füge ich hinzu, daß ich mir eigentlich keine bessere Situation denken kann als ein Jubiläum mit 60 Jahren. Mit 70 Jahren kommt einem alles wie ein beneficium flebile vor, das ist bei 60 Jahren nicht der Fall. Mit 60 Jahren kommt man sich als ein Greis vor, der eigentlich kein Greis ist, und dann wird einem doch alles das beschert, was früher nur an das Haupt von Greisen geheftet wurde. Und diese hybride Mischung ist für den, der sie bekommt, außerordentlich erfreulich. Ich danke Ihnen dafür.

Wenn ich an das Seminar denke, so kann ichs rühmen, denn es ist mir beschert worden, wie einem eine Frau beschert wird. Ich bin ganz unschuldig dran. Ich bin in der angenehmen Lage, wie unter dem Weihnachtsbaum mit schönen Geschenken beschenkt zu werden. Meinen Anteil daran kann ich auf die einzige Formel bringen: daß ich das Leben nicht als Pappdeckel nehme, sondern als Leben. Das würde etwa das Geheimnis sein, das ich ausplaudern könnte. Das habe ich von meiner lieben Mutter, daß ich das Leben nehme als etwas Lebendiges und nicht als etwas Totes.

Wenn ich nun zurückblicke und auf all' die Freunde sehe, die durch das Seminar gegangen sind, so liegt wirk-

lich etwas außerordentlich Großes darin. Ich könnte sagen, es liegt ein Stück unserer theologischen nicht nur, sondern der allgemeinen deutschen Kulturgeschichte darin. Denn von Anfang an, wo es ganz besonders schön war, damals 1874, waren darin Gregory, Loofs, Rade, der leider uns so früh entrissene Wrede, Bornemann und noch ein paar; ein Kreis von sechs, sieben Leuten war es, der sich damals um mich versammelte. Das kam in Leipzig so, daß es wohl noch niemals einem jungen Mann, vielleicht Melancthon ausgenommen, so glücklich ging wie mir. Ich kam mit 21 Jahren nach Leipzig und habe mich noch 1½ Jahre dort vorbereitet, dann habilitierte ich mich. Weiter war die Situation, die ich vorfand, diese, daß zwar ausgezeichnete Leute da waren — denn diesen Ruf hatten sie — zugleich aber, daß sie schlechte Musikanten für die Studenten waren — das kann ich ruhig sagen — so daß ich mit 23 Jahren auf einmal eine Ernte einheimen konnte, wie sie sonst nur auf der Höhe des Lebens beschert ist. Ich las meine erste Vorlesung — wenig anziehend für den Studenten und noch dazu kein Pflichtkolleg — selbst 23 Jahre alt, Gnostizismus: 120 Zuhörer. Ich habe es nie wieder gelesen. Damals schrieb ich noch alle Kollegienhefte sorgfältig und zwölf Jahre hindurch habe ich nichts gesprochen, was ich nicht aufgeschrieben habe, bis nach Marburg hin, trotzdem ich nie vorgelesen habe. Erst von Marburg ab habe ich nichts mehr aufgeschrieben. Da ich dann mit verschiedenen Tinten Nachtragungen machte, sahen schließlich meine Hefte ganz buntscheckig aus, wie eine Partitur von Richard Strauß. Ich konnte sie lesen wie eine Partitur. Ich wußte, wo alles stand — also wirklich wie eine Partitur — und mit einem Blicke übersah ich sie dann. Vor diesem Heft über Gnostizismus graust es mir, wenn ich heute daran denke. Nun, das Kolleg wurde liebevoll aufgenommen. Und dann kamen alle diese ausgezeichneten jungen Leute — nicht alle Namen sind mir gegenwärtig. Auf ein-

mal war es mir also beschert, so daß ich die deutliche Empfindung hatte: du hast wirklich die besten Studenten, die da sind. Und dann gab das von selbst eine Tradition; nicht ich schuf eine Tradition, sondern diese schufen sie. Sie sagten es weiter an andere, und ich heimste das ein. Die Tradition wurde geschaffen ganz neben mir.

Dann ist das Seminar weiter gegangen und hat Veränderungen einschneidender Art erlebt. Um Einiges zu erwähnen: eines Tages stellte sich eine Dame ein, und diese Dame konnte etwas, und infolgedessen wurde sie respektiert von denen, die da waren. Als sich zwei bis drei Jahre vorher einmal die Tür öffnete und eine Dame erschien, da wurde sie durch Scharren hinausgegrault. Aber das liegt weit zurück. Dann kam eine Dame nach der andern, und ich bin überzeugt (Sie werden mir zustimmen): wir haben keine Dame gehabt, die nicht ihren Mann gestanden hätte, wenigstens nach meiner Erinnerung keine einzige. Das Umgekehrte kann ich nicht ohne weiteres sagen. Kurz, das ist sehr gut eingeschlagen, wir sind kameradschaftlich zusammengetreten, und bald war es eine ganz selbstverständliche, ständige Einrichtung. Aus allen Ländern und auch aus allen Konfessionen waren Leute da. Eines Tages kam ein junger Mann zu mir und sagte: „Kann ich eintreten? Ich bin nicht Theologe, ich bin konfessionslos, ich bin Atheist; ich möchte aber in Ihrem Seminar Studien treiben.“ Ich sagte ihm: „Kommen Sie nur.“ Merkwürdig ist es mit diesem Mann weitergegangen. Er blieb lange konfessionslos und nach Jahren bekam ich einen Brief: „Aus diesen und diesen Gründen soll ich zum Christentum übertreten; soll ich das?“ Da schrieb ich ihm zurück: „Nein, aus diesen Gründen können Sie nicht übertreten.“ Die Antwort kam: „Sie haben ganz recht, ich trete nicht über.“ Dann schrieb er wieder nach etwa zehn Jahren: „Ich trete jetzt zum Christentum über, mein Standpunkt ist dieser.“ Da schrieb ich ihm wieder: „Gut, jetzt können Sie übertreten.“ Auch ein Erlebnis aus dem Seminar.



Dann lassen Sie uns die stolze Reihe der Senioren übersehen. Sie erleben ja gewöhnlich eine etwas gemischte Empfindung. Es wird ohne weiteres anerkannt, daß ihr Amt eine gewisse Superiorität ergibt, die natürlich stets auf die Person angewendet wird. Es entstehen dann die in der Kirchengeschichte bekannten Zustände der Spannung zwischen Person und Amt. Im allgemeinen aber wird das Seminar mir bezeugen können, daß meine Auswahl der Senioren dem Seminar zur Freude und Ehre gereicht hat. Ich will diese Reihe, die ich für Berlin mir habe aufschreiben lassen, Ihnen mitteilen, damit Sie sehen, wie sie ist. Der erste Senior, Pfarrer Dr. F o e r s t e r , nimmt jetzt in Frankfurt eine sehr geachtete Stellung ein, ein Mann, den jeder, der ihn kennt, lieben und ehren muß, ein Mann, der außerdem durch ein großes, zweibändiges Werk, durch seine Darstellung der Entstehung der Preußischen Landeskirche für immer sich in die Preußische Kirchengeschichte mit seinem Namen eingegraben hat, der außerdem durch die Kraft und Liebenswürdigkeit seines Wesens eine große und bedeutende Rolle in Frankfurt spielt.

Dann kam Dr. C o n r a d , jetzt Konsistorialrat und Säule des Preußischen Kirchenwesens. Er hat sich in seinen Anschauungen etwas anders entwickelt. Sie sehen, auch so kann die Sache gehen. Wir üben vollständige Freiheit. In persönlichen Dingen machen Überzeugungsdifferenzen keinen Unterschied. Richtungsunterschiede gelten nicht, so lange der Mann mit Ernst arbeitet.

Dann kam mein verehrter Freund Bittlinger , der, nachdem er eine Zeit lang in Dahme Pastor gewesen ist, nun unter uns in Berlin weilt, und den ich besonders geschätzt habe, weil er immer wieder dort, wo eine herkömmliche Betrachtungsweise war, einen Tick hatte, zu betrachten, ob nicht neben einem Gang von A nach B eine Parallele von B nach A laufe. Dann kam Berlinicke , über den ich nicht sprechen kann, da sein Geist umnachtet wurde. Dann kam Schneemelcher ,

über den zu sprechen er sich wahrscheinlich verbitten wird; er ist auch uns allen als Sekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses genugsam bekannt. Dann Professor Knopf, jetzt in Wien, dann Herr Veit, ebenfalls in Frankfurt, dann Erfurth, der eine sehr segensreiche Tätigkeit als Direktor der Inneren Mission jetzt in Elberfeld hat. Es ist also nach den verschiedensten Seiten hingegangen. Dann Kraatz, dann kam Roese, jetzt Divisionspfarrer in Diedenhofen, der Militärreligion erhalten will und der zugleich an der Spitze der Jugendbewegung steht und nach dieser Seite hin in außerordentlicher Kraft wirkt. Also wir sind nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der höher zu bewertenden Praxis christlicher Liebestätigkeit lebendig. Dann Zscharnack, mein nunmehriger verehrter Kollege. Nun beginnt die Reihe der Dauersenioren. Das ist natürlich für mich sehr bequem. Die, die da lange waren, haben dem Seminar außerordentlich genützt: Otto Dibelius, der jetzt in Danzig ist, ein umsichtiger, kluger und wissenschaftlich hochbegabter Mann. Dann kam mein Kollege von Soden, dann Scholz, übrigens sind aus dem Seminar auch eine ganze Reihe von systematischen Theologen hervorgegangen: Wobbermin, Wendland u. a. Die Systematik und die Historie haben einen festen Bund geschlossen. Dann kam der jetzige Senior, der sich außerordentlich aufgeopfert hat, um mir und Ihnen allen dieses Fest zu bereiten.

Aber es wäre sehr einseitig, wenn diese Senioren allein genannt würden. Es ist wie in der Apokalypse: wenn zwölf aus jedem Stamm gezählt werden, so steht hinter ihnen eine große, unzählbare Schar. Unter diesen andern — wie viele Namen wären zu nennen! Und wie viel Namen kann ich nicht nennen, von denen feststeht, daß sie vielleicht noch viel erfolgreicher, hingebender, inniger, gewissenhafter, treuer und zielstrebig in ihrem Kreise wirken als die, deren Namen zufällig in der Öffentlichkeit be-



kannt sind. Und in der Stille wirken sie nicht nur jetzt, sondern fort und fort, von denjenigen an, die in der Leipziger Zeit da waren, wie mein guter Freund *Michelsen*, der mir noch eben den dritten Band seiner Schleswig-Holsteinischen Kirchengeschichte geschickt hat, und der seit 30 Jahren der Historiograph der Kirchengeschichte von Holstein ist.

Von diesem Ende der Nordsee an bis nach Siebenbürgen hin, und andererseits von den russischen Ostseeprovinzen (wo *Berends* ist) bis nach Italien hinein, wo *Gelshorn* sitzt, in Venedig, weiter über den Ozean hinüber nach Amerika — wie viele treue Leute, die im Leben ihren Mann stehen, ihre Stellung gefunden haben und ihrer Sache Ehre machen, sind — ich will nicht sagen, das wäre ein zu stolzes Wort, — aus dem Seminar hervorgegangen, wohl aber mit dem Seminar verbunden. Ihrer aller gedenke ich jetzt, vor allen Dingen auch der Toten. Derer ist schon eine große, große Zahl. Mir kommt mindestens alle zwei Monate ein Brief zu, wo die Witwe oder sonst ein Angehöriger mir mitteilen, daß dieser teure Mann gestorben ist, und daß es mir gewiß wertvoll ist, das zu erfahren. Das sind dann immer Mitglieder des Seminars gewesen. Denn wenn eine Einrichtung 40 Jahre alt ist, dann hält natürlich der Tod eine reiche Ernte. Aber tot oder lebendig, für uns gibt es diesen Unterschied im Letzten nicht. Was wir hier leben, ist eine Spanne. Wir gehören in ein ewiges Reich. Wie dieses Reich beschaffen ist, wissen wir nicht, ahnen wir nicht. Wir wissen nur, daß keine Anlage, kein Gut verloren geht, und daß die Anlagen und Güter, die uns geschenkt sind, nicht aufgehen in die Welt der Größen und der Materie. Und so ist es schließlich einerlei, ob lebend oder tot. Das ist eine Einsicht, eine Hoffnung, die aber ein Stück unseres Lebens ist, ohne die das Leben nicht lebenswert wäre, mit der aber um so deutlicher für uns ist, daß wir jede Stunde und jeden Moment so erfassen sollen, als ob er für uns ein Stück unwieder-

bringlicher Ewigkeit bedeute. Keine Vergeudung ist schlimmer, als die tändelnde Vergeudung der Zeit, keine Sünde ist größer, als die Hingebung an tändelnden Genuß. Denn das macht gemein, und das heißt ein Leben führen, das man auch mit der Ausstattung eines Affen führen kann. Hier entscheidet es sich, ob man zu einer höheren Welt gehört oder zu einer niederen. Mit Worten ist hier nichts getan, mit Worten kann man niemand von einem Leben zum andern bringen, nicht einmal durch ein Vorbild. Man muß aber darauf rechnen, daß in allen denen, in denen ein Funke höheren Lebens ist, nach allem Irrtum dieses sich bewähren wird, und daß der alte Satz der Gnostiker recht hat, nur nicht beschränkt auf eine Menschenklasse, sondern ausgedehnt über alle, daß das Pneuma, der Geist, schließlich seinen Weg finden wird, und daß er auch da sich bewähren wird, wo wir in der Spanne, die wir übersehen können, die Bewährung nicht sehen. Das Leben ist ernst, wenn man auf die Stunde sieht, denn jede Stunde verlangt, daß man das Beste in ihr tut. Das Leben ist heiter, fröhlich, groß, wenn man auf das Ganze sieht, denn wir sind hineingestellt in einen Zusammenhang, in dem es aufwärts geht, und wir verfügen über Kräfte, die aufwärts führen. Daß dieses jedem Mitgliede des Seminars immer einleuchtender werde, und daß alles, was ihn niederhält, immer mehr abgestreift werde, und er immer fröhlicher und zuversichtlicher werde in der Zuversicht, einen großen Gang hinauf zu gehen und zu erkennen, daß die Leiden hier auf Erden der Herrlichkeit droben nicht wert sind — das ist mein Wunsch für Sie!

Das Seminar lebe hoch, hoch, hoch!

---

## 3.

## Ein Wort der Erinnerung.

(Zur ersten Nummer des 50. Jahrganges der  
Theologischen Literaturzeitung.)

(1925)

Gern entspreche ich der Aufforderung von Schriftleitung und Verlag, den Jubiläumstag dieser Zeitung mit einigen Worten der Erinnerung zu feiern und den Blick auf die Zeit ihres Ursprungs zu richten.

Die Theologische Literaturzeitung ist — gleichzeitig mit der Zeitschrift für Kirchengeschichte — in jenen Tagen des Aufschwungs entstanden, da die systematische Theologie durch Ritschl wieder ein Hauptproblem und zugleich Mark in die Knochen erhielt, und in denen die strenge, durch keine Tendenz bestochene geschichtliche Untersuchung aller theologischen Probleme durch Wellhausen, Weizsäcker, Ritschl, Reuter u. A. zur anerkannten Forderung in der Theologie wurde.

Der Aufschwung kam zur rechten Zeit; denn die Theologie war an dem Mißkredit, dem sie zu verfallen drohte, nicht unschuldig. Zwar lag ein Teil der Schuld bei den Zeitverhältnissen — die geistigen Zustände Deutschlands nach dem siegreichen Kriege von 1870 waren jedem Idealismus ungünstig und der unselige Kulturkampf schädigte alles Kirchliche und alle Religion; es waren jene Tage, da man, wenn man sich als Theologen vorstellte, die Antwort

zu hören bekam: „Was? Gehören Sie auch zu jener Unglücksbande?“ — aber ganz unverdient war die Mißachtung nicht: die Theologie war matt, die orthodoxe Apologetik in Rückstand und der kirchliche und der theologische Liberalismus — *excipiendis exceptis* — flach und ahnungslos.

Von der Wissenschaft allein konnte die Hilfe nicht kommen, aber im Protestantismus stehen zu allen Zeiten religiös-kirchliches Leben und theologische Wissenschaft in tiefster Wechselwirkung. Also konnte doch auch die Wissenschaft helfen. Wir hatten uns als junge Theologen in Leipzig durch den glücklichsten „Zufall“ zusammengefunden — der Alttestamentler Graf von Baudissin, der Neutestamentler Schürer, der Systematiker Kaftan, der Textkritiker von Gebhardt und ich als Kirchenhistoriker. Unser Verhältnis zu Ritschl war ein ganz verschiedenes — persönlicher Schüler war keiner unter uns — aber wir waren einig in der Schätzung seiner Bedeutung und Kraft, wie er sie sowohl durch sein Werk über die Entstehung der altkatholischen Kirche als vor allem durch sein systematisches Hauptwerk bewiesen hatte. Ferner aber einigte uns die Überzeugung, daß es gelte, die wissenschaftlichen Kräfte des deutschen Protestantismus aus allen Lagern zusammenzufassen und die theologische Arbeit unter strenge historisch-kritische Beurteilung zu stellen. Den Plan, zu diesem Zweck eine Literaturzeitung zu begründen, hat nach meiner Erinnerung Schürer zuerst gefaßt und sich selbst zur Verfügung gestellt; er wurde dann reiflich erwogen und auch Ritschl mitgeteilt, der sich aufs lebhafteste für ihn interessierte. In dem Verleger fand sich ein Mann, der mitten im kirchlichen Leben stand und mit dem Herzen dem Plane entgegenkam, dessen Ausführung er als Buchhändler übernahm.

Graf v. Baudissin war unterdessen nach Straßburg, Kaftan nach Basel übergesiedelt, aber sie blieben mit

mir die Mitträger des Unternehmens; von den 250 Rezensionen des 1. Jahrgangs der Zeitschrift haben Schürer und wir nicht weniger als ein Viertel verfaßt. Allein es ist doch ganz wesentlich Schürer gewesen, der der Literaturzeitung den Stempel seines Geistes und seiner Absichten aufgeprägt hat — den unbestechlichen Wahrheitsinn, die vollkommene Unparteilichkeit und Ruhe, die strenge Methode und den Geist eines ernsten und freien Protestantismus. Schon in der Auswahl der Rezensenten zeigte sich das: An dem 1. Jahrgang haben 53 Gelehrte mitgewirkt, unter ihnen Lipsius, Overbeck, Weizsäcker, Wellhausen einerseits und Kähler, v. Oettingen, Plitt, Zahn andererseits. Dieser Ruhm, Gelehrte aus allen Lagern und Richtungen zu vereinigen, ist der Theologischen Literaturzeitung geblieben, wenn auch zeitweilig, wenn die Wellen der theologischen und kirchlichen Bewegungen hoch gingen, dieser und jener sich zurückgezogen hat, weil es bei aller Unparteilichkeit der Redaktion doch unverkennbar war, daß diese Zeitung der freien wissenschaftlichen Theologie gehört. Diese hat es immer abgelehnt, sich als „liberale“ bezeichnen zu lassen, da diese Bezeichnung so unpassend ist wie die einer „liberalen Botanik“; allein vielleicht ist es angezeigt, heute diesen Namen als Ehrennamen aufzunehmen, da evangelische Theologen vom „Bankrott“ der „liberalen“ Theologie sprechen. Man braucht die Sache nicht tragisch zu nehmen; denn sie wissen nicht, was sie tun, und werden selbst bald Wasser in ihren Wein gießen oder aus der wissenschaftlichen Theologie ausscheiden. Was sie uns lehren konnten und gelehrt haben, konnte minder anspruchsvoll, bescheidener und in den gewohnten Formen wissenschaftlicher Aussprache geschehen.

Die Theologische Literaturzeitung ist, wie jüngst, so in allen Jahrzehnten auf der von Schürer vorgezeichneten Bahn unbeirrt, bald schneller, bald langsamer, geschritten. Viele Jahre hindurch hat er selbst die Redaktion



geführt — auf ein paar Jahre hatte ich sie übernommen, dann trat er wieder ein — hierauf wechselten die Redaktionen, aber der Geist der Zeitschrift blieb unverändert; denn die theologische Eigenart und Farbe des jeweiligen Redakteurs war ja nur willkommen und bedeutete prinzipiell keinen Wechsel.

Was hat die Theologische Literaturzeitung in den 49 Jahren ihres Bestehens geleistet? Man kann es mit einem Worte sagen: sie hat nach innen und nach außen den Gehalt und das Ansehen der theologischen Wissenschaft gestärkt und sich also um ihren Aufschwung aufs kräftigste verdient gemacht. Theologe zu sein ist keine Schande mehr wie vor fünfzig Jahren!

Blicke ich rückwärts, so sind es fast nur noch Schatten, die vor meinen Blicken aufsteigen. Von den 53 Mitarbeitern des Jahres 1876 leben nur noch fünf (oder vielleicht noch sieben?). Ich grüße den Ältesten unter uns, Prof. Zahn in Erlangen; er wird über alles Trennende hinweg den Gruß freundlich aufnehmen; ich grüße die Berliner Freunde, Grafen v. Baudissin und Kaftan und den Halle'schen Freund Kattenbusch; die übrigen sind entschlafen, aber nicht vergessen.

Blicke ich vorwärts, so macht mir für die Zukunft der Nachwuchs Sorge, weil ihm die theologischen Richtlinien verblassen und unsicher werden, und weil die wirtschaftliche Not ein ausreichendes wissenschaftliches Studium unmöglich zu machen droht. Unter sieben Jahren hingebender Arbeit kann auch der Begabteste heute nicht die Höhe ersteigen, auf welcher die Aufgaben der wissenschaftlichen Disziplinen liegen; wie wenige aber sind in unsrer Zeit in der Lage, nach dem 18. Jahr eine so lange Zeit hindurch ohne eigenes Einkommen zu leben! Aus drohender Verwirrung der Geister müssen wir die Jugend zur Schlichtheit ernster Wissenschaft und zur Einfalt des evangelischen Glaubens führen. Dazu kann auch, wie bis-

her, diese Zeitung helfen. Die andere Aufgabe liegt außerhalb ihres Vermögens; aber ihre Mitarbeiter sollen nicht müde werden, die „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft“ und private Hilfe zur Förderung des Nachwuchses anzurufen.

---



## 4.

## Erinnerungen an Wolf Grafen von Baudissin.

(1926)

Ich war an drei Universitäten mit Baudissin zusammen: in Leipzig, Marburg und Berlin. Als ich ihn in Leipzig kennen lernte, war er 25 Jahre alt. Eine gewisse Weichheit lag in seinem Wesen; den Hintergrund seiner ganzen Existenz bildete ein getrösteter Schmerz, der ihn aber immer beschattete. Er war wie eine Landschaft, in der das eigentliche schwere Gewitter vorbei ist, aber noch sanfte Tropfen fallen. Ein Stimmleiden quälte ihn, das erst in späteren Jahren behoben wurde. Wir bereiteten uns gleichzeitig zur Habilitation vor und bestanden in derselben Woche das Licentiaten-Examen. In dieser Vorbereitungszeit förderte er mich im Hebräischen, ich ihn in Kirchengeschichte. Zur Vorbereitung auf die Prüfung verkehrten wir vielfach in der lateinischen Sprache. Baudissins Hauptlehrer war Delitzsch, dem er auch immer treue Verehrung bewahrt hat. Delitzsch wurde von seiner Frau pekuniär außerordentlich knapp gehalten. Von seinem geringen Taschengeld mußte er auch noch die Studenten bewirten, die an ihn empfohlen waren. Er tat das, indem er sie in ein äußerst bescheidenes Café zu einer Tasse Kaffee einlud: „Nun wollen wir Kaffee schwelgen“. Nur besonders Bevorzugten wurde dazu noch ein kleines Stück Kuchen gespendet. Aber die Studenten rechneten es sich als hohe Ehre an, Delitzsch's Gast zu sein, und vor allen wurde Baudissin dieser Ehre häufig gewürdigt. Delitzsch hatte nicht einmal Ver-

fügung über die Einnahmen, die er durch seine Bücher erhielt; nur wenn er für andere Gelehrte oder für Verleger Korrekturen las, behielt er das Geld dafür hinter dem Rücken seiner Frau für sich.

Die Habilitation, mit der eine vierstündige lateinische Disputation mit sämtlichen Mitgliedern der theologischen Fakultät verbunden war, verlief glücklich; neben mir und Baudissin habilitierten sich um dieselbe Zeit Schürer, Kaftan und Stade, sodaß man wohl von einer „jungen“ Fakultät neben der „alten“ sprechen konnte, deren Führer Luthardt und Kahnis waren. In Leipzig ging damals noch der Geist Gottscheds und Gellerts um; Geistes- oder Ideen-Geschichte treiben zu wollen, machte einen beinahe verdächtig. Schürer hatte eine angeborene Verwandtschaft zum sächsischen Wesen; Oskar v. Gebhardt hielt alles, was über Textkritik hinausging, für baren Schwindel; aber die übrigen „Jungen“ gingen andere Wege, und man muß es der „alten“ Fakultät zur Ehre anrechnen, daß sie der „jungen“ nirgends ernstlich in den Weg trat. Zwischen Stade und Baudissin bildete sich menschlich und wissenschaftlich keine Beziehung, aber Kaftan und Baudissin hatten als Holsteiner viel Gemeinsames. Baudissin war ein Genie der Freundschaft. Wo er sich einer Gemeinsamkeit bewußt war, da hielt er sie fest und ließ sich durch einzelne Meinungsverschiedenheiten nicht erschüttern, selbst dann nicht, wenn sie grundlegender Natur waren. So hat er an mir gerade in den letzten Jahren gewiß manches mit seiner stummen, lächelnden Kritik begleitet, aber zur Trennung ist es nie gekommen, denn das gehörte zu dem Aristokratischen in seinem Wesen: Er vermied es, Gegensätze auszusprechen; wenn er auch unter vier Augen oft messerscharfe, caustische Kritik übte, wenn er, wie im Falle Wellhausen, wußte, daß er selbst kritisiert wurde, so hat er dem im größeren Kreise oder in Veröffentlichungen doch niemals Ausdruck gegeben. Aristokratisch an ihm war auch seine Abneigung, in die Öffentlichkeit zu treten. Er unterschrieb

keinen Aufruf, unterzeichnete keine Erklärung, beteiligte sich an keiner Partei und an keiner Einzelaktion.

Nach bestandenem Examen reisten die fünf jungen Privatdozenten Baudissin und Kaftan, Schürer, ich und Herdegen zusammen nach Italien. Baudissin und Kaftan hatten als echte Holsteiner keinen leichten Zugang zur italienischen Landschaft und Kunst wie auch zu dem romanischen Volkstum. Das gab zu manchen erheiternden Zwischenfällen Veranlassung. In Rom trafen sie den alten Hase, der sich ihrer als ein liebenswürdiger Führer, und Romkenner annahm, und dessen höfliche Anrede als die „Herren Kollegen“ ihnen lieblich in die Ohren klang. Gemeinsame Wagenfahrten, bei denen ich als der Jüngste auf dem Bock saß, führten in die weitere Umgebung der Stadt.

Nach einjähriger Tätigkeit als Privatdozent in Leipzig bekam ich durch Holtzmann in Straßburg die Nachricht, daß ich von der dortigen Fakultät einstimmig zum Extraordinarius vorgeschlagen, und meine Berufung daher sicher sei. Aber zwei Tage darauf traf ein Telegramm von dem gerade auf Reisen befindlichen Baudissin ein: „Bin zum Extraordinarius in Straßburg ernannt; soll ich annehmen?“ Was war geschehen? Ein Vetter von Baudissin war Staatssekretär in Elsaß-Lothringen, und er hatte beim Kurator die Berufung seines Vetters einfach erzwungen. Natürlich redete ich Baudissin zur Annahme zu, und unsere Freundschaft litt unter diesem Zwischenfall nicht im mindesten.

Während wir in Leipzig habilitiert waren, ereignete sich das Vordringen der Ritschl'schen Theologie. Baudissin war mit mir darin einig, daß Ritschls Exegese sehr schwach war, und in schweigender Übereinkunft haben wir beide über Ritschls zweiten Band nie gesprochen. Aber andererseits schätzte er, wie ich, die letzte Abzweckung Ritschls so hoch ein, daß man ihn selbst in gewissem Sinne einen Ritschlianer nennen kann.

In Marburg kamen wir dann im Jahre 1886 wieder zusammen. In diesen Jahren habe ich manchmal gefürchtet, daß eine starke Hypochondrie von ihm Besitz ergreifen könnte, und habe nie ergründen können, wie weit an seinen mannigfachen Klagen seine tatsächlich zarte Konstitution, und wie stark seine hypochondrische Anlage beteiligt war. Tatsächlich ist er aber, besonders in den Berliner Jahren, immer gesünder und leistungsfähiger geworden, wenn auch der getröstete Schmerz im Hintergrunde seines Wesens dauernd bestehen blieb. In den Jahren, in denen wir räumlich getrennt waren, hielten wir uns durch Briefe über alles Wichtige in unserem Leben immer auf dem Laufenden. In der Berliner Zeit sagte er sich regelmäßig etwa viermal im Jahr zur Teestunde bei uns an, kam mit dem Glockenschlag, blieb eine Stunde und sprach sich über die Dinge in Wissenschaft und Literatur aus, die ihn beschäftigten. Denn neben der Wissenschaft stand bis in seine letzten Tage das Interesse an schöner und allgemein wissenschaftlicher Literatur. Dies Interesse war ihm von seinem Onkel, dem Shakespeare- und Molière-Übersetzer Wolf Baudissin überkommen, bei dem er in Dresden als junger Mann häufig seine Ferien verlebte. In bezug auf seinen theologischen Standpunkt gilt, daß er im Negativen sicherer war als im Positiven und in der Aussprache gehemmt durch seine starke Pietät und seine Abneigung gegen alle Polemik. Er war kein Bahnbrecher, aber wo er ging und arbeitete, räumte er auf und schuf einen sauberen Weg. Schwebendes und Problematisches schob er bei Seite; „man soll da schweigen“. Er war schlechthin aus einem Guß und weit entfernt von dem Goetheschen Wort:

„Und so spalt ich mich Ihr Lieben  
Und bin immerfort der Eine.“

---

5.  
Ansprache  
bei der Einweihung des Harnack-Hauses  
der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft  
zur Förderung der Wissenschaften.

(1929)

*Die Einweihung des vor allem zur Aufnahme wissenschaftlicher Gäste der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft bestimmten „Harnack-Hauses“ in Berlin-Dahlem fand am 7. Mai 1929, Adolf v. Harnacks 78. Geburtstage, statt. Unter den Ehrengästen befand sich der Präsident des Senates der Stadt Danzig, S a h m. Der Vizepräsident der Gesellschaft, Herr K r u p p v o n B o h l e n u n d H a l b a c h führte bei der Feier den Vorsitz und überreichte Adolf v. Harnack den Schlüssel des Hauses. Auf den Vortrag des Generaldirektors G l u m, der Entstehung und Bedeutung des Hauses schilderte, folgten Begrüßungsansprachen des Reichsministers des Auswärtigen S t r e s e m a n n, des amerikanischen Botschafters S c h u r m a n, des Rektors der Universität Berlin, Professor H i s und des Professors H a b e r, Direktor des Kaiser Wilhelm-Instituts für Chemie. Professor Haber sprach im Namen der wissenschaftlichen Mitglieder der Gesellschaft und bemerkte im Laufe seiner Rede, daß die Gesellschaft — wäre sie ein paar hundert Jahre früher ins Leben getreten — „so etwas wie eine gefürstete Abtei abgegeben hätte“. Die folgende Ansprache Adolf v. Harnacks beschloß die Feier.*



Herr Senatspräsident, meine Herren Botschafter, Excellenzen, hochansehnliche Versammlung! Auch wenn ich hier in diesem Saale noch eine unbegrenzte Zeit vor mir hätte, könnte ich heute nur sehr kurz sprechen; denn ich bin von dem, was ich hier in Ihrem Vereine erlebt habe, so überwältigt, daß ich nicht viel zu reden vermag. Ich könnte zunächst nur das eine Wort sagen, das mir zum deutlichen Bewußtsein gekommen ist: „Man lebt nur soviel, als man sich des Wohlwollens anderer freut“, und wenn das in solchem Höhepunkt geschieht wie hier, so wird man so klein in bezug auf sich selbst und so groß in bezug darauf, Gegenstand der Liebe anderer geworden zu sein, daß der Mund verschlossen ist. — Darum nur den Herren Rednern jedem ein Wort, so gut ich's vermag!

Der Herr Generaldirektor mit seinem Bericht! Ich muß hier diesen Bericht ergänzen. Ich habe mich um dies Haus die ganze Zeit hindurch natürlich gar nicht gekümmert. Alles, was Sie hier sehen, in Gedanke, Ausführung und Vollendung ist das gemeinsame Werk des Herrn Generaldirektors und des ausgezeichneten Baumeisters Prof. Sattler, und wir können da nur dankbar sein, — die ganze Gesellschaft mit mir.

Herr von Krupp! — Sie haben gesagt, daß einer der wichtigsten Punkte der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft und ihrer Idee die Zusammenführung von Wissenschaft und Industrie ist — von Wissenschaft und Industrie und, wie ich hinzufügen kann, selbstverständlich auch von allen denjenigen, die nicht Vertreter der Wissenschaft sind, aber große Funktionen in unserem Staate vollziehen. Sie haben ganz recht getan, daß Sie den Wunsch der engsten Beziehungen mir aus der Seele gelesen haben; denn es ist mir ein tiefes Anliegen gewesen, überall, wo ich Klüfte sah, wo ich Spannungen sah, an dem Roman teilzunehmen, „ob sie sich kriegen werden“, und ich habe das gewiß zu meiner Lebensaufgabe gemacht. Aber es liegt mir nicht nur daran, daß die Dinge sich kriegen. Die

kriegen sich gar nicht, wenn sich die Menschen nicht kriegen, und hier habe ich die herrliche Erfahrung gemacht, daß ich nicht nur mit der Industrie, sondern auch mit den Industriellen, nicht nur mit der Landwirtschaft, sondern auch mit den Landwirten, nicht nur mit den Banken, sondern auch mit den Bankiers, nicht nur mit den Gewerkschaften, sondern auch mit den Arbeitern — und so geht das fort — nicht nur mit den Städten, sondern auch mit ihren Bürgermeistern vielfach in eine herzliche, hin und wieder in eine innige Beziehung getreten bin. Vielleicht niemals hat da etwas versagt. Innerhalb des Kreises aber, aus welchem heraus Herr von Krupp am nächsten gesprochen hat, nicht nur Genossen, sondern Freunde gefunden zu haben, das gehört zu den tiefsten Erlebnissen meines Lebens, und dafür spreche ich meinen tiefsten Dank dem Senat und allen seinen Mitgliedern wie auch den Mitgliedern der Gesellschaft aus, ebenso wie ich nur wiederholen kann: mir ist nirgendwo eine sachliche Zusammenfassung begegnet, bei der ich nicht auch etwas für das Gemütsleben gewonnen hätte.

Durch den Mund unseres verehrten Herrn Reichsaußenministers sind wir begrüßt worden von den Behörden, von dem uns teuren Reich und Ländern und von allem, was dazu gehört, und er hat mit dem tiefen Verständnis, das ihm gerade auf diesem Gebiete eigen ist, uns ausgeführt, welche Bedeutung das kulturpolitische Leben der Staaten hat. Wenn man mich fragt: Haben wir denn nicht genug an dem Gelehrtenaustausch usw.? so antworte ich: Nein, es sind zwei Dinge absolut nötig, und darum müssen die Gelehrten — und die besten — ausgetauscht werden. Wir wollen die Methoden der anderen kennenlernen, und wir wollen die Männer selbst kennenlernen. Die Methoden, weil das etwas ist, was man nicht in Büchern niederlegen kann. Was darüber in Büchern geschrieben wird, das kennen wir; aber außerdem gibt es doch etwas ganz Unvergleichliches, was man ken-



nenlernen kann, weil die Methode keine Geheimwissenschaft ist, obwohl jeder die seine hat. Und die Menschen! Meine Damen und Herren, man rettet sich bedeutenden Menschen gegenüber nur durch die Liebe. Es gibt keinen andern Weg. Ich kann nichts anderes wünschen. Ich habe auch schon die Erfahrung gehabt, wieviel Verehrung, wieviel Liebe und wieviel inniger Zusammenhang durch den Austausch hier und dort entstanden ist. Methoden und Menschen, gilt es, kennen, ehren und lieben lernen.

Die Reichsbehörden aber bitte ich — das gehört zu den Bitten, die, wie im Vaterunser, wenn man sie ausspricht, schon erfüllt sind und fort und fort erfüllt werden — ihr größtes, ungeteiltes Wohlwollen uns weiter zu schenken, überall, wo wir verankert sind: in den Provinzen, in den Städten und wo es immer sei. Noch niemals hat ein Ruf von uns kein Echo gefunden. Wir danken dafür aufs herzlichste. Überall hat unser Ruf *stets* ein Echo gefunden, wo es auch eine Schicht deutschen Lebens und besonders auch Organisationen gab. Also, bitte, Herr Reichsaußenminister, setzen Sie das fort in demselben Geiste, in dem wir die beiden unvergeßlichen Gespräche geführt haben, deren ich mich sehr gut erinnere.

Und dem Herrn Rektor der Universität sage ich: wir sind felsenfest davon durchdrungen, daß die großen leitenden Stätten der Forschung die Universitäten und Hochschulen sind, daß Unterricht und Forschung nicht voneinander getrennt werden dürfen, und daß die Forschung gestärkt werden muß. Sie werden uns immer auf der Seite derer finden, die nicht etwa die Universitäten nur im jetzigen Zustande lassen wollen, sondern die jederzeit einsetzen, was sie haben, um die Universitäten, ihr Leben und ihre Aufgaben zu stützen.

Herrn Haber kann ich zu meiner Freude antworten: Daß die Kirchengeschichte sich bereits unter den Direktoren der Kaiser Wilhelm-Institute verbreitet zu haben scheint, das ist ein Erfolg, von dem ich bisher gar nichts

wußte und von dem ich zu meiner Freude diese Offenbarung sehe. Daß mir das nicht unangenehm ist, brauche ich nicht hervorzuheben. Aber daß Herr Haber so freundlich war, seine Worte in dies mein Metier zu kleiden, dafür sage ich ihm meinen besonderen anerkennenden Dank.

Aber jetzt ohne Scherz! Wer stünde denn meinem Herzen in bezug auf das Leben der Gesellschaft näher als diejenigen, die wirklich daran arbeiten: die Direktoren, die Wissenschaftlichen Mitglieder und die Assistenten? Das versteht sich! Wir anderen alle sind Blätter; jene sind Blüten und Früchte.

Zwei Reden haben geschlossen mit dem Hinblick darauf, daß alle zeitgeschichtliche Arbeit dem Ewigen dient. Gewiß, gegenüber der flüchtigen Zeit und den Erscheinungen der flüchtigen Zeit sucht der Naturforscher auch dort das Bleibende — das nicht an den Tag Gebundene, nicht das, was nur heute wichtig ist, sondern das, was wirklich ist und bleibt —, und er weiß auch sehr wohl, daß man sich trotz allem Schlimmen, das mit bloßen Erscheinungen getrieben wird, nicht nur an die Erscheinungen halten darf, sondern hinter die Erscheinung — auf das Sein — kommen muß. Und unsere Zeit hat in der Naturwissenschaft wahrlich gelernt, welch ein ungeheures Gebiet, rätselhaft bis zum Paradoxen, hinter den Erscheinungen liegt. Umgekehrt ist aller Idealismus nichts wert, der nicht Idealismus des Wirklichen ist. Das soll unsere Losung sein.

Hochverehrte Herrschaften! Sie sehen, was für ein lächerliches Gedächtnis ich habe: ich habe vergessen, des amerikanischen Botschafters zu gedenken. Ich möchte das mit folgenden Worten nachholen: Der Zusammenhang der amerikanischen und deutschen Wissenschaft ist fort und fort im Steigen, und wir haben nirgendwo soviel Entgegenkommen gefunden und lernen nirgendwo so viel wie bei Ihnen. Das wollte ich noch sagen, zugleich für alle Unterstützung dankend, die Amerika uns in der Wissenschaft

hat zuteil werden lassen. Herüber und hinüber gilt, Herr Botschafter: fassen wir unsere Händel! Jeder wird stärker werden, wenn der andere ihm behilflich ist.

Ich habe noch mitzuteilen, daß wir zur Feier des Tages die Herren Reichsminister a. D. Dr. Köhler, Staatssekretär Prof. Dr. Popitz und Staatssekretär Zweigert und die Herren Dr. h. c. James Loeb und Botschafter Dr. h. c. Schurman zu Ehrenmitgliedern der Gesellschaft gewählt haben, indem wir ihnen unser Ehrenzeichen übergeben. Zu diesen Ehrenmitgliedern rechnen wir alle, die dies Abzeichen haben.

Endlich muß ich dafür danken, daß dieses Haus meinen Namen erhalten hat. Ich kann fast sagen, daß mir das peinlich ist. Und doch eine Freude! Erlauben Sie aber, daß ich schließe mit einer kleinen Erinnerung! Es sind bald 80 Jahre her, da war mein Vater einer der Allerersten, die aus Dorpat nach Deutschland als Professoren berufen wurden — einige Jahre später als Ernst von Baer — und mein Vater hat somit begonnen den Austausch zwischen meinem Heimatlande und Deutschland hin und her, und seine Söhne haben ihn fortgesetzt nebst vielen anderen. Erlauben Sie, daß, wenn Sie die Güte hatten, dieses Haus Harnack-Haus zu nennen, ich an einen früheren Träger dieses Namens, an meinen Vater, erinnere

Nochmals herzlichen Dank!

---

6.  
Meine Zeitgenossen  
aus dem achtzehnten Jahrhundert.

(1929)

Ich bitte meine verehrten Leser und Leserinnen, diese Überschrift nicht für seltsam oder gar für anspruchsvoll zu halten — ich will einfach von Männern und auch von einer Frau erzählen, die noch im 18. Jahrhundert geboren sind und für mein Leben bedeutungsvoll waren; dafür weiß ich keine bessere Überschrift. Im Alter löst man sich leise von der Gegenwart; statt dessen werden die Erinnerungen an die Vergangenheit lebhafter und schließen sich mit dem Ausblick auf die Generation der Enkel eigentümlich zusammen. Mir wenigstens geht es so, daß mich die Enkel zu jener Zeit zurückrufen, „da ich noch selbst im Werden war“, aus der „die lieben Schatten“ auftauchen, die einst mit lebendiger Kraft mein Leben mitbestimmt haben.

\*

Geboren bin ich 1851 zu Dorpat, wo mein Vater Professor der Theologie war; aber schon im Jahre 1853 siedelte er in derselben Eigenschaft nach Erlangen über, um dann im Jahre 1866 in seine alte Stellung nach Dorpat zurückzukehren und dauernd dort zu bleiben. Ich habe also meine Kindheits- und Knabenzeit in Süddeutschland, die letzten Gymnasialjahre aber und meine ganze Studen-

tenzeit im nordischen deutschen Kolonialland, in den baltischen Provinzen, verlebt.

Von meinen Großeltern habe ich nur meine Großmutter mütterlicherseits gekannt; die anderen waren lange vor meiner Geburt gestorben; aber außer meiner Großmutter väterlicherseits, die schon als junge Frau dahingegangen ist, haben jene andere Großmutter und die beiden Großväter den Geist meines väterlichen Hauses fortwirkend auf tiefste bestimmt. Mein Großvater Harnack, als Geselle aus Ostpreußen nach Petersburg ausgewandert, war dort als angesehener Schneidermeister tätig; entscheidend aber für sein inneres Leben wurde es, daß er sich in Petersburg Johannes E. Goßner anschloß, der 1820 bis 1824 dort gewirkt hat. Goßner, damals noch katholischer Geistlicher, aber aus jenem frommen Sailerschen Kreise in Bayern stammend, der auch die evangelische Frömmigkeit befruchtet hat, war von Freunden Alexanders I. nach Petersburg für eine überkonfessionelle Evangelisation berufen worden. Der gottinnige, schlichte Mann, der später bekanntlich zum Protestantismus übergetreten ist und in Berlin bedeutende Werke der Inneren und Äußeren Mission begründet hat, entfaltete in den wenigen Jahren seiner Petersburger Zeit eine große Wirksamkeit und zog auch meinen Großvater und seine Familie in seinen Kreis. Mein Vater ist später strenger Lutheraner geworden, aber nicht nur hat er bis zuletzt in Verehrung Goßner Dank gewußt, sondern auch sein inneres Leben und seine Kirchlichkeit blieben durch die lebendige Frömmigkeit dieses Mannes bestimmt. Mit ihm hat er von einer Vermengung der Religion mit Machtpolitik nie etwas wissen wollen. Dieses Erbe rein und in Ehren zu halten und über die konfessionellen Zäune hinwegzuschauen, war mir stets ein tiefes Anliegen.

Mein Großvater mütterlicherseits, Gustav E w e r s, ist als Bauernjunge in Amelunxen bei Corvey in Westfalen aufgewachsen, setzte es durch ungewöhnliche Anlagen und



eisernen Fleiß durch, in Göttingen zu studieren, ging als Hauslehrer nach Livland, warf sich mit aller Kraft auf das damals kaum noch berührte Studium der russischen Geschichte, begründete die russische Rechtsgeschichte, wurde Professor an der neuen deutschen Universität Dorpat und brachte sie, Jahr um Jahr zum Rektor gewählt, erst zu wirklicher Aktivität und Blüte. An seinem frühen Grabe (1830) bezeugte die Universität: „Die Werke seines Geistes muß der Tod stehen lassen; sie lassen sich nicht einsargen, sondern bleiben unter uns und zeugen überall von des Verewigten Gegenwart. Es müßte die ganze Universität begraben werden, wenn sein Andenken erlöschen sollte; denn es ist nichts an ihr, was nicht während seines zwölfjährigen Rektorats seine wohltätige Wirksamkeit erfahren hätte und dadurch zu höherer Vollkommenheit gehoben worden wäre.“ Seine Freunde stritten sich darum, ob er bedeutender als Gelehrter oder als Organisator gewesen ist; aber darin waren sie alle einig, und so ist es mir überliefert, daß er mit zielstrebigem, unbeugsamer Kraft in Wort und Tat eine bestrickende Liebenswürdigkeit verbunden hat und auch den echten niederdeutschen Humor und Witz. Den eigentümlichen *genius loci almae matris Dorpatensis*, der ihr bis zu ihrer Erdrosselung geblieben ist, hat er ins Leben gerufen.

Ewers heiratete die Tochter der Familie, in die er als Hauslehrer gekommen war, ein Fräulein von Maydell. Durch diese Heirat rückte er ein in die baltische, deutsche Oberschicht mit ihrem eigentümlichen herrschaftlichen Lebensstil. Da die Tochter den Lebensstil in ihrem Hause fortsetzt, den sie bei der Mutter gelernt hat, wurde er in mein väterliches Haus übertragen, und wir Kinder sind nach ihm erzogen worden. Dieser Stil ist unabhängig von günstigen ökonomischen Bedingungen und Reichtum. Schon meine Großmutter Ewers war mit einer beträchtlichen Kinderzahl in sehr knappen Verhältnissen zurückgeblieben, und im Hause meiner Eltern mußte alles auf

Sparsamkeit gestellt werden; aber dennoch behauptete sich dieser Stil mit seinen hohen Vorzügen und schweren Schatten. Meine Großmutter beherrschte ihn wie eine angeborene Eigenschaft; ihn zu charakterisieren ist hier nicht der Ort; aber er gehört zu dem „Paß“, den die Geburt mir, dem ostpreußischen Bürgersohn, dem westfälischen Bauernjungen und dem livländischen Herrensohn ausgestellt hat, und er blieb bestehen, als mein Vater nach Erlangen übersiedelte, in die kleine, hochangesehene, fränkische Universitätsstadt.

\*

Dorpat—Erlangen: soziologisch kann man sich kaum größere Gegensätze vorstellen; zwar unbefangen bin ich in Erlangen zum Leben und Denken erwacht, aber nachträglich und allmählich habe ich eingesehen, daß mein Vater und wir Kinder dort doch nur als halbe Fremde gelebt haben. Die Art unseres Hauses war zu verschieden; aber wie mir im ganzen der Erinnerung das Wohltuende und Freudige stärker entgegentritt als das Befremdliche, habe ich dort auch die ersten großen Eindrücke von Personen erlebt, zu denen ich mit Ehrerbietung und Ehrfurcht aufschaute. Da war der alte Professor K ö p p e n; er ging noch in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, war in den siebziger Jahren geboren, und wenn mein Vater erzählte, der alte Herr habe noch Friedrich den Großen erlebt, so war er uns so alt wie Methusalem. Auf Spaziergängen im Schloßgarten suchten wir ihm immer wieder zu begegnen, um ihn aufs neue grüßen zu dürfen; mit ihm zu sprechen, wagten wir nicht. Aber das brauchten wir für unsere Wißbegierde auch nicht; denn neben ihm, und nicht viel jünger, stand in Erlangen ein Mann, den nicht nur wir Kinder, sondern alle Professorenkinder Erlangens nie anders nannten als „Papa Raumer“, den wir fragen durften, soviel wir wollten, und der nicht nur ein Studen-



tenvater gewesen ist, sondern auch mit Liebe und Güte alle Kinder umfaßte.

Karl von Raumer, in den Freiheitskriegen Adjutant Gneisenaus, Professor der Mineralogie, Verfasser der „Geschichte der Pädagogik“, eines Werkes, welches zur deutschen Nationalliteratur gehört, Verfasser einer „Geographie von Palästina“, Herausgeber und kongenialer Ausleger der „Konfessionen Augustins“, Mittelpunkt des neuerwachten religiösen und nationalen Lebens der Universitätsstadt, Freund der Enterbten und Armen, war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts „der“ Erlanger Professor. Wenn der kleine Mann, stets im langen, bis zu den Knöcheln reichenden Überzieher und mit dem wuchtigen Knotenstock, durch die Straßen ging, hörte nicht nur das Grüßen nicht auf, sondern bald begleiteten ihn eine kleine Schar von Buben, bald ein paar Kollegen und Bürger, und unermüdlich war er im Erzählen von Gneisenau und Blücher, von dem Kapellmeister Reichardt, seinem Schwiegervater, dem Freunde Goethes und dem Komponisten vielgesungener Volkslieder, von Goethe selbst, von Schlesien, Frankreich und Palästina. Was er aber auch erzählte — immer verstand er es zu entflammen, zu begeistern und zu erheben. Am liebsten aber verweilte er bei Gneisenau und Goethe, und schon der Knabe merkte es, daß er sich mit ganzer Seele gegen diejenigen wandte, die in Goethe das „Weltkind“ und „den großen Heiden“ sehen wollten; für ihn stand Goethe in der Epoche seiner Vollendung dem Christentum ganz nahe, und so sollten ihn alle Deutschen verstehen und verehren.

Nahe bei Raumer steht in meiner Erlanger Erinnerung der Rektor des Gymnasiums und Professor der alten Philologie Ludwig Döderlein — nahe, aber doch getrennt; denn hier ließ die Würde und Höhe keine Vertraulichkeit aufkommen. Ich habe niemals in meinem Leben wieder solchen Respekt vor einem Manne empfunden als ihm gegenüber, und unwillkürlich, wenn sich meine Phantasie

die großen Gesetzgeber in der Geschichte vorstellt, sehen sie alle Döderlein ähnlich. Meine Leser werden nun verstehen, welchen Eindruck folgendes Erlebnis mit diesem ausgezeichneten Pädagogen auf mich machen mußte: Es war, glaube ich, im Jahre 1862, an Schillers Geburtstage, als der Rektor plötzlich in unsere Klasse trat — es geschah das ganz selten — und die Klasse fragte, ob einer den „Taucher“ aufsagen könne. Ich erhob den Finger, wurde aufs Katheder beordert und deklamierte; er selbst hatte unten auf einem Stuhl Platz genommen. Als ich fertig war, sagte er: „Komm herunter, setz dich hier auf meine Knie“; ich tat es. „Siehst du“, fuhr er fort, „als ich so alt war wie du, habe ich so auf Schillers Knie in Jena gesessen, und er hat mir selbst den „Taucher“ deklamiert; nun kannst du dich wieder auf deinen Platz setzen.“ Mir war's im Moment so, als hätte ich Schiller leibhaftig gespürt!

Von meinen Erlanger Eindrücken aus der Generation der Großväter kann ich aber nicht scheiden, ohne zweier Männer zu gedenken, die ich zwar persönlich nicht gesehen habe, die aber nicht nur blitzartig wie Schiller mir persönlich nahe kamen, sondern die wie bewunderte Hausgenossen in unserem Leben standen. Ernst Moritz Arndt und Friedrich Rückert. Jenen hatte mein Vater als Kandidat in Bonn kennen und verehren gelernt und übertrug diese Verehrung auf uns Kinder. Ein großes Bild von ihm hing in unseres Vaters Stube, und durch seine Erzählungen und die patriotischen Lieder Arndts, die wir auswendig lernten, wurde uns das Bild so vertraut, als lebte es. Wir empfanden es daher als einen persönlichen Verlust, als uns unser Vater eines Tages zusammenrief und sagte: „Kinder, ein schweres Leid: Ernst Moritz Arndt ist gestorben.“ Nach unserer Vorstellung konnte der Mann, den uns unser Vater in ewiger Jugend vorgestellt hatte, überhaupt nicht sterben; die Trauerbotschaft schien uns daher zuerst unfaßlich. Mit Rückert aber verband uns von frühester Jugend die Freude an seinen Gedichten, die uns mein

Vater stufenweise vorlas von den einfachsten bis zu den „Makamen“, „Nal und Damajanti“ und ungezählten anderen. Mir waren die trockenen Gedichte fast ebenso lieb wie die schwungvollen, und ich empfand schon frühe die Richtigkeit des Wortes auf Rückert: „Pflanze eine dürre Regel in Rückerts Garten, und sie wird grünen und blühen.“ Unser heißes Sehnen ging darauf, den verehrten Dichter persönlich kennenzulernen, der nicht sehr weit von Erlangen im Dörfchen Neusees bei Koburg wohnte. Da hieß es eines Tages: „Kinder, zu Pfingsten gehen wir nach Koburg und marschieren in der Gegend dort!“ — „Werden wir Rückert sehen?“ — „Schwerlich, wir haben kein Recht, den alten Mann durch einen Besuch zu stören.“ Wir kamen nach Koburg, und wir erlangten es auch bei unserem Vater, daß wir an einem Vormittag in Neusees auf der Lauer liegen durften, jedoch vergebens. Rückert verließ sein Haus nicht, und der Besuch blieb uns verboten. So habe ich ihn nicht leibhaftig gesehen; aber sein Bild schwebt mir so deutlich vor, als hätte ich ihn oftmals gesprochen.

\*

Wir kehrten im Jahre 1866 in die alte Heimat, Dorpat, zurück, deren Stempel uns bereits aufgeprägt war, und in der ich die entscheidenden Lebensjahre durchleben sollte. An Männern und Frauen ältester Generation war sie nicht reich; aber der originellste Mann der alten Zeit, der mir begegnet ist, und der bedeutendste Naturforscher, den ich kennenzulernen das Glück gehabt habe, waren Balten. Jener war der allen Kunstkennern wohlbekannte livländische Baron Karl von L i p h a r t, dieser der Estländer Karl Ernst von B a e r. Liphart, der bald in Dorpat, bald in Florenz lebte, das zuletzt sein ständiger Wohnsitz war, hatte uns in Erlangen als nächster Freund meines Vaters und Patenonkel öfters besucht. Ob er noch im 18. Jahrhundert geboren ist oder etwas später, weiß ich nicht; doch er war

der ausgeprägteste Grandseigneur der vorrevolutionären Zeit, darin aber Original, daß er die alten weltmännischen Formen mit schonungsloser Kritik und souveräner Grobheit verband, und niemand es ihm übel nahm. Sein unermessliches Gebiet war die Hochrenaissance, die er als Entdecker und Interpret beherrschte, als deren Apostel er sich empfand und um deren Verständnis er sich die größten Verdienste erworben hat. An ihrer Herrlichkeit wollte er jedermann teilnehmen lassen, behandelte aber dabei die Unwissenheit der Menschen als selbstverschuldete Dummheit, einerlei, ob er eine Großfürstin oder seinen Diener Carlo vor sich hatte. Seinen Lehrtrieb dehnte er auch auf andere Gebiete aus, und da er den herrschenden Schulunterricht als Erziehung zum Stumpfsinn beurteilte, griff der alte Herr bei Besuchen durch Examinieren bald im Latein, bald in der Geographie oder in anderen Fächern ein, und nach meiner Erinnerung immer mit Erfolg. Noch steht mir eine Karte von Spanien vor Augen, die er mit wenigen Strichen vor uns entwarf, nachdem er uns „dumme Esel“ genannt hatte, weil wir zwar aus der politischen Geographie Spaniens allerlei wußten, aber von der Bodengestaltung und dem Zusammenhang von ihr und der Besiedelung keine Ahnung hatten. Seinen Kopf hat Lenbach wohl ein dutzendmal gemalt; denn er war der sprechendste Ausdruck der Eigenart des seltenen Mannes, der hinter der stacheligen Außenseite das zarteste Herz und ein tiefes Gemüt verbarg. Auf einem Abendspaziergang mit mir auf der Höhe um Florenz im Jahre 1874 repetierte der Greis laut Stellen aus dem Faust und brach bei dem Monologe von dem eingeborenen Triebe nach der Höhe und der Heimat in Tränen aus.

Karl Ernst von B a e r, der große Biologe, der Begründer der Entwicklungslehre, hatte sich für seinen Lebensabend aus Petersburg nach Dorpat zurückgezogen und pflegte auch noch im höchsten Alter einen gehaltvollen geselligen Verkehr. In dieser Zeit — ich war damals Student — be-



wegte der Darwinismus die Köpfe und Gemüter aufs tiefste, und natürlich wollte jedermann wissen, wie Baer über die einschneidenden Fragen urteilte. Er hatte lange vor Darwin zu den schwebenden Problemen Stellung genommen; siehe seine gesammelten „Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen, und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts“ (Petersburg, 1864), die noch heute keineswegs veraltet sind, die nicht veralten können, und die ich hiermit meinen Lesern aufs beste empfehle. In diesen Kundgebungen hat er die Deszendenztheorie zum Ausdruck gebracht, zugleich aber den Begriff der „Zielstrebigkeit“ der Zelle eingeführt, kraft welcher die aufsteigende Entwicklung in ihr angelegt ist. Man mußte deshalb erwarten, daß er die Darwinsche Erklärung der fortschreitenden Entwicklung der Organismen (durch die Zuchtwahl) ablehnen oder für ungenügend halten würde. Und so geschah es auch, aber es geschah mit der größten Zurückhaltung. Der tiefe Forscher hielt mit seinen Ansichten nicht hinter dem Berge, aber zog keine Schlußstriche und Bilanzen, sondern begnügte sich damit, die „Beweise“ Darwins in bezug auf die Zuchtwahl im einzelnen zu kritisieren und das Unzureichende einer bloß mechanischen Betrachtung nachzuweisen, ohne eine vitalistische „Theorie“ aufzustellen. Vor allem aber war er darauf bedacht, die Meinungen der jungen Dorpater Naturforscher und Philosophen zu hören, die sich um ihn versammelten, und seine Gedanken mit ihnen auszutauschen. Ein paarmal ist es mir, dem Studenten, vergönnt gewesen, solchem Austausch beizuwohnen und einen unvergeßlichen Eindruck davon zu erhalten, wie ein echter Naturforscher seine Probleme anpackt und mit welcher Umsicht er sie behandelt. Aus diesen Baer-Abenden drangen Vorkommnisse und Episoden an die Öffentlichkeit und wurden überall in baltischen Landen aufs eifrigste besprochen. Nur zwei will ich erwähnen; sie zeigen zugleich, welche treffsichere Kürze dem großen Forscher zu Gebote stand. An einem Abend wurde

über die Entwicklung des Kehlkopfs gesprochen und dabei unter anderem die Frage behandelt, warum die Affen nicht sprechen. Es erhob sich darüber eine kurze Debatte, an der sich Baer nicht beteiligte, sie dann aber, als man seine Meinung hören wollte, mit den Worten schloß: „Warum die Affen nicht sprechen? Sie haben sich nichts zu sagen.“ Ein anderes Mal ödete ein anwesender Philosoph die Versammlung dadurch, daß er, wie schon früher öfters, bei jedem Problem bemerkte: „Aristoteles hat schon gesagt,“ „Demokrit hat schon gesagt“ usw. Das wurde dem alten Herrn lästig, und er bemerkte: „Herr Kollege, Sie haben uns nun schon so oft gesagt, was die alten Griechen gemeint haben, wollen Sie uns nicht endlich auch Ihre Meinung sagen?“ — „Gern,“ erwiderte der Angeredete, „der Darwinismus braucht für seine Konstruktionen die Zeit, und die Zeit existiert nicht.“ Darauf Baer: „Herr Kollege, mit solchen Dummheiten lassen wir uns nicht abspesen.“ Grobheit lag ihm sonst ferne; um so erfrischender wirkte sie diesmal. Heute leben nur noch ganz wenige, die mit diesen Überlieferungen die persönliche Erinnerung an den berühmten Landsmann verbinden; aber auf dem Domberge in Dorpat steht in Erz gegossen sein Denkmal; hoffentlich wird es die estnische Republik in Ehren halten, und hoffentlich wird die biologische Wissenschaft allüberall neben Darwin des Balten Baer gedenken.

Wenn ich aber der Greise im Norden gedenke, die auf mich eingewirkt haben, so gesellt sich stets wie eine Erscheinung aus dem Grabe ein Mann neben sie, dessen Namen ich längst vergessen, und von dem ich überhaupt nur ein Wort gehört habe, das mich aber aufs tiefste erfaßte. Als ich zwölf Jahre alt war, machte mein Vater mit uns von Erlangen aus eine Besuchsreise in die alte Heimat. Dort hörte er, daß in Peterhof noch ein alter Gymnasiallehrer lebe, den er besonders verehrt hatte. Er beschloß ihn mit uns aufzusuchen. Wir traten in ein kleines, halbdunkles Zimmer, und dort lag auf dem Bett ein



Greis mit langen, weißen Haaren, fast blind und schwer krank. Es dauerte ziemlich lange, bis er erfaßte, daß es mein Vater, sein alter Schüler, war, der mit seinen drei Söhnen vor ihm stand; dann aber richtete er sich auf, umarmte ihn schweigend und fiel in die Kissen zurück. Noch einmal richtete er sich auf, wandte sich gegen uns und rief uns mit fester Stimme zu: „Meine lieben Söhne, merkt euch: Der Weltkreis ist voll Geist des Herrn, und der die Rede kennet, ist allenthalben.“ Dann sagte er nichts mehr. Mir aber drang dies Wort — es stammt aus der wenig gelesenen „Weisheit Salomonis“ — wie ein starker Lichtstrahl in die Seele, und allen Anläufen des Weltüberdrusses gegenüber hat es sich behauptet. So kann die Erfahrung e i n e r Minute Lebenskräfte schaffen! — —

\*

Von Dorpat siedelte ich als Kandidat im Jahre 1872 nach Leipzig über; die Generation der Großväter, die mir etwas bedeutete, wurde immer spärlicher; aber doch habe ich noch das Glück gehabt, drei Personen kennen zu lernen, die sich den verehrten Alten zugesellten, und unter ihnen eine Frau, die mir eine großmütterliche Freundin wurde. Frau P l a t z m a n n - P r e u ß e r, die Witwe eines begüterten Kaufmanns und das Haupt einer verzweigten Familie, in der sie schon Urenkel begrüßte, lebte für sich in behaglicher Wohnung oder auf Reisen. Wie ich sie kennengelernt habe, weiß ich nicht mehr; aber vom ersten Tage an bildete sich durch ihre Güte ein Band zwischen uns, das immer fester wurde. In der alten Dame loderte ein Feuer, das der Schnee des Alters nicht zu löschen vermochte, und waltete ein edler Lebenshunger, der unstillbar war. Und was hatte sie alles erlebt! Aus dem Fenster des elterlichen Hauses in Leipzig hatte sie mit angesehen, wie Napoleon nach der verlorenen Schlacht bei Leipzig sich von seinen Generalen verabschiedete; als junge Frau

hat sie mit ihrem Manne Griechenland bereist zu einer Zeit, in der das noch ein Wagnis war, und die Antike war ihr in aller Herrlichkeit aufgegangen; mit Goethe war sie in Marienbad und hatte die Episode mit Ulrike v. Levetzow und die Spaziergänge auf der Promenade miterlebt — „wir alle merkten etwas, aber Ulrike merkte gar nichts“, berichtete sie. Goethe fand Gefallen auch an der beweglichen Leipzigerin und schrieb ihr die Worte ins Stammbuch:

Löblich ist ein tolles Streben,  
 Wenn es kurz ist und mit Sinn;  
 Heiterkeit zum Erleben  
 Sei des flücht'gen Rauschs Gewinn —

Ich kann bezeugen, wie treffend diese schalkhafte Mahnung gewesen ist, aber auch, daß ihr der beste Erfolg nicht gefehlt hat. Diese nun hochbetagte Dame — sie war keine „Bettina“, noch weniger aber ein Blaustrumpf — wurde in Leipzig meine großmütterlich sorgende Freundin, bei der ich nicht selten speiste, und die sich bald auch um die häuslichen Dinge des Junggesellen kümmerte. Den Hauptgegenstand unserer Gespräche bildete Goethe. Bei der höchsten Verehrung stand sie ihm mit nüchternem Realismus gegenüber — daher sind mir ihre Eindrücke so wertvoll geworden —; aber neben Goethe war sie es selbst in ihrer Frische, Originalität und Güte, die mich fesselte; in ihr empfand ich den Ausklang der Kultur des 18. Jahrhunderts in einer Frau. Die Frauen der nächstfolgenden Generation hatten es nicht leicht, mit diesen Eindrücken zu rivalisieren!

Die beiden Männer des 18. Jahrhunderts, die ich noch kennengelernt habe, waren zwei berühmte Theologen, deren Kollege ich sogar noch als junger Ordinarius geworden bin, Karl Hase in Jena und Döllinger in Leipzig; mit jenem bin ich mehrere Mal in Rom und Jena zusammengetroffen; dieser hatte die Güte mich einmal nach Tegernsee, wo er in den Ferien weilte, einzuladen.

Auch auf Karl Hase lag ein Strahl Goethescher Überlieferung; noch bei dessen Lebzeiten war er nach Jena berufen und ist von ihm empfangen worden. Unter den Theologen nahm er eine einzigartige Stellung ein. Er hat das Verdienst, dem seichten Rationalismus ein Ende gemacht zu haben, ohne den reaktionären Strömungen zu verfallen oder sich der Hegelschen Philosophie anzuschließen. Er ist der Verfasser der einzigen protestantischen Kirchengeschichte, die auch der Laie mit Genuß und Gewinn lesen kann. Der Leser wird sich freilich die letzten Entscheidungen von anderswoher holen müssen, aber mit dankbarer Bewunderung erkennen, mit welchem Feinsinn und mit welcher Liebe dieser Kirchenhistoriker die einzelnen Erscheinungen der Geschichte dargestellt und gewürdigt hat. Besonders ist auch die katholische Kirche verständnisvoll von ihm durchleuchtet worden, und sein Werk „Protestantische Polemik“ verdient es, noch heute gelesen zu werden. Er war in der Stadt Rom heimisch wie kein zweiter evangelischer Theologe und hat mir scherzend einmal gesagt: „Ich kenne nur zwei Städte in der Welt, Rom und Jena“; denn einen feinen Scherz hatte er stets auf den Lippen. Das erfuhr ich gleich bei der ersten Bekanntschaft: Es war in Rom im Jahre 1874, wo ich ihn traf. Wir waren vier neugebackene Leipziger Privatdozenten, und er lud uns sofort zu einer Tagesfahrt im offenen Wagen nach Tivoli ein. Als Jüngster saß ich auf dem Bock und nach livländischer Gewohnheit nahm ich dem Kutscher die Zügel ab und kutschierte. In der Campagna begegnete uns eine große Herde Ochsen, die uns den Weg streitig machte. Das langsame Fahren dauerte mir zu lange, und ich riskierte einen Durchbruch. Da fühlte ich auf meiner Schulter eine Hand; es war der alte Hase, der sich besorgt erhoben hatte: „Fahren Sie langsam, Herr Kollege; es werden sich Ihnen in Ihrem Leben noch manche Ochsen in den Weg stellen.“ Noch im höchsten Alter, wie die Vorrede zur letzten Ausgabe der Kirchen-

geschichte des fast Neunzigjährigen beweist, verließ ihn die Fähigkeit nicht, mit wenigen Worten viel und Treffendes zu sagen.

Einen größeren Gegensatz unter gleichalten Fachgenossen als den zwischen Hase und Döllinger kann man sich kaum denken. Döllinger war die personifizierte Gelehrsamkeit und der personifizierte Verstand, aber — wie man trocken und glänzend zugleich schreiben kann, kann man von ihm lernen. Gelehrsamkeit und Verstand, ferner der große Respekt vor den geschichtlichen Tatsachen und vor der Überlieferung, dazu sein Deutschtum, haben Döllinger zuletzt von seiner Kirche getrennt; aber bei dem unvergeßlichen einzigen Zusammensein mit ihm habe ich erkannt, daß der Bruch nicht bis auf den Grund ging. „Hätte mich der Erzbischof Scherr nicht ausdrücklich gefragt, ob ich fortan die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes vertreten werde, so wäre ich noch heute in der Kirche.“ So sprach er zu mir. Sein dreibändiges Werk über die Luthersche Reformation, die bedeutendste katholische Streitschrift, die jemals gegen die Reformation erschienen ist, würde er im Dogmatischen auch später noch wissenschaftlich so geschrieben haben; aber an zwei Hauptpunkten hat Döllinger nach 1870 seine früheren Urteile geändert: Jetzt schaute er aus nach einer Wiedervereinigung aller christlichen Konfessionen, die ihm nicht einfach eine Rückkehr aller nach Rom bedeutete, und jetzt hatte er ein neues Urteil über Luther als Persönlichkeit gewonnen: „Es hat“, schreibt Döllinger, „nie einen Deutschen gegeben, der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der Nation so ganz erfaßt, ich möchte sagen, von ihr so aufgesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen war in seiner Hand wie die Leier in der Hand eines Künstlers. Was die Gegner ihm zu erwidern oder an die Seite zu stellen hatten, das nahm sich matt und kraft- und farblos aus unter seiner hinreißenden Beredsamkeit. Sie stammelten, er re-

dete; nur er war es, der, wie der deutschen Sprache, so dem deutschen Geist das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt hat, und selbst diejenigen unter den Deutschen, die ihn von Grund der Seele verabscheuen als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation, können nicht anders: sie müssen reden mit seinen Worten, denken mit seinen Gedanken.“

Mit diesem erhebenden Zeugnis Döllingers will ich diese Aufzeichnungen schließen. In unserem Zeitalter der „Sachlichkeit“ steht die „Geschichte“ nicht hoch im Kurs; aber der Sinn für das Biographische und das Verlangen nach ihm hat nicht abgenommen, sondern hat sich verstärkt. Hier zeigt sich eine Brücke, die zurück zur Geschichte führt, ohne deren Kenntnis es keine Bildung gibt, und im Vertrauen auf diese Entwicklung habe ich diese Erinnerungen geschrieben.

---



## 7.

Begrüßung des  
Akademisch-theologischen Vereins in Gießen  
zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens.

(1930)

Zu den schönsten Tagen meines Lebens rechne ich den herrlichen Frühlingstag, an dem ich im Jahre 1879 in Gießen einzog, um 27jährig das Ordinariat für Kirchengeschichte anzutreten. Wie ein sonnenbeglänzter Ozean lagen Leben und Beruf vor mir, und die neue Heimat an der Lahn wollte ich mit dem Wunderlande nicht tauschen, aus dem ich soeben nach einer erfolgreichen Studienreise gekommen war — Italien. „Achtzehn Theologiestudierende gibt es in Gießen“, sagte man mir; aber was verschlug mir das, obschon ich in Leipzig die vierfache Zahl in der Vorlesung gehabt hatte? Ich wußte, daß ich mit *S t a d e*, *K a t t e n b u s c h* und *S c h ü r e r*, den Freunden, in der Fakultät zusammenarbeiten würde, und das genügte mir; denn eine erfolgreiche Wirksamkeit war gewiß. Und die Zukunft hat uns nicht betrogen: Als ich nach 15 Semestern Gießen verließ, zählte die Universität 118 Theologiestudierende. Auch wenn ich zeitlebens als Professor in Gießen geblieben wäre, wäre ich niemals enttäuscht gewesen. Das weiß ich bestimmt; denn der *genius loci* war mir lieb; er war arbeitsam, schlicht und entbehrte jedes Professorendünkels.

Die 18 Theologen waren bisher wie Schafe, die keinen Hirten hatten: Unsere Vorgänger im Amt waren teils über-



altert, teils hatten sie zu rasch gewechselt, um mit der Jugend in Verbindung zu treten; einen Theologischen Verein gab es nicht. Beides wurde schnell nachgeholt. Wir Professoren zogen unsre Zuhörer persönlich durch das Seminar und sonst an uns heran. Dabei gab's anfangs drollige Szenen: als ich z. B. das erste Mal durch den Senior mein Seminar zum Abendessen zu mir bat, erhielt ich auf die ungewohnte Einladung die zögernde Antwort: „Ei, wenn Sie's wünschen, kommen wir“ — und der Akademisch-Theologische Verein wurde schon im Jahre 1880 gegründet. Bald entwickelte er ein frisches Leben, an dem auch Ausländer teilnahmen. Studierende und Professoren standen in inniger Gemeinschaft.

Doch meine „Begrüßung“ darf keine Geschichte werden. Zu den Wünschen muß ich übergehen, die ich dem Vereine, dem wohlbetagten und stets jungen, an seinem Jubelfeste darbringe. Wenn ich sie als Imperative ausspreche, so werdet Ihr doch empfinden, daß es Wünsche sind, Wünsche und Bitten, wie im Vater-Unser.

Weil es keine Gegenwart gibt, sondern nur einen stetigen Übergang aus der Vergangenheit in die Zukunft, so hängt Euch nicht an das trügerische „Heute“, sondern macht Euch durch rastlosen Fleiß mit der Vergangenheit vertraut und bildet Euch durch Tatkraft die Zukunft!

Erhaltet Euch die edle Begeisterung für das Heilige, das Wahre und das Gute; aber seht mit festem Blick der Wirklichkeit ins Auge!

Haltet die theologische Wissenschaft so hoch wie das tägliche Brot und schützt ihre Eigenart; aber belastet sie nicht mit ausgeklügelten Geheimnissen und beschwert sie nicht mit Erwartungen, die sie nicht zu erfüllen vermag!

Euer Verein sei Euch so begrenzt und heimlich wie das Vaterhaus und so aufgeschlossen und weit wie die Christenheit!

Erzieht Eure Mitglieder zur Freiheit, daß sie jede äußere und innere Sklaverei mutig bei sich bekämpfen und sich frei nach dem Gesetz entwickeln, das in sie gelegt ist.

---

II.

AUS DEM RELIGIÖSEN  
UND THEOLOGISCHEN WIRKEN



1.  
**Fünfzehn Fragen  
an die Verächter der wissenschaftlichen Theologie  
unter den Theologen.**

(1923)

1. Ist die Religion der Bibel, bzw. sind die Offenbarungen in der Bibel etwas so **Einstimmiges**, daß man in Hinsicht auf Glauben, Anbetung und Leben einfach von der „Bibel“ sprechen darf? Wenn sie es aber nicht sind, darf man die Feststellung des Inhalts des Evangeliums allein der subjektiven „Erfahrung“ bzw. dem „Erlebnis“ des Einzelnen überlassen, oder sind hier nicht geschichtliches Wissen und kritisches Nachdenken nötig?

2. Ist die Religion der Bibel, bzw. sind die Offenbarungen in der Bibel etwas so **Eindeutiges und Klares**, daß man kein geschichtliches Wissen und kein kritisches Nachdenken braucht, um ihren Sinn richtig zu verstehen? Sind sie umgekehrt etwas so **Unfaßliches und Unbeschreibliches**, daß man lediglich abwarten muß, bis sie im Herzen aufstrahlen, weil keine menschliche Seelen- und Geistesfunktion an sie heranreicht? Oder sind nicht vielmehr beide Annahmen falsch, und braucht man nicht, um die Bibel zu verstehen, neben der innern Aufgeschlossenheit geschichtliches Wissen und kritisches Nachdenken?

3. Ist das **Gotteserlebnis** von der **Erweckung des Glaubens** verschieden oder mit ihm identisch? Ist es von ihm verschieden, wie unterscheidet es sich von

unkontrollierbarer Schwärmerei? Ist es mit ihm identisch — wie kann es anders entstehen als aus der Predigt des Evangeliums, wie kann es aber eine solche Predigt geben ohne geschichtliches Wissen und kritisches Nachdenken?

4. Ist das Gotteserlebnis konträr, bzw. disparat zu allem sonstigen Erleben, wie läßt sich die Notwendigkeit radikaler Weltflucht vermeiden, oder wie läßt sich dem Sophismus entgehen, man müsse doch in der Welt bleiben, weil auch die Weltflucht auf dem eigenen Willensentschluß beruhe, also etwas Weltliches sei?

5. Sind Gott und Welt (Leben in Gott und weltliches Leben) schlechthin Gegensätze, wie läßt sich die enge Verbindung, ja Gleichsetzung der Gottes- und Nächstenliebe, welche den Kern des Evangeliums bildet, verstehen? Wie ist aber diese Gleichsetzung möglich ohne Höchstschätzung der Moral?

6. Sind Gott und Welt (Leben in Gott und weltliches Leben) schlechthin Gegensätze, wie ist eine Erziehung zu Gott hin, d. h. zum Guten, möglich? Wie aber ist Erziehung möglich ohne geschichtliches Wissen und Höchstschätzung der Moral?

7. Wenn Gott alles das schlechthin nicht ist, was aus der Entwicklung der Kultur und ihrer Erkenntnis und Moral von ihm ausgesagt wird, wie kann man diese Kultur und wie kann man auf die Dauer sich selbst vor dem Atheismus schützen?

8. Wenn der Pantheismus Goethes oder der Gottesbegriff Kants oder Verwandtes lediglich Gegensätze zu den wahrhaften Aussagen über Gott sind, wie läßt es sich vermeiden, daß diese Aussagen der Barbarei ausgeliefert werden?

9. Wenn es aber umgekehrt richtig ist, daß, wie in aller physischen und geistlichen Entwicklung, auch hier Gegensätze zugleich Stufen und Stufen zu-



gleich Gegensätze sind, wie kann man diese grundlegende Erkenntnis erfassen und ausbauen ohne geschichtliches Wissen und kritisches Nachdenken?

10. Wenn die Erkenntnis „Gott ist die Liebe“ die höchste und abschließende Erkenntnis Gottes ist und Liebe, Freude und Friede seine Sphäre sind, wie darf man immerfort zwischen Tür und Angel hängen bleiben, Durchgangspunkte christlicher Erfahrung verselbständigen und die Dauer ihrer Schrecknisse verewigen wollen?

11. Wenn die befreiende Ermahnung noch gilt: „Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach“ — wie darf man Scheidewände zwischen dem Gotteserlebnis und dem Guten, Wahren und Schönen aufrichten, statt durch geschichtliches Wissen und kritisches Nachdenken sie mit dem Gotteserlebnis zu verbinden?

12. Wenn alle Sünde nichts anderes ist als Mangel an Ehrfurcht und Liebe, wie kann man diesem Mangel anders steuern als durch die Predigt von Gottes heiliger Majestät und von Gottes Liebe? Wie darf man es wagen, alle möglichen Paradoxien und Velleitäten dazuzumischen?

13. Wenn es gewiß ist, daß alles Unbewußte, Empfindungsmäßige, Numinose, Fascinose usw. so lange untermenschlich bleibt, als es nicht von der Vernunft ergriffen, begriffen, gereinigt und in seiner berechtigten Eigenart geschützt wird, wie darf man diese Vernunft schelten, ja ausmerzen wollen? Und was hat man zu gewärtigen, wenn dieses herostratische Werk vollbracht ist? Erhebt sich nicht schon jetzt der gnostische Okkultismus auf den Trümmern?

14. Wenn die Person Jesu Christi im Mittelpunkt des Evangeliums steht, wie läßt sich die Grundlage für

zuverlässige und gemeinschaftliche Erkenntnis dieser Person anders gewinnen als durch kritisch-geschichtliches Studium, damit man nicht einen erträumten Christus für den wirklichen eintausche? Wer anders aber vermag dieses Studium zu leisten als die wissenschaftliche Theologie?

15. Gibt es — Trägheit, Kurzsichtigkeit und zahlreiche Krankheiten zugestanden — noch eine andere Theologie als jene, die in fester Verbindung und Blutsverwandtschaft steht mit der Wissenschaft überhaupt? Und wenn es eine solche etwa gibt, welche Überzeugungskraft und welcher Wert kommt ihr zu?

---

2.

Die Erhaltung der Kraft im höheren Leben.

(1924)

Vier Leitsätze.

„Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer“, hat ein großer Philosoph gesagt, aber vielleicht gelingt es, ohne zu predigen und ohne zu begründen, Haupttrichtlinien für das höhere Leben so zu zeichnen, daß sie jedem sittlichen Menschen einleuchten. Ich habe das jüngst in einem größeren Kreis versucht und keinen Widerspruch erfahren, und so will ich den Versuch hier vor den Lesern dieses Kalenders wiederholen in der Hoffnung, eine gemeinsame, aber verborgene Überzeugung zum Ausdruck zu bringen und dadurch zur Stärkung unserer inneren Einheit etwas beizutragen:

1.

Erhalte dich mit eifersüchtiger Selbstheit als eine Einheit; zerfalle nicht stückweise an deine Umgebung und an die Welt, sondern bleibe ein geschlossenes Ganzes in deiner Art. Werde, was du bist! Verschwende dich nicht!

2.

Handle und wirke, als wärest du selbst nicht da, sondern nur die Anderen, die in deinem Kreise sind oder zu ihm treten, wer es auch immer sei. Dich selbst besitzend, lebe für deinen Nächsten in Selbstlosigkeit. Verschwende dich!

In dem Widerspiel dieser beiden Leitsätze atmet die Seele ein und aus.

## 3.

Lausche auf jedes Wort und jedes Erlebnis, welches dich aus dem graugestrickten Netz des Tages herauszieht, und überhöre keine Stimme, die dich erinnert, daß du zu Gott und zu einem ewigen Reiche gehörst. Sei im Großen wie im Kleinen stetig ein empfangender dankbarer Mensch! Sei demütig!

## 4.

Stelle dich unter die sogenannten moralischen und gesellschaftlichen „Ordnungen“, in die du hineingeboren bist, weil du nur unter ihrer Voraussetzung zu wirken vermagst. Der Beschränkung deiner Freiheit, die so entsteht, begegne mit Humor, der siegreichsten Waffe, welche die Freiheit besitzt. Arbeite aber an deinem Teile daran, daß jene „Ordnungen“ langsam besser werden; durchbrich sie aber, wenn sie dich hindern, du selbst zu sein (Satz 1) oder dem Nächsten zu dienen (Satz 2), es komme, was da mag. Halte den Stolz fest, den du jedem Mißgeschick schuldig bist!

An diesen vier Sätzen „hängt das ganze Gesetz und die Propheten“; laß dich auf keine andere Morallehre ein; denn sie knechtet!

---

## 3.

**Kann das deutsche Volk gerettet werden?**

Die Erneuerung  
der Arbeitsfähigkeit und öffentlichen Sittlichkeit.

(1925)

Das Osterfest mit seiner Botschaft vom Sterben und Auf-  
erstehen fordert nicht nur den Einzelnen, sondern auch  
das ganze Volk auf, in sich zu gehen und sich zu fragen,  
ob es sich auf dem Wege zum Tode oder zur Auferstehung  
und zum Leben bewegt. Wer diese Frage heute in bezug  
auf das deutsche Volk stellt und sorgfältig Umschau hält,  
dessen Herz muß sich mit Sorgen füllen; denn unverkenn-  
bar — fast jedes Zeitungsblatt lehrt es ihn — ist das Bild  
der öffentlichen Sittlichkeit durch schwerste Schatten be-  
lastet und getrübt. Die Kriminalität, und zwar die der  
schlimmsten Fälle, hat sich in erschreckender Weise ge-  
steigert; Vergehen und Verbrechen unter den Jugendlichen  
haben um sich gegriffen; in Handel und Wandel haben sich  
Zustände offenbart, die eine tiefe Erschütterung von Treu  
und Glauben erkennen lassen — selbst der mit Recht so  
hoch geschätzte deutsche Beamtenstand ist von dieser Er-  
schütterung nicht freigeblieben — und das skrupellose Ja-  
gen nach Gewinn scheint das öffentliche Leben zu beherr-  
schen. Dazu kommt eine Laxheit auf dem geschlechtlichen  
Gebiet, die in früheren Zeiten in Deutschland unerhört ge-  
wesen ist; sie dringt bereits in Kreise ein, die bisher durch  
die Autorität der bürgerlichen Sitte vor ihr geschützt waren,  
und hat alle Schichten der Bevölkerung infiziert. Genährt



wird sie durch die öffentlichen Lustbarkeiten verschiedenster Art, von gewissen Theatern angefangen, die durch ihre Darbietungen darauf bedacht sind, den Eros niedrigster Art zu steigern. An dem offenkundigen und immer noch zunehmenden Geburtenrückgang, vor allem in den Großstädten, läßt sich, wie an einem Thermometer, der Tiefstand der sexuellen Sittlichkeit ablesen.

Hier gilt es, nicht zu beschönigen, ja, jeder versündigt sich am Volke und an der Heilung seiner Schäden, der diesen traurigen Tatbestand vertuschen oder verkleinern wollte. Wohl aber darf und muß die Frage aufgeworfen werden, ob die Ursachen hier chronischer und daher unheilbarer Natur sind, oder ob sie eine akute und heilbare Krankheit bedeuten; und auch die andere Frage muß gestellt werden, ob sich nicht bereits Kräfte im Volke regen, die einen sittlichen Aufstieg und eine Auferstehung doch erhoffen lassen.

Wenn die Pessimisten unter uns recht behalten, so ist freilich nichts zu hoffen. Gestützt auf ein Werk wie das von Spengler, „Der Untergang des Abendlandes“, dessen Ausführungen sie teils vergrößern, teils mißverstehen, behaupten sie, die Auflösung der Sittlichkeit sei eine Teilerscheinung innerhalb des unaufhaltsamen Zerfalles der abendländischen Kultur, die, nachdem sie ihre Kräfte, Autoritäten und Ziele verloren habe, notwendig dem Untergang entgegenstehe. Demgegenüber muß aber mit aller Entschiedenheit behauptet werden, daß die geschichtliche Forschung und der Überblick über die Zustände der Gegenwart niemals imstande waren und auch heute nicht imstande sind, die zukünftige Entwicklung auch nur mit Wahrscheinlichkeit, geschweige mit Sicherheit vorauszusagen. Wer hätte nicht nach Cäsars Tod prophezeit, daß nunmehr das Römerreich dem Chaos verfallen müsse, und doch erlebte es nicht nur die Regierung des Augustus, sondern auch noch weitere Zeiten unter Trajan und seinen Nachfolgern, die Mommsen zu den glücklichsten der

Geschichte rechnet! Wer hat den Aufschwung voraussagen können, den Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg, sei es auch in langsamem Aufstieg, erlebt hat? Wer konnte prophezeien, daß aus dem lichten Nebel der deutschen Aufklärung die großen Sterne des deutschen Idealismus hervorgehen würden? Wer konnte beim Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ahnen, daß der abendländisch-katholischen Kirche im kommenden Jahrhundert eine Stärkung und ein Aufschwung beschieden sein werde, wie sie ihn seit den Tagen Gregors und Innocenz' nicht erlebt hat? Wer endlich — wenn Kultur das Leben und entwurzelte Zivilisation den Tod bedeuten soll — vermag denn wirklich zwischen beiden scharf zu scheiden, und wer kann leugnen, daß auch die Zivilisation sich wieder vertiefen und neue Wurzeln treiben kann? Also soll man die Propheten verabschieden, dafür aber ernstlich untersuchen, welche Ursachen den Krankheitserscheinungen des deutschen Volkes zugrunde liegen. Hier aber kann meines Erachtens kein Zweifel bestehen, daß die drei gewaltigen und niederschmetternden Schicksalsschläge, die das deutsche Volk in kürzester Aufeinanderfolge betroffen haben, die Hauptschuld an seinen gegenwärtigen Zuständen tragen: der lange, mit der Niederlage endende Krieg, der plötzliche Zusammenbruch des alten Staates und seiner Autoritäten und die Epoche der Inflation.

Jede dieser Ursachen allein und für sich mußte bereits die Seele des Volkes und seine sittliche und wirtschaftliche Zuständlichkeit aufs tiefste erschüttern; zusammenwirkend aber bedeuten sie eine bisher in der Geschichte noch niemals erlebte Lähmung aller inneren und äußeren Kräfte. Der Krieg — ein kurzer Krieg, für das ganze Volk geführt und zum Siege gebracht, hat in einzelnen Fällen das Volk erhoben und mit neuen Kräften erfüllt; aber ein Krieg der Weltvölker, wie wir ihn erlebt haben, jahrelang fortgesetzt, kann weder dem Besiegten noch auch dem Sieger Gutes bringen; er ist und bleibt vielmehr ein furchtbares,

alle Verhältnisse zersetzendes Unglück, und seine Folgen sind ebenso verheerend für den wirtschaftlichen Körper der Nation, wie für ihre Seele. Wer heute noch von den erhebenden Folgen der Kriege zu reden wagt, ist entweder ein Verbrecher oder ein Narr. Der Zusammenbruch des Staates und seiner Autoritäten — man mag sich zur Monarchie oder zur Republik bekennen, so bedeuteten die Tatsachen des plötzlichen Zusammensturzes des Staates und der aus ihm folgenden Nötigung, in kürzester Frist ein ganz neues Staatswesen aufzubauen, die schwerste Schädigung der konservativen Kräfte, welche Kultur und öffentliche Sittlichkeit schützen. Ein großer Teil der Ideale des Volkes liegt in seiner Geschichte und in seinem Staatswesen verankert; daher müssen sie notwendig bei einem plötzlichen Umsturz Schaden erleiden, selbst wenn ein tragfähiger Neubau begonnen wird. Wieviel Treu und Glauben wird zerstört, wieviel patriotische Begeisterung entweiht, wieviel freudige Unterordnung und Dienstleistung wird sozusagen herrenlos und schlägt in Verbitterung und Unbotmäßigkeit um! Kultur und Zivilisation sind überall und zu allen Zeiten mit den knappsten Mitteln gebaut und vertragen daher keine gewaltsame Änderung ihrer staatlichen Grundlagen. Eine anarchische Stimmung droht sich der Gemüter zu bemächtigen, und nicht nur bei den Anarchisten! Die Epoche der Inflation — sie verschärfte die Krisis bis fast zum Bankerott, und nicht nur zum wirtschaftlichen Bankerott, brachte Hunderttausende von solchen Bürgern, auf deren Existenz vornehmlich die Ordnung des Staates beruht, an den Bettelstab, zerstörte alle wirtschaftliche Disposition und jede Voraussicht, und verschob das reduzierte Volksvermögen aufs ungerechteste. Wahrlich, faßt man diese drei ungeheuren Kalamitäten, den langen, verlorenen Krieg, die plötzliche Staatsumwälzung und die Inflation, zusammen, so kann man sich nicht wundern, daß Leib und Seele des Volkes von schweren Fieberschauern ergriffen worden sind, die sich in einem wilden Egoismus,

in schlimmer Gewinnsucht und in Unbotmäßigkeit gegenüber der Majestät des Gesetzes und der guten Sitten äußern. Den Fieberschauern folgt aber zwangsläufig der Taumel: die Menschen stürzen sich in Betäubungen aller Art und in wilde Vergnügungen, um über Enttäuschungen und Leiden hinwegzukommen.

Sind diese Beobachtungen zutreffend, dann ist der Krankheitszustand, so schlimm er ist, nicht hoffnungslos; denn es ist zu erwarten, daß er sich bessern wird, wenn die schweren akuten Ursachen ihre Kraft vermindert oder verloren haben, und wenn neue Motive des Guten hervortreten. Daß dem aber wirklich so ist, und daß wir Grund haben, trotz der bestehenden Übelstände auf einen Aufstieg zu hoffen, ja, daß er schon begonnen hat, werden die folgenden Tatsachen lehren:

Erstlich, das deutsche Volk, dieses fleißigste Volk der Welt, hat niemals aufgehört, zu arbeiten; es arbeitet in der Gegenwart aber mit doppelter Anstrengung und würde seine Arbeitsleistung noch steigern, wenn seine körperliche Gesundheit besser wäre, und wenn es reichlichere und offenere Absatzgebiete fände. Für die geistigen Arbeiter, die Studenten, vermag ich den gesteigerten Fleiß aus eigener Erfahrung zu bezeugen, und für die Handarbeiter wird es mir von vielen Seiten versichert. Hingebende Arbeit aber ist die Brunnenstube aller bürgerlichen Tugenden, schafft einen Chor von solchen und überwindet die Anläufe der schlimmen Mächte. Auch heute darf man wieder sagen: Kommt und beobachtet das deutsche Volk bei seiner Arbeit und bildet euch dann ein Urteil über seine Gesundheit und über das, was es vermag!

Zweitens, in den schlimmsten Zeiten, die über uns gekommen sind, haben wir doch zwei Tatsachen von größter sozialer und innerpolitischer Bedeutung erlebt — die positive Mitarbeit der sozialdemokratischen Partei am Wiederaufbau des Staates und die Wiederherstellung unserer Währung. Das Gewicht dieser beiden Tatsachen kann nicht



leicht überschätzt werden! Die Arbeiterpartei, die Jahrzehnte hindurch eine Partei radikaler Negation gewesen ist, hat ihren linken Flügel energisch abgestoßen, sich in den Dienst der vaterländischen Aufgaben gestellt und arbeitet mit bürgerlichen Parteien zusammen. Das ist ein Ereignis ersten Ranges in der inneren deutschen Geschichte, und von den bürgerlichen Parteien hängt es nun ganz wesentlich ab, ob sie seine Bedeutung anerkennen und dauernd danach handeln oder ob sie in Verblendung die ausgestreckte Hand nachträglich doch zurückweisen wollen, was notwendig zur Katastrophe führen müßte. Aber auch die Wiederherstellung unserer Währung war ein Ereignis der Kraft und die gewaltigste Opferleistung im Dienst des Vaterlandes; denn daß die materiell aufs tiefste geschädigten Bürger den Verlust ihres Vermögens ruhig hingenommen haben, damit der Staat wieder gesunde, ist ein leuchtendes Zeugnis für ihre Einsicht und ihren Patriotismus. Hier wie dort haben sich also aus der Tiefe des Volkes Kräfte offenbart, die da zeigen, daß dieses Volk stärker ist als sein Schicksal und noch die Fähigkeit besitzt, aus dem Dunkel ins Helle zu schreiten und aus dem Tode zum Leben.

Aber, wendet man ein, das hat sich zwangsläufig so gestaltet und ist kein Verdienst und kein Symptom einer Genesung. Ich bestreite das durchaus. Solche Umschwünge sind ohne sittliche und patriotische Anspannung weder zu leisten noch in Kraft zu erhalten. Dieses Urteil wird aber noch bekräftigt und unterstützt durch einen Blick auf die Symptome eines Wandels der Weltanschauung, der sich unverkennbar zurzeit im deutschen Volke vollzieht.

Schon vor dem Weltkriege ließ sich eine Abkehr von der materialistischen Weltanschauung bemerken. Die Wissenschaft selbst war es, die sich ihrer Grenzen bewußt wurde. Nicht als ob sie die Prinzipien und Methoden ihrer Forschung geändert hätte — man kann exakte Wissenschaft nur auf e i n e Weise treiben, und die im Laufe des neun-

zehnten Jahrhunderts errungene wird niemals wieder aufgegeben und immer energischer an jedes Objekt herangebracht werden; wohl aber erkannte sie in steigendem Maße, daß man mit der exakten Wissenschaft, das heißt mit Zahl, Maß und Gewicht sowie mit dem kausalen Entwicklungsschema nur eine Seite des Wirklichen zu erfassen vermöge. Gilt das schon von dem naturhaft Wirklichen — Pferd ist nicht gleich Pferdekraft, und mit dem Schema einer stetigen Entwicklung kommt man nicht mehr aus — so gilt das erst recht von dem human Wirklichen, das heißt von der Geschichte. Die Welt der Werte, um die es sich hier handelt, ist die eigentliche Umwelt des Menschen, und wenn ihr gegenüber die exakte Wissenschaft versagt, so stellt sich hier die nicht minder bedeutende Aufgabe ein, diese Welt der Werte zu erfassen, abzustufen und vor Verkennung und Mißachtung zu schützen, um sich an ihr zu erheben.

Diese Entwicklung der Weltanschauung, vor dem Weltkrieg begonnen, hat in Deutschland in den letzten Jahren einen gewaltigen Aufschwung genommen, ja das Streben, dem „Leben“ näher zu kommen und zu einer erhebenden Zusammenschau alles Wirklichen zu gelangen, ist so mächtig geworden, daß zurzeit der Drang nach „Leben“ den Drang nach „Wahrheit“ zurückzudrängen droht. Unterstützt aber wird dieses Streben durch den neuen starken Zug zur Religion. Mitten in all den Gebrechen und Kalamitäten des sittlichen Lebens ist er aufgetaucht. Er erscheint in den verschiedensten Vermummungen als Theosophie, Anthroposophie, „christliche Wissenschaft“, Astrologie usw.; aber er erscheint auch als schlichte Rückkehr zur überlieferten Religion, als ein ehrfürchtiges Wiederherantreten zu dem Erbgut der Kirchen, als eine neue Bereitschaft, es mit ihm zu versuchen, und als eine ernste, zu Opfern bereite Gesinnung. Wer die heute in Deutschland erscheinende Literatur in ihrer ganzen Breite überschaut, der muß erkennen, wie viel ernstes Streben und



wie viel redliches und nicht erfolgloses Suchen nach hohen Dingen sich in ihr ausspricht. Es werden wirklich neue Tiefen entdeckt, in denen man Wurzeln schlagen will, und die alten Ziele erscheinen in neuer Offenbarung. Wer aber die große und mannigfaltige Erscheinung der deutschen Jugendbewegung würdigt, dem muß es bei allen Enttäuschungen, die hier und dort erlebt worden sind, aufgehen, daß hier ein neuer Geist waltet, und daß das „Sich-ausleben-Wollen“ zurückgedrängt wird durch ein ernstes neues Lebensgefühl, durch Ehrfurcht vor den Mächten, die dem Leben Halt und Kraft geben, und durch das Ringen um eine Weltanschauung des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung.

Deshalb vermag ich den Pessimisten nicht recht zu geben, schau'e vielmehr hinaus auf eine Zeit, in der die Krankheit, die das deutsche Volk befallen hat, in ihren schwersten Folgen überwunden, und in Weltanschauung und Leben eine neue und höhere Form des Daseins gewonnen sein wird. Aber der stärksten Anspannung bedarf es, sonst ist alles verloren. Möge unsere Jugend auf dem rechten Wege bleiben und die Kraft im Guten bei sich stärken, und mögen die Alten, statt zu schelten und zu klagen, ihr beistehen, so gut sie es vermögen!

---

4.

Über den sogenannten  
„Consensus quinque-saecularis“ als Grundlage  
der Wiedervereinigung der Kirchen.

(1925)

Unter dem „Consensus quinque-saecularis“ versteht man die Zusammenfassung der auf Offenbarung zurückgeführten, vor allem die Trinität und die Christologie betreffenden Glaubenslehren, wie sie sich bis zum Anfang oder bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts entwickelt haben, hauptsächlich auf den ökumenischen Konzilien festgestellt worden sind und von der morgenländischen und der abendländischen Reichskirche, die sich exklusiv als die Gesamtchristenheit proklamierte, verkündigt wurden.

Da die im Zeitalter der Reformation gegründeten evangelischen Kirchen diese Lehren im Wortlaut nicht ange tastet haben<sup>1)</sup>, und sie also zu ihrem Besitz gehören, so begannen schon im 16. Jahrhundert die Vorschläge und Versuche, die getrennten Kirchen dadurch zur Einheit zurückzuführen, daß man ihnen zumutete, die konfessionellen Kämpfe abubrechen, die jeder Konfession eigentümlichen Glaubenslehren zurückzuschieben, sich sämtlich auf den Boden der Dogmen des sechsten Jahrhundert zu stellen und sich auf dieser Grundlage nicht nur die Bruderhand zu reichen, sondern sich auch zu verschmelzen.

---

<sup>1)</sup> Mit Ausnahme einiger unbedeutender und schnell vorübergegangener Versuche.

Diese Vorschläge und Versuche haben sich in den folgenden Jahrhunderten öfters wiederholt<sup>1)</sup> und werden auch in der Gegenwart wieder gemacht, vor allem von Mitgliedern der griechisch-orthodoxen und der englischen Kirche, aber auch von Evangelischen<sup>2)</sup> und Altkatholiken in Deutschland. Es ist daher zu prüfen, ob sie Aussicht auf Erfolg gewähren; ein Ziel aufs innigste zu wünschen, sofern man einen engen Bruderbund aller Christen verwirklichen will, der sich auch in einer sichtbaren und wirksamen Gemeinschaft darstellt. Daß diese Versuche bisher niemals zu einem Ergebnis geführt haben, läßt freilich nichts Gutes erwarten; aber es könnte doch sein, daß der Erfolg ausgeblieben ist, weil man nicht energisch genug auf dieser Grundlage gearbeitet hat. Ich habe daher die Frage aufs neue studiert und bin zu folgenden Ergebnissen gelangt, die ich voranstelle und sodann begründen werde:

I. Der Begriff „consensus quinque-saecularis“, wie man ihn auch fassen mag, ist entweder zu schmal oder ganz unbestimmt, in beiden Fällen also unbrauchbar.

II. Ein „consensus“, der die ganze Christenheit umfaßte, hat weder im dritten,

<sup>1)</sup> Das berühmteste Unternehmen ist das des Helmstädter Professors Calixt (1586—1656), das den „synkretistischen Streitigkeiten“ zu Grunde liegt; es war verfehlt, aber es bedeutete in seiner Zeit einen Fortschritt. Erinnert sei auch an die langjährigen Bemühungen von Leibniz, an die Döllingers u. a.

<sup>2)</sup> S. die soeben erschienene erste Nummer der neuen Zeitschrift „Una sancta“. Evangelische Theologen begrüßen die Idee einer Vereinigung der Kirchen auf dem „consensus quinque-saecularis“ auch deshalb, weil lediglich Glaubensbekenntnisse hier die Grundlage bilden würden. Daß dies aber eine Illusion ist, wird unten gezeigt werden, und die hochkirchlichen evangelischen Männer, welche die „Una sancta“ herausgeben, bezeugen das; denn sie haben richtig eingesehen, daß mit ihnen auch der katholische Kirchenbegriff und die Messe zurückkehren werden; eben das wünschen sie.

noch im vierten, noch im fünften oder sechsten Jahrhundert existiert.

III. Auch wenn er existiert hätte, wäre er heute eine ganz ungeeignete Grundlage für die Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen.

IV. Die Wiedervereinigung der Konfessionen ist undurchführbar; aber das Studium der alten Kirche ist allerdings von besonderer Wichtigkeit für das Verständnis und die Wertschätzung der Konfessionen, und eine überkonfessionelle gemeinsame Arbeit der Kirchen auf dem Gebiet des praktischen Christentums ist möglich und erstrebenswert — vielleicht kann sie zu einer Konföderation führen.

#### I.

Auf den ersten Blick scheint der Begriff „consensus quinque-saecularis“ eindeutig und klar zu sein. Nach der oben gegebenen Definition umfaßt er einfach die Glaubenslehren, welche auf den vier (oder fünf) ersten Konzilien festgestellt worden sind, und dazu selbstverständlich die Anerkennung der beiden Testamente als inspirierte heilige Schrift. Allein, sobald man näher zusieht, erkennt man, wie unsicher und unbestimmt der Begriff ist<sup>1)</sup>; denn nicht nur gab es über die Prinzipien der Schriftauslegung noch immer sehr verschiedene Meinungen, die in der Fassung vieler und bedeutender Glaubenslehren zum Ausdruck kamen<sup>2)</sup>, sondern auch die Zahl der maßgebenden Synoden und der Umfang der Glaubenslehren waren kontrovers.

<sup>1)</sup> Auch zeitlich ist er unbestimmt; wie soll man die Grenze nach unten abstecken? Beim Jahre 500 oder einem der folgenden Jahrzehnte bis zum Jahre 560? Die Frage ist keineswegs gleichgültig, mag aber hier bei Seite bleiben.

<sup>2)</sup> So z. B. über Schöpfung, Urstand, Sündenfall usw.

Dazu erhebt sich die weittragende Frage, ob nicht jene Glaubenslehren so eng mit dem Gottesdienst (der Messe) und der Verfassung (der unfehlbaren Bischofskirche) verbunden waren und sind, daß auch diese in den „consensus“ einbezogen werden müssen. Auch gibt es heute solche, die die Wiedervereinigung der Kirchen auf der Grundlage des „consensus quinque-saecularis“ hauptsächlich deshalb wünschen, um die alte Kirchenverfassung oder die Messe oder beide wiederherzustellen, während sie an den alten Glaubenslehren ein geringeres Interesse haben.

Was die Zahl der maßgebenden Synoden betrifft, so war und ist es z. B. unsicher, ob der Synode von Arles (zur Zeit Konstantins) die Autorität eines Konzils zukommt oder nicht; ferner ist die Synode von Konstantinopel (381) gar nicht als allgemeine Synode, sondern als eine morgenländische berufen worden; erst später hat man sie zu einem ökumenischen Konzil gestempelt. Kann man nachträglich aus einer partikularen Veranstaltung eine universale machen? Aber auch sonst hat man in der Folgezeit gewisse Bestimmungen von Partikularsynoden zur Begründung **a l l g e m e i n e r** Kirchengesetze herangezogen, also zum „consensus“ gerechnet.

Ungleich wichtiger ist die Frage des Umfangs der ökumenischen Glaubenslehren und ihrer Konsequenzen nach rückwärts und vorwärts. Muß man die von den Konzilien erlassenen „Canones“ und die sogenannten (gefälschten) „Apostolischen Canones“, die damals für echt galten — beide umfassen eine Fülle von Bestimmungen — auch zum „consensus“ rechnen? Wenn diese Frage verneint wird, setzt man sich zu den Konzilien und zu dem, was damals als „apostolisch“ galt, in einen flagranten Widerspruch; wenn man sie aber bejaht, erhält man eine Unzahl von autoritativen Bestimmungen, die heute als Grundlage der Vereinigung der Konfessionen absolut unmöglich sind.

Das Wichtigste aber ist folgendes: Gehörten Lehren wie die von der Unfehlbarkeit der Kirche und der Konzilien,



von der apostolischen Sukzession der Bischöfe, von der Theorie und Praxis der Taufe, des Abendmahls und anderer Kulthandlungen, von dem Falle Adams und der Erbsünde, von der Wirksamkeit der Gnade Gottes, von dem höheren geistlichen Stande der Mönche usw. zu den Glaubenslehren — also zum „consensus“ — oder nicht? Die Antwort kann für die Mehrzahl nur lauten, daß sie zu ihnen gehörten, daß sie aber auf den Konzilien nicht verhandelt worden, wohl aber vorausgesetzt sind. Umgekehrt aber gilt für einige von ihnen, daß sie kontrovers waren, und harte Gegensätze teils latent, teils offenkundig bestanden. Wie soll man also den „consensus“ hier formulieren? Beschränkt man ihn, wie einige wollen, ausschließlich auf die Lehren von der Trinität und Christologie, so schneidet man diesen Lehren die autoritative Wurzel ab — denn sie bestehen nur unter der Voraussetzung der Unfehlbarkeit der Kirche und des apostolischen Amtes der Bischöfe zu Recht — und erhält außerdem eine viel zu schmale Basis. Wer kann denn im Ernst glauben, diese Lehren allein, so wichtig sie sind, seien eine ausreichende Grundlage für die Einigung der Kirchen<sup>1)</sup>, und man könne eine Einigung über die Lehren von der Kirche, vom Amt, von den Prinzipien des Heilsstandes und der christlichen Lebensführung entbehren? Faßt man aber den „consensus“ weiter, so gehören unzweifelhaft die katholischen Lehren von der Kirche und von der Messe zu ihm<sup>2)</sup>, dagegen bleiben die Lehren von der Begründung und dem Wesen des Heilsstandes und mehrere gleich wichtige in völliger Unbestimmtheit. Es ergibt sich also, daß der „consensus quinque-saecularis“ nach Begriff und Inhalt entweder

<sup>1)</sup> Das glaubt selbst die heutige griechisch-orthodoxe Kirche nicht mehr, oder, wenn sie es glaubt, stellt sie als selbstverständlich eine große Anzahl von Lehren zu den trinitarischen und christologischen stillschweigend hinzu, vor allem die Lehren von der Kirche und dem Amt.

<sup>2)</sup> Auch die Lehre von der Wörterinspiration der hl. Schrift.

viel zu schmal und daher nicht tragfähig ist, oder aber einfach in den Katholizismus zurückführt, daneben aber in sehr bedeutenden Fragen ganz unbestimmt ist<sup>1)</sup>. In beiden Fällen ist er ein unbrauchbarer Begriff, und es ist zu befürchten, daß eine Anwendung auf das Verfahren hinausläuft: „Wir nehmen uns aus dem kirchlichen Altertum, was uns paßt, und nennen es consensus quinque-saecularis“.

## II.

Doch — zugestanden, es habe um das Jahr 500 oder 560 einen umschriebenen Consensus gegeben, hat er die ganze Christenheit, d. h. alle Jünger Jesu Christi umfaßt? Die katholische Kirche behauptet es, aber das ist eben eine *k a t h o l i s c h e* Behauptung, der wir Evangelische nicht beipflichten können, weil sie ein Vorurteil ist. Ich will von den Resten der gnostischen und marcionitischen Gemeinschaften schweigen, die es damals noch gab, obgleich sich sicherlich auch unter ihnen aufrichtige Jünger Jesu befunden haben. Aber waren nicht sämtliche arianischen Christen auch ausgeschlossen, alle die großen germanischen Kirchen arianischen Bekenntnisses samt den nicht ganz spärlichen Arianern, die sich außerhalb dieser Kirchen unter den Griechen und Römern noch fanden? Gewiß, sie waren ausgeschlossen und galten als verdamnte Ketzer. Dürfen wir dieses Urteil auch heute noch zu dem unsrigen machen? Wir müssen es, wenn wir uns auf den Boden des „consensus quinque-saecularis“ stellen. Also sollen wir dem Vater der gotischen Kirchen und Bibelübersetzer Ulfilas den Christenstand absprechen? Sollen wir zugestehen, daß jener unbekannte arianische Ausleger des Matthäus-Evangeliums<sup>2)</sup> ein verfluchter Ketzer war, dessen Werk jüngst

<sup>1)</sup> Es hat auch einen „Katechismus“ im 6. Jahrhundert nicht gegeben (und konnte ihn nicht geben), der alles, was damals für grundlegend galt, umfaßte.

<sup>2)</sup> Der Verfasser des „Opus imperfectum in Matthaëum“ um den Anfang des 5. Jahrhunderts.

ein strenger katholischer Theologe also charakterisiert hat<sup>1)</sup>: „Trotz seines unaufhörlichen Allegorisierens fesselt dieser Kommentar durch die bewunderungswürdige Vertrautheit mit den heiligen Schriften, den Reichtum und die Originalität der Gedanken, die Fülle eigenartiger Bilder, die schlagende Argumentation, die kernige Sprache. Dazu im Hintergrunde eine charaktervolle Bestimmtheit der Anschauungen, eine pessimistische und rigoristische Strenge und ein brennender Eifer für die wahre Kirche Christi, das Häuflein der Homöer (= Arianer), welches von dem Heere der Häretiker, der Katholiken, verschlungen zu werden droht.“ Wir würden unsre eigene kirchliche Vorgeschichte verleugnen und dazu den Kreis der Jünger Christi durch unbefugtes Richten eigenmächtig schmälern, wenn wir die Arianer aus der christlichen Bruderschaft ausschließen wollten; aber der „consensus quinque-saecularis“ verlangt es!

Nun gut — werfen wir die Arianer in den Rachen des „consensus“; aber damit ist es nicht getan; wir müssen auch die Nestorianischen und Monophysitischen Kirchen ihm opfern, jene Kirchen, die auf Grund des dritten und vierten Konzils für häretisch erklärt und aus der katholischen Kirche ausgewiesen worden sind. Aber dürfen wir das? Das heißt jenen Nestorius ausschließen, von dem Luther geurteilt hat, daß er zwar ein unverständiger und stolzer Bischof gewesen sei, aber „Christum mit rechtem Ernst gemeint habe“<sup>2)</sup>, und von dem Loofs nachgewiesen hat<sup>3)</sup>, daß er auch nach dem Maßstabe der Orthodoxie des anfangenden fünften Jahrhunderts kein Häretiker gewesen ist? War wirklich sein Gegner, der alexandrinische Bischof Cyrill, ein würdigerer Christ als er? Wer darf das behaupten? Die Nestorianischen Kirchen aber in Syrien und Per-

<sup>1)</sup> B a r d e n h e w e r, Geschichte der altkirchlichen Literatur, 3. Bd. (1912), S. 597.

<sup>2)</sup> L u t h e r in seiner Schrift „Von den Konzilien und Kirchen“, Band 25 (Erlanger Ausgabe), S. 304, ff. 307.

<sup>3)</sup> L o o f s, Nestoriana 1905.

sien, welche aus der katholischen Reichskirche ausscheiden mußten, haben eine Blüteperiode gehabt, in der sie sich zu ihrem Vorteil von der Reichskirche unterschieden. Sie besaßen christlichen Ernst, ein geordnetes kirchliches Gemeinwesen und Exegeten, um die sie die Reichskirche beneiden mußte. Ähnliches gilt von den großen monophysitischen Kirchen ein paar Jahrhunderte lang. In ihrer Mitte blühte die Theologie, und einem Theologen und Bischof wie Severus im sechsten Jahrhundert kann nicht leicht ein orthodoxer Theologe dieser Zeit an die Seite gesetzt werden, bestimmte er doch heimlich den Entwicklungsgang der chalzedonensischen Orthodoxie! Und diese Theologen und diese Kirchen sollen wir heute für Feinde Christi erklären, weil der „consensus quinque-saecularis“ dies verlangt!

Und noch nicht genug — neben der katholischen Reichskirche stand damals, wenn auch im Verlöschen, noch immer und im ganzen Reich verbreitet die Kirche der Novatianer oder der Katharer, die die Reste der alten montanistischen Gemeinden in sich aufgenommen hatte und sich von jener Kirche nur in ihrer Disziplin, nicht aber in der Glaubenslehre unterschied. Selbst orthodoxe Christen haben es tief bedauert, daß diese würdige Kirche in der Trennung von der katholischen Reichskirche verharrte und diese dadurch ein Torso wurde. Wie kann man also von der einen, ungeteilten, die Christenheit umspannenden katholischen Kirche um den Anfang des sechsten Jahrhunderts sprechen, wenn doch Arianer, Nestorianer, Monophysiten, Novatianer, um nur diese Christen zu nennen, nicht zu ihr gehörten? <sup>1)</sup> Die orthodoxe Kirche war also schon damals eine Partikularkirche; ihr Anspruch, die ökumenische Kirche zu sein, war eine bloße Behauptung und Fiktion.

<sup>1)</sup> Wer sich auf den Boden des „consensus quinque-saecularis“ stellt, muß sich ferner klar machen, daß er mit dem Montanismus auch alles Enthusiastische, Prophetische, Chiliastische usw. aus der Kirche Christi ausschließen muß.



Aber war denn wenigstens diese „orthodoxe“ Partikularkirche, die sich die katholische im Sinne der Ökumenizität nannte, auf dem Boden der Beschlüsse der großen Konzilien in sich geschlossen und ungeteilt? Äußerlich war sie es; aber es fehlte viel, daß sie es auch innerlich war. Ich habe im Jahre 1913 einen Aufsatz veröffentlicht, „Der Geist der Morgenländischen Kirche im Unterschied von der Abendländischen“<sup>1)</sup>, in welchem ich das innere Wesen der morgenländischen Kirche zu erfassen und darzustellen versucht habe; es ergab sich eine solche Verschiedenheit vom Geist und Wesen der abendländischen Kirche, daß man ohne Übertreibung urteilen darf: die beiden Kirchen waren schon lange geschieden, bevor diese Trennung durch das förmliche und definitive Schisma in die Erscheinung trat. Dies Urteil war nicht neu; zahlreiche Gelehrte haben es schon vor jenem Aufsatz gefällt, aber hier wurde es bis in die letzte Wurzel zurückverfolgt. Der „consensus quinque-saecularis“ war, auch wenn man nur die Glaubenslehre der großen Konzilien in bezug auf die Trinität und die Christologie betrachtet, ein bloßer Schein (bei vielen anderen Lehren ist der Unterschied noch größer); in der Trinitätslehre trat das, wenn auch spät, in dem abendländischen Zusatz „filioque“ in die Erscheinung; die christologischen Formeln aber wurden in ihrer fortschreitenden Entwicklung fast stets vom Abendland anders verstanden und ausgelegt als vom Morgenland. Das ergab nicht nur immer wieder große Spannungen, sondern auch förmliche Schismen; namentlich nach dem vierten Konzil, dem Chalcedonense, wurden sie fast chronisch. Gerade um das Jahr 500 herrschte zwischen den Kirchen des Orients und Okzidents ein langes und schweres Schisma (von 484 bis 519), und wiederum nach dem fünften Konzil sagten sich zahlreiche abendländische Provinzialkirchen vom Orient (dies-

---

<sup>1)</sup> Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1913, 6. Febr.; abgedruckt in der Neuen Folge Bd. 3 meiner „Reden und Aufsätze“ („Aus der Friedens- und Kriegsarbeit“, 1916, S. 103 ff.).



mal auch von der vom Kaiser zeitweilig geknechteten römischen Kirche) los; denn es konnte zwar der Wortlaut des Chalcedonense der morgenländischen Kirche aufgezungen werden, aber nicht die abendländische Auslegung. Dort und hier war eben der „Geist“ ein anderer, weil man die Religion selbst anders empfand und demgemäß auch die christliche Verkündigung anders verstand, ihre Heilsprinzipien in andere Begriffe neben den gemeinsamen trinitarisch-christologischen faßte und überall die Akzente anders verteilte. Was ist das aber für ein „consensus“, der zum Teil gar nicht, zum Teil nur in Worten bestand, und der, wo er notdürftig vorhanden war, noch immer Unterschiede aufwies? <sup>1)</sup>

Es hat sich uns also ergeben, daß die Glaubenslehren, welche die katholische Kirche der beiden Reichshälften bis zum sechsten Jahrhundert ausgebildet hatte, keinen „consensus“ der Christenheit herbeigeführt, daß sie vielmehr die Christenheit getrennt haben, und daß die katholische Kirche nicht die eine ungeteilte Christenheit dargestellt hat, vielmehr schon damals Partikularkirche gewesen ist.

<sup>1)</sup> Doch läßt sich an diesem Punkte — so viel ich sehe, an ihm allein — auch zu Gunsten des „consensus quinque-saecularis“ etwas sagen; man kann hier nämlich argumentieren: Allerdings ist am Anfang die chalcedonensische christologische Lehrformel vom Morgenland und vom Abendland verschieden ausgelegt worden; aber schließlich hat das Abendland im adoptianischen Streit z. Z. Karls des Großen die morgenländische Auffassung anerkannt und übernommen. Also ist der Beweis geliefert, daß 1. die morgenländische Auffassung die richtige war, 2. daß die chalcedonensische Lehrbestimmung fähig gewesen, solange den äußeren „consensus“ aufrecht zu erhalten, bis nach 300 Jahren auch der innere erreicht wurde; sie hat sich also in der Tat als Consensusformel erprobt. Hierauf ist zu erwidern, 1. daß über die Richtigkeit der morgenländischen Formel durch ihren Sieg nichts entschieden ist, 2. daß zwar der wirkliche Consensus-Charakter der chalcedonensischen Lehrentscheidung für eine Reihe von Jahrhunderten anerkannt werden muß, daß sie aber diese Bedeutung nur so lange behaupten konnte, als ihre Voraussetzung (das Denken über Christus in den Kategorien von Natur und Person) gültig blieb.

### III.

Aber selbst angenommen, es stünde anders und es wäre wirklich durch die Glaubenslehren der Konzilien die eine ungeteilte Christenheit im sechsten Jahrhundert geschaffen bzw. in Kraft erhalten worden, so wäre es doch ganz unmöglich, auf dieser Grundlage heute die Konfessionen zu vereinigen; denn dieses Unternehmen würde (1) die grundfalsche Ansicht zur Voraussetzung haben, das Eigentümliche der verschiedenen Konfessionen über den „consensus quinque-saecularis“ hinaus sei lediglich ein „Plus“, das man beliebig abtrennen könne, und es würde (2) einfach zu einer Rekatholisierung der evangelischen Kirchen führen.

Zu 1: Wenn irgendeine im Laufe der Zeiten gewonnene Einsicht in bezug auf das Wesen der christlichen Konfessionen feststeht, so ist es die, daß ihre Lehren keine unorganischen Aggregate sind, von denen man beliebig etwas wegnehmen oder denen man beliebig etwas hinzufügen kann. Vielmehr ist man zur Erkenntnis gelangt, daß sich in ihnen eigentümliche und geschlossene Auffassungen vom Wesen und Inhalt der christlichen Religion darstellen, die in allen einzelnen Stücken der Lehre, der Lebensprinzipien und des Kultus zum Ausdruck kommen. Es ist bereits oben vom Unterschied des Geistes der morgenländischen und der abendländischen Kirche die Rede gewesen. Er stellt sich — um nur diese Hauptsache zu erwähnen — in dem Unterschiede dar zwischen einer quietistischen, trotz alles Kirchentums schließlich individualistischen Mystik und einer Reich-Gottes-Lehre, die sowohl die Mystik als auch die Energetik in ihren Dienst nimmt. Zu den Glaubensauffassungen dieser beiden Kirchen ist nun die evangelisch-protestantische getreten. Indem sie einen neuen Ausgangspunkt der religiösen Lehrbildung gefunden hat, der in den katholischen Kirchen höchstens nebenbei und nur unsicher erfaßt worden war, hat sie die gesamte Lehre einer Neubildung unterworfen, von der auch die Lehren

ergriffen worden sind, deren Wortlaut sie anerkannt hat; denn sie hat sie teils an einen anderen Ort gestellt, teils ihnen andere Akzente gegeben, teils die Voraussetzungen ihrer Formulierung in Frage gestellt. In Folge davon ist jeder Versuch, die Glaubenslehren der evangelischen Kirchen in zwei Teile zu teilen — die Lehren, die sie mit dem Katholizismus gemeinsam haben, und die Lehren, die sie hinzugefügt haben — ein irreführendes Unternehmen, das nicht einmal einen statistischen Wert hat und selbst für eine oberflächliche Orientierung unbrauchbar ist. Innerhalb der evangelischen Kirchen aber ist noch der Unterschied von „Lutherisch“ und „Reformiert“ zur Auswirkung gelangt, der nicht unterschätzt werden darf und heute wieder kräftiger sich geltend macht als noch vor einem Menschenalter. Was kann nun bei diesem Tatbestande der „consensus quinque-saecularis“ helfen? Er liegt ja tief unter den Gegensätzen und Spannungen der Konfessionen, wie sie heute bestehen, und ist sozusagen völlig sinnlos geworden. Wer ihn herbeiruft, um jene Spannungen zu beschwören, muß sich sofort überzeugen, daß dieser „consensus“ hier gar nichts zu sagen vermag bzw. bei aufgezwingener gleichmäßiger Anwendung zu einer Neutralisierung führen würde, die alle abendländischen Kirchen aushöhlen müßte.

Zu 2: Aber eine gleichmäßige Anwendung ist deshalb eine Unmöglichkeit, weil jener „consensus“, wenn in ihm auch keine Lehre von der Kirche, dem Amt, den Sakramenten und der Wörter-Inspiration der heiligen Schrift formuliert ist, doch diese Lehren zu seiner schlechthin notwendigen Voraussetzung hat, und weil diese kraft- und saftlos werden, wenn man ihre Anwendung auf die Sakramentslehren und die Messe ausschließt. Die Meinung einiger evangelischer Theologen also, man könne jene Lehren als Glaubenslehren einfach isolieren, alles andere aber als katholisches „Plus“ ausscheiden, ist ein schwerer Irrtum, von dem sie sich selbst, sobald sie zur

Durchführung des irrigen Gedankens übergehen, überzeugen müssen. Daher: Die Forderung, alle Kirchen sollen sich exklusiv auf den dogmatischen „consensus quinque-saecularis“ zurückziehen, bedeutet in Wahrheit die Rekatholisierung der evangelischen Kirchen, und dieser zurückgeführte Katholizismus kann im Abendland natürlich nur der römische sein. Dafür ist soeben wieder ein schlagender Beweis geliefert; denn der hochkirchliche Bund evangelischer Männer, der die oben genannte Zeitschrift „Una sancta“ herausgibt und sich auf den Boden des dogmatischen „consensus quinque-saecularis“ stellt, verkündigt, die wahre Kirche Christi müsse empirisch und sichtbar sein, das „opus operatum“ sei wiederherzustellen und auch die Messe.

Um der Wichtigkeit der Sache willen empfiehlt es sich, die Folgen der Annahme des „consensus quinque-saecularis“ für die evangelischen Kirchen genau zu bezeichnen. Daß es sich hier lediglich um die alten Glaubensformeln in bezug auf die Trinität und Christologie handele, würde sich alsbald als Täuschung erweisen, vielmehr würde in und mit ihnen zwangsläufig folgendes den evangelischen Kirchen aufgenötigt werden: 1. Es würde die lehrgesetzliche Autorität der heiligen Schrift mit der Forderung der Anerkennung der Inspiration ihres Buchstabens zurückkehren — eine Forderung, die zwar die Reformation selbst noch nicht klar und deutlich zu Fall gebracht hat, deren Undurchführbarkeit aber den Reformationskirchen im Laufe ihrer Entwicklung immer gewisser geworden ist. 2. Es würde die gesamte neue Arbeit der Reformation auf dem Gebiete der Glaubenserkenntnis im besten Falle als ein gerade noch erträgliches, sehr bald aber als ein unerträgliches „Plus“ zu der katholischen Glaubenslehre erscheinen und demgemäß abgetan werden. 3. Es würde in-



folge der Lehre von der unfehlbaren empirischen Kirche <sup>1)</sup> der Glaube wieder als unfehlbares Lehrgesetz verkündigt, die christliche Freiheit unterdrückt und dieselbe Intoleranz zurückgeführt werden, welche die Kirche des sechsten Jahrhunderts charakterisiert und zu einer Partikularkirche gestempelt hat. Die Glaubensverfolgungen würden wieder ausbrechen, die die katholischen Kirchen betreiben müssen, sobald sie die Macht dazu haben; denn ihre Auffassung vom Wesen der Kirche und des Glaubensgehorsams verlangt sie. Das „Coge intrare“ Augustins ist ja keine Überschreitung der kirchlichen Verpflichtung des Katholizismus, sondern ihre Konsequenz. Alle diese Folgen sind, wie gesagt, zwangsläufige; denn es läßt sich einfach nicht vorstellen, wie eine Kirche anders verfahren sollte, die den Anspruch auf Unfehlbarkeit erhebt, sich auf ein geoffenbartes Lehrgesetz gründet und die Zugehörigkeit zu ihr als die Voraussetzung des Christenstandes im Diesseits und der Seligkeit im Jenseits proklamiert. Aus Barmherzigkeit gegen die Seelen muß sie eine Zwangsanstalt sein.

Es ist also klar, daß der „consensus quinque-saecularis“ (vorausgesetzt, er habe jemals existiert) heute eine ganz ungeeignete Grundlage für die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen ist; denn er würde den Protestantismus mit seinen evangelischen Kirchen, indem er ihn lediglich für ein „Plus“ erklärt, zwar vielleicht noch eine kurze Zeit dulden, aber alsbald unterdrücken müssen, und er würde demgemäß zu einer Rekatholisierung des Protestantismus führen. Was aber dann käme, ist klar: es würde sich die Entwicklung der Kirchengeschichte bis zum Pro-

---

<sup>1)</sup> Sie schließt die Lehre von dem apostolischen, auf Sukzession beruhenden Amt der Bischöfe als notwendige Voraussetzung in sich. Da sich auf dem Grunde dieser Lehre im Abendland das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes gebildet hat, würde es übrigens sofort zur Erneuerung des Kampfes über die Frage kommen, ob die unfehlbare Kirche nur durch Konzilien spricht, oder der römische Papst ihr Mund ist.



testantismus mutatis mutandis wiederholen müssen, ein Ungedanke, den niemand auch nur einen Augenblick ernsthaft nehmen kann.

#### IV.

Die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen im empirischen und strengen Sinne des Worts ist aber überhaupt unmöglich, wie jeder denkende Historiker anerkennen muß; denn er weiß, daß sich geschichtliche Gebilde nicht vereinigen lassen, wenn sie sich in einer langen Entwicklung fest formiert haben. So wenig Tongefäße, die im Feuer gehärtet sind, verschmolzen werden können — man kann sie wohl in einen Dienst stellen, aber man kann sie nicht vereinigen und auch nicht ineinander schieben, wenn sie gefüllt sind — so wenig ist das bei den geschichtlich gewordenen Kirchen möglich; selbst die Vereinigung zwischen „Lutherisch“ und „Reformiert“ hat es entweder nur zu einer relativen Union oder zu einer dritten Konfession gebracht. Nur durch völlige Wiederauflösung der Konfessionen und durch Zurückführung in den Urzustand wäre es denkbar, eine konkrete Einheit herzustellen; aber solch ein Regressus ist doch ebenso eine Utopie, wie der Gedanke, den Unterschied von Wolf und Schaf durch Zurückführung auf ihre Urform beseitigen zu wollen<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Noch eine andere Erwägung kommt hier in Betracht: Katholische „Kirche“ und evangelische „Kirchen“ sind ganz disparate Begriffe. Man muß es daher aufs tiefste bedauern, daß man hier den irreführenden Sprachgebrauch Kirche nicht zu ändern vermag. Für den Katholizismus ist der Begriff Kirche völlig eindeutig; denn er bezeichnet eine Institution, die, empirisch und überempirisch zugleich, ein sichtbares, Himmel und Erde umspannendes Reich darstellt mit einer unfehlbaren Lehre. Der Protestantismus aber hat einen doppelten Kirchenbegriff; er unterscheidet die unsichtbare Kirche des Glaubens (als Gemeinschaft der von Gott berufenen Gläubigen) von den sichtbaren Bekenntniskirchen (Denominationen, Landeskirchen usw.), die fehlbar sind. Wie kann man hier vereinigen und verschmelzen? Kann man ein empirisches Reich und eine Glaubensgemeinschaft vereinigen? Kann man eine unfehlbare Kirche mit fehlbaren Gebilden verschmelzen? Entweder muß

Übrigens — warum denkt man nicht an eine Wiedervereinigung der Konfessionen einfach auf dem Boden der Anerkennung der heiligen Schrift beider Testamente? Warum wird diese Möglichkeit höchstens von einigen Schwärmern ins Auge gefaßt? Mit guten Gründen denkt kein Verständiger an sie; denn hier wenigstens hat man aus der Geschichte gelernt, daß sie unmöglich ist, weil man nicht alles, was in der heiligen Schrift steht — man denke nur an das Alte Testament — gleichmäßig als Glaubensgesetz hinstellen kann. Eine Wertung des verschiedenen Inhalts ist schlechthin notwendig, für deren Durchführung es keine Autorität gibt, es sei denn, daß man entweder die „Kirche“ oder die christliche Erfahrung zu Hilfe ruft. In diesem Moment aber ist die exklusive Souveränität der heiligen Schrift aufgegeben, und eben deshalb ist man auf den „consensus quinque-saecularis“ als Ausweg verfallen; aber dieser Weg hat sich als ungangbar erwiesen.

Dennoch liegt in dem Hinweis auf den „consensus quinque-saecularis“ eine *particula veri*, sobald man diesen Hinweis so versteht: „Studiert die alte Kirchengeschichte bis zum sechsten Jahrhundert mit besonderer Hingabe; denn aus diesem Studium werdet ihr die Einsicht gewinnen, wie es zur Entstehung und Entwicklung des „katholischen“ Christentums gekommen ist und unter den damaligen geistigen und politischen Bedingungen kommen mußte. Eben dieses Verständnis wird euch zur Freiheit gegenüber der katholischen Ausprägung des Christentums verhelfen, aber ihr werdet anerkennen, daß sich auch hier, wenn auch gebrochen, der Geist Christi zum Ausdruck gebracht hat.“ Weder um „Alles billigen“, noch weniger um „Alles verdie katholische Kirche ihren Anspruch aufgeben, das sichtbare Reich Gottes und den Leib Christi darzustellen, und sich damit bescheiden, eine nicht unfehlbare Partikularkirche zu sein, oder die evangelischen Kirchen müssen reuig auf den Boden des Katholizismus zurücktreten, d. h. einfach katholisch werden, um sich im besten Falle dann mit der Zulassung einiger kleiner Reformen zu begnügen. Beides ist gleich unmöglich.

zeichen“ handelt es sich hier, sondern um die von der Geschichte erworbene Fähigkeit, Kern und Schale, Notwendiges und Geschichtliches unterscheiden zu können und aus der Geschichte einen festen Standpunkt über der Geschichte zu gewinnen. „Wahrheitsliebe ist, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß“, sagt G o e t h e. Mit solcher Wahrheitsliebe muß man an das Studium der Geschichte herantreten, und dieses Studium wird sie dann aufs beste fördern und verstärken. Gerade aber die genaue Kenntnis der Kirchengeschichte der fünf ersten Jahrhunderte ist hier so wichtig; denn wer den Geist des Katholizismus begriffen hat in seiner Christlichkeit einerseits und in seiner Abhängigkeit von der griechisch-römischen Kultur andererseits, der hat damit auch die Notwendigkeit der Reformation und das Werden und den Wert der Konfessionen überhaupt begriffen und steht ihnen, auch der eigenen Konfession, nicht mehr als ein Feind bzw. nicht als ein Sklave, sondern als ein freundlicher Gegner bzw. als ein dankbarer und kritischer Mitgenosse gegenüber.

Und nun kann und soll — nicht sowohl die Arbeit an der Wiedervereinigung der Konfessionen, als vielmehr die überkonfessionelle Arbeit auf dem Gebiet des praktischen Christentums beginnen, die bis zu einer starken und wertvollen Konföderation führen kann. Jeder von uns gehört einer Konfession an, und wir wohnen daher in verschiedenen Häusern, seien es Schlösser, seien es Baracken, jedes mit seinem größeren oder kleineren Garten; aber diese Häuser stehen sämtlich auf e i n e m großen Felde, dem Felde der ganzen Menschheit, der Völker und Staaten. Auf diesem Felde müssen wir, unbeschadet der Arbeit in unseren Gärten <sup>1)</sup>, gemeinsam arbeiten, sonst sind diese bedroht

<sup>1)</sup> Wenn ich recht sehe, ist die spezifisch-, bzw. exklusiv-konfessionelle Arbeit in den letzten Jahren intensiver geworden. Das ist an sich kein Schade, ja sie kann geradezu eine Überleitung zu einer ökumenischen werden. In der römisch-katholischen Kirche freilich bringt sie bei uns heute auch recht bedenkliche Erscheinungen her-

von dem Flugsand, der von jenem großen Felde her weht. Daher müssen wir es bebauen und befestigen. Arbeit gibt es genug, und einmal begonnen, wird sie sich immer weiter ausdehnen und immer intensiver werden. Die furchtbare Herrschaft des Materialismus und des Mammonismus kann nur eingeschränkt und gebrochen werden, wenn alle Christen sich zusammentun. Der wahre christliche Sozialismus gegenüber Not und Elend, d. h. der Bruderbund der Liebe, kann nur durchgesetzt werden, wenn die Christen gemeinsame Arbeit leisten; das Reich Gottes kann nur kommen, wenn Gott Mitarbeiter hat, und diese sich die Hand reichen und jene Intoleranz überwinden, die nur im Konfessionsgenossen den christlichen Bruder zu sehen vermag. Ist uns Evangelischen diese Überwindung vielleicht leichter als den Katholiken <sup>1)</sup>, so schwingen wir uns schwe-

vor, die geeignet sind, die Staats- und Volksgemeinschaft auf neutralen Gebieten zu beeinträchtigen. Muß die Schule exklusiv-konfessionell sein? Muß die ganze Organisation der Geselligkeit, des Spiels, der Erholung, der Kameradschaft konfessionell bestimmt sein? Muß auch die Vaterlandsliebe in konfessionell getrennten Kundgebungen zum Ausdruck kommen? Das sind Überspannungen, aus denen konfessionelle Ignoranz, Verhetzung und Lieblosigkeit notwendig entstehen müssen.

<sup>1)</sup> Zu einer „Konföderation“, geschweige zu einer „Union“, der christlichen Kirchen wird die römische Kirche nach ihren Prinzipien niemals hinzutreten können (auch die griechische Kirche nur, wenn sie ihre Prinzipien erweicht; das ist ihr aber m. E. möglich); doch ist sehr beachtenswert, daß der hervorragende römisch-katholische Theologe Pfeilschifter in seiner Münchener Rektoratsrede „Die kirchlichen Wiedervereinigungsbestrebungen“ (1923) folgendes, wenn auch mit aller Reserve, ausgesprochen hat: „Was ich in der Gegenwart für möglich und wünschenswert halte — ich spreche hier, wie ich ausdrücklich bemerken möchte, nur für meine private Person — läge außerhalb jeder wirklichen Kirchen-Union und mit bewußtem Ausschluß einer solchen und bestände, unter gegenseitiger respektvoller Anerkennung des dogmatischen, rechtlichen und kultischen Besitzstandes der Kirchen, in der nüchternen praktischen Zusammenarbeit aller christlichen Kirchen ohne Ausnahme zum Zweck der Verwirklichung der allgemeinsten christlichen Ideale auf den Gebieten



4. Über den sogenannten „Consensus quinque-saecularis“. 83

rer als sie aus unserm engen Landeskirchentum zur Höhe des Gedankens „Una sancta“ auf. Auf dieses Ziel, den überkonfessionellen christlichen Arbeits- und Bruderbund — also auch auf eine gewisse Formulierung und auf eine Konföderation — müssen wir unser Streben richten; aber nicht der „consensus quinque-saecularis“ kann uns ihm näherbringen, überhaupt nichts von Menschen Erdachtetes, kein Lehrgesetz, keine unfehlbare Kirche, keine Kultusform, sondern allein das Wort Gottes und die Liebe Christi, welche die Herzen ergreift und erfüllt.

Veni creator spiritus!

---

des internationalen, des sittlichen, des wirtschaftlichen und sozialen Lebens etwa im Sinne eines verbesserten Weltbundes für Freundschaftsarbeit durch die Kirchen . . . . Ich bin trotz mancher bedenklicher Anzeichen doch überzeugt: es kann keine christliche Kirche geben, die einen vernünftigen Grund haben könnte, sich von einer solchen Notarbeit auszuschließen.“

Zu diesen Worten habe ich in meiner Anzeige (Deutsche Lt.-Ztg. 1924, 9. Heft, 1. Mai) bemerkt: „Wenn der Verfasser, sei es auch mit einer Salverung, dies für möglich hält, so unterdrücke ich meine Zweifel, ob die offizielle römische Kirche so weit zu gehen vermag, gerne. Aber ich unterdrücke sie auch deshalb, weil ich sehe, daß sich im ehernen Gang der Entwicklung, der sich um „möglich“ oder „unmöglich“ nicht kümmert, das schon zu verwirklichen angefangen hat, was der Verfasser für wünschenswert hält. In den Parlamenten mehrerer Länder hat in bezug auf das sittliche, wirtschaftliche und soziale Leben ein Zusammenarbeiten verschiedener Konfessionen, auch der römisch-katholischen, begonnen, und in einem verbesserten Völkerbund, der kommen muß, wird sich das sogar in bezug auf die Religionen überhaupt fortsetzen müssen, wenn nicht das Kreuz nur noch als Symbol des Todes der Kultur in Betracht kommen soll.“





## 5.

## Die Weltkirchenkonferenz in Stockholm.

Brief an Erzbischof Söderblom.

Elmau bei Klais, Oberbayern, den 20. August 1925.

Hochwürdiger Herr Erzbischof!

Meine Gedanken und tiefsten Wünsche und Segenswünsche werden in diesen Tagen stetig bei der Versammlung sein, der persönlich beizuwohnen mir zu meinem Schmerze nicht vergönnt ist. Angesichts dieser großen Versammlung drängen sich mir alle meine kirchengeschichtlichen Erinnerungen zusammen: sie erscheinen mir alle wie eine Vorgeschichte dieses Kongresses. Tausende empfinden so, Hunderte werden es Ihnen aussprechen. Nehmen Sie am heutigen Tage auch meinen ehrerbietigen und wärmsten Dank entgegen.

Was der Kongreß erreichen wird, kann noch niemand voraussagen; aber gewiß ist er nicht zu früh gekommen und gewiß kann er kein Fehlschlag sein; denn hier gilt: „Gott will es, und das christliche Gewissen verlangt es, und die Not der Zeit fordert es.“ Und sollte sich selbst nichts anderes ergeben als eine Orientierung über die Not und eine brüderliche Aussprache, so wäre doch ein Anfang gemacht, der nicht vergeblich sein kann. Aber ich hoffe bestimmt, daß schon dieser Kongreß, sei es auch in lose-

ster Form, eine Organisation schaffen wird, durch welche der große Gedanke Form und Dauer erhält. An Geduld wollen wir es nicht fehlen lassen, wenn nur das Samenkorn nicht im Winde verweht, sondern Wurzel schlägt.

Möge Gottes Gnade im brüderlichen Sinn der Beteiligten zum Ausdruck kommen, und möge Sein Geist die Verhandlungen beherrschen.

In herzlicher Verehrung Euer Hochwürden ergebenster

A d o l f v. H a r n a c k.

---

## 6.

Die religionsgeschichtliche Bedeutung  
der Reformation Luthers.

(1926)

## 1. Einleitung.

Von der kirchengeschichtlichen oder von der weltgeschichtlichen Bedeutung der Reformation Luthers zu handeln, wäre überflüssig; denn hier steht das Urteil in den Grundzügen fest. Niemand bezweifelt, daß seit dem Beginn des Mittelalters kein anderes Ereignis in der Kirchengeschichte an Bedeutung der Reformation gleichkommt, und allgemein wird anerkannt, daß nach dem Zusammenbruch des Kaisertums der Staufer die deutsche Reformation und die französische Revolution die einschneidendsten Ereignisse in der Geschichte Westeuropas gewesen sind. Streit ist über das Maß des Verdienstes oder der Schuld; dieser Streit wird voraussichtlich niemals geschlichtet werden, weil die Entscheidung von dem Glauben und der Weltanschauung abhängt.

Aber was die Reformation in religionsgeschichtlicher Hinsicht bedeutet, darüber fehlt es durchaus noch an Klarheit. Was heißt hier religionsgeschichtlich? Nun, die Frage ist, ob die Reformation nur ein häuslicher Streit in der abendländischen Kirche gewesen ist und noch ist, oder ob sie umgekehrt eine neue Religionsstiftung bedeutet, oder ob weder dieses noch jenes richtig ist, sondern die Reformation innerhalb des Christlichen eine neue Religionsstufe von charaktvoller Eigenart darstellt — neu

in der Erfassung, neu in der Begrenzung der Religion, neu auch in dem ganzen Aufbau des Heiligen an sich und gegenüber der Welt.

Die positivistische Geschichtschreibung sieht in der Reformation nur einen innerkirchlichen Zank, an dem der Mensch des 20. Jahrhunderts keinen Anteil mehr zu nehmen vermag — im besten Fall den Beginn der erwünschten Säkularisierung der Religion oder auch umgekehrt die unliebsame Hemmung ihres Verfalls. Dagegen erkennen Andere in ihr eine neue Religionsstiftung. So schreibt Döllinger:

Luther müssen wir unzweifelhaft zu den Religionsstiftern rechnen, wenn er auch selbst diese Bezeichnung entschieden zurückgewiesen haben würde — nur Reformator wollte er sein. Aber so ist es ja von jeher gegangen, daß Reformversuche zur Bildung eigener Religionssysteme ausgeschlagen sind oder im Laufe der Zeit sich dazu entwickelt haben. Die Genossenschaft, die die Wittenberger Lehre zu der ihrigen machte, hat das auch richtig erkannt und unbedenklich von der „Lutherischen Religion“ in Büchern und im Leben gesprochen. Die Gabe der sozialen Organisation ging dem Wittenberger Reformator freilich ab; er vermochte, möchte man sagen, eine Religion, aber keine Kirche zu gründen.

Dieses Urteil ist unrichtig; denn Luther hat an der Grundvoraussetzung der alten und mittelalterlichen Kirche nichts geändert, daß nämlich die christliche Religion die Religion der Erlösung von Sünde und Schuld zum ewigen Leben durch Christus sei, und er stützt sich auf dieselbe Quelle, wie jene, auf die Heilige Schrift. Also kann von einer neuen Religionsstiftung nicht die Rede sein — nur um eine neue Erfassung eines und desselben Inhalts kann es sich handeln. Dabei kann der Unterschied freilich so groß sein, daß die eine Fassung die andere aufhebt; aber immer ist bei der Bestimmung des Wesens der Reformation von der mittelalterlichen Kirche auszugehen; denn aus dem Schoße dieser Kirche hat sie sich entbunden. Wer sie daher in ihrer Eigenart erfassen will, muß zuvor den mittelalterlichen Katholizismus ins Auge fassen.

## 2. Der mittelalterliche Katholizismus.

Was ist sein Charakteristisches, wie es noch heute Wesen und Eigenart der römisch-katholischen Kirche bestimmt?

Der Kirchenbegriff und der Sakramentsbegriff sind, auch wenn man die Gesamtgeschichte der Religionen aller Zeiten ins Auge faßt, das Originalste und das Bedeutendste, was die katholische Kirche hervorgebracht hat und besitzt. Mit diesen Begriffen löst sie eines der schwierigsten Probleme in allen höheren Religionen, nämlich, wie das Innerliche und Ewige der Religion, indem es sich notwendig im Äußerlichen, in der Zeit, also im Relativen, darstellen und verwirklichen muß, sich doch als das Innerliche, Ewige, Unwandelbare und Absolute zu behaupten vermag, also, im Äußerlichen sich auswirkend, so heilig und göttlich bleibt wie im Innerlichen.

Was hier gemeint ist, mag ein Wort von Goethe veranschaulichen:

Alles, was sich aufs Ewige bezieht, sollte sich von Rechts wegen außer Streit setzen, obgleich auch hier manches Hindernis obwaltet. Denn indem wir durch unsre Denk- und Empfindungsweise auch äußere Verhältnisse gründen, eine Gesellschaft um uns bilden oder uns an sie anschließen, so wird ein Inneres zum Äußerlichen; ein solches, wohl aufgenommen oder feindlich bestritten, muß erhalten, es muß verteidigt werden, und so sind wir auf einmal vom Geistlichen ins Weltliche, vom Himmlischen ins Irdische und vom ewig Umwandelbaren in das zeitlich Wechselhafte zurückgezogen.

Durch den Kirchenbegriff und den Sakramentsbegriff holt die katholische Kirche das Heilige, die Gnade, vom Himmel herab und verschmilzt es mit dem Leben der Gegenwart.

Alles erdenkliche Große und Hohe sagt sie von der Kirche aus: Sie ist der gottmenschliche Organismus, der Leib Christi; sie ist der lebendig gegenwärtige Christus, seine Braut; sie ist die Verbrüderung der Menschheit zu einer wirklichen und wahren Einheit; sie ist die Gesinnungsgemeinschaft des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung; sie ist ein sichtbares Reich, regnum externum, civitas dei,



geleitet auf Erden durch den Statthalter Christi, den römischen Bischof. Das sind nicht zwei oder mehr Kirchen, sondern alles das ist eine und dieselbe Kirche, für die es gleich wesentlich ist, daß sie Leib Christi, Gesinnungsgemeinschaft und auch sichtbares Reich ist.

Ferner aber — in den Sakramenten ist eine zweite Natur gegeben über der Natur, eine zweite Substanz über der Substanz, die G n a d e n s u b s t a n z; nicht nur um Geist und Wort handelt es sich, sondern um substanziiell gewordenen Geist und um das heilige Element göttlichen Seins und Lebens. Wohl fließt hier Alles aus dem „Verdienst des Leidens Christi“, der sich in dem Meßopfer täglich in Realpräsenz darstellt, und hat letztlich seinen Zweck in der Sündenvergebung und der Mitteilung von Kräften des ewigen Lebens; aber es appliziert sich wie ein heiliger Stoff, eine heilige Medizin, die unter der Voraussetzung des Glaubens das ganze irdische Sein und Leben tatsächlich in ein gnadenhaftes und gottmenschliches umwandelt.

Mit diesen beiden Glaubensgedanken von der Kirche und von den Sakramenten überbrückt die Kirche den Gegensatz von Ewigkeit und Zeit, von Absolutem und Relativem, von Innerlichem und Äußerlichem. Durch sie ragt die obere Welt tatsächlich und substanziiell hinein in diese zeitliche, schuldhaft und dem Tode verfallene Welt. Das *internum aeternum* ist hier zu einem *externum aeternum* geworden, und der Geist wandelt daher nicht nur im Diesseits und im Glauben und Hoffen, sondern er steht im Diesseits und Jenseits zugleich, weil das Jenseits herabgestiegen ist und sich mit dem Diesseits verschmolzen hat.

So ist diese arme Welt in der Kirche und durch die Sakramente noch einmal gesetzt, nun aber als das Himmelreich auf Erden, und der Christ ist nicht nur Bürger einer zukünftigen Welt, sondern er besitzt zugleich auch schon in geheimnisvoller Weise das übernatürliche Wesen selbst.

Aus diesem allgemeinen Kirchen- und Sakramentsbegriff ergeben sich fast überall mit Notwendigkeit die einzelnen

Lehren über die Kirche, der Unterschied zwischen Klerus und Laien, Regierern und Regierten bis zur Unfehlbarkeit der monarchischen Spitze und bis zur Behauptung: „Extra ecclesiam nulla salus“, und wiederum die Lehren von der Gnade und Rechtfertigung bis zur Behauptung, daß alle „Gerechtigkeit“ und der ganze Prozeß der Rechtfertigung und Heiligung ausschließlich in den Sakramenten ihre Quellen haben. Auch können die Überzeugungen nicht mehr frappieren, daß es religiöse Selbständigkeit und reine Innerlichkeit für Niemanden geben darf, daß der Gehorsam gegenüber der Kirche, sei es auch nur als kirchlicher Patriotismus, schlechthin notwendig und verdienstlich ist, daß der Glaube nur die Bedeutung eines Anfangsakts haben kann, und daß das „Wort“ allein unfähig ist, wahre Gerechtigkeit zu erzeugen.

Aber in dem Kirchen- und Sakramentsbegriff erschöpft sich noch nicht das Eigentümliche der abendländisch-katholischen Kirche, vielmehr tritt noch ein drittes Moment hinzu, das jedoch in einem tiefen innern Zusammenhang mit der Fassung jener Begriffe steht. Es ist der Universalismus des Religiösen, das hier so umfassend ausgebildet ist wie in keiner anderen Religion. Zwar ist, wie bemerkt, letztlich Alles bezogen auf den einen Punkt der Erlösung von Sünde und Tod, aber dieser Gedanke hat hier die erstaunlichste Ausgestaltung erfahren. Es ist die *complexio oppositorum* und *diversorum*, welche die Dogmatik dieser Kirche charakterisiert. Sie vermag das Verschiedenste zu umklammern, jedem religiösen Bedürfnis zu entsprechen, auch den inferiorsten religiösen Mitteln und Stimmungen gerecht zu werden und ihnen eine Stelle anzuweisen, gleich als handle sie nach dem Grundsatz: „Verdirb es nicht; es ist ein Segen darinnen.“ Das zeigt sich in jedem Punkte der Lehre, den man ins Auge faßt. Ein paar Beispiele. Diese Kirche umklammert in der wundervollen Gotteslehre Thomas' von Aquino, die sie sich angeeignet hat — wundervoll vom Standpunkt des Denkens — den Gottesbegriff des

Alten und Neuen Testaments, des Augustin, des Aristoteles und den der Legalität. Sie weiß ferner in ihrem Begriff der christlichen Vollkommenheit die im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung gegebene Vollkommenheit mit dem strengen asketischen Ideal auszugleichen. Sie vermag weiter das Paulinische Wort: „Was hast du, das du nicht empfangen hast“ mit der Verteidigung der Werkgerechtigkeit zu verbinden und die „Gnade“ und das „Verdienst“ in eine Art von Gleichgewicht zu setzen. Sie ordnet das Religiöse dem Moralischen unter, aber sie ordnet es ihm auch über. Sie will nur von solchen Gnadenmitteln wissen, die aus dem Verdienste des Leidens Christi fließen, aber sie kennt zugleich unzählige religiöse Hilfsmittel zweiter und dritter Ordnung und ebenso viele Nothelfer, die sie in eine künstliche Verbindung mit Christus setzt. Sie weiß, was allein wahre Heiligkeit ist, und wer allein der Heilige ist, und empfiehlt doch abgestufte Heiligkeiten bis herab zum Weihwasser und Amulett und wiederum bis zu heilig und selig gesprochenen schwachen Menschen. Es ist, als ob dieser Universalismus zeigen wollte, daß alle denkbaren Religionsstufen in ihm „aufgehoben“ sind, und daß er, wie er die Welt noch einmal setzt, so auch Alles, was sich als Religion anbietet, dadurch adelt und konserviert, daß er es sich unter- und einordnet. In der Tat — diese Kirche scheint einen Zauberstab zu besitzen, durch welchen sie jedes minderwertige Metall in Gold zu verwandeln vermag, und sie spielt ein Orchester, aus welchem Jeder das Instrument heraushören kann, das ihm das vertrauteste und liebste ist. Daß dieser Universalismus in folgerechter Verbindung mit dem Kirchen- und Sakramentsbegriff steht, die selbst schon eine eigentümliche complexio oppositorum darstellen — wer kann das verkennen?

Diese Entwicklung der Religion zur Kirche der Kirchlichkeit und des Sakraments wird protestantischerseits häufig aus einer Verweltlichung abgeleitet; aber so gewiß diese einen mächtigen Anteil an ihr hat, so wenig wird man dem

Tatbestände allein durch diese Erklärung gerecht. Vielmehr hat hier, wie bereits bemerkt, ein kräftiges religiöses Element gewirkt: Im Urchristentum bestand die Gefahr, den ganzen Ertrag der Religion in die Zukunft zu werfen und von der Zukunft zu erwarten. Bereits der Apostel Paulus hat sich, ohne sich dabei seiner Frontstellung bewußt zu sein, dieser Verkümmern entgegen geworfen mit seiner Verkündigung der gegenwärtigen Gotteskindschaft; aber diese Verkündigung fand nicht den Widerhall und die Aufnahme, die ihr gebührt, vielmehr blieb sie unentwickelt, und die Kirche suchte neben ihr auf einem anderen Wege das Heil als einen gegenwärtigen Besitz zu erfassen und das Heilige und Ewige in das diesseitige Leben überzuführen. Eben durch die Ausbildung des Kirchlichen und des Sakraments geschah dies und durch jene umfassende Stufenbildung des Religiösen, die trotz des asketischen Ideals einer Weltverklärung im Rahmen der Kirche gleichkommt.

### 3. L u t h e r.

In dieser weitschichtigen Welt der Religion ist Luther aufgewachsen; in ihr hat er zuerst gelebt; mit ihr hat er sodann gerungen; von ihr hat er sich endlich losgerissen — nicht, weil er ihr ein bestimmtes Dogma, sei es auch das wichtigste, entgegensetzen mußte, sondern weil diese Welt voll Religion seiner Gotteserfahrung nicht entsprach. In der Tat, niemand wird Luther gerecht, der hier nicht alles auf diese Gotteserfahrung bezieht, d. h. auf die Erfahrung „Gott in Christus“, und daher wird auch niemand ihm gerecht, der diese Erfahrung bei ihm anders faßt, als das über alles G e w i s s e und als das stetig T r ö s t l i c h e. Eben deshalb aber ist es auch nicht unbedenklich, sich mit Vorliebe mit dem „Durchbruch“ bei Luther zu befassen oder mit seiner Bußlehre oder mit seiner „Dialektik“ des Gottesbegriffs oder mit den Details seiner Rechtfertigungslehre. Das alles muß notwendig von der Hauptsache, die bei ihm vorliegt, abführen. Diese Hauptsache aber ist seine Got-



teserfahrung — im Sinne des Gottes alles Trostes — als das unerschütterliche Fundament seines Lebens. Wie hätte er denn auch leben, diese Welt von Sünde und Feindschaft ertragen und sein Werk auf seine Schultern nehmen können, wenn ihm der gnädige Gott nicht das Sicherste, das Eindeutigste, das Stetige und das Unwandelbare gewesen wäre! Das Positive, nicht das Problematische, das Einfache, nicht das Dialektische, das kündlich Große, nicht das Verborgene, hat seinem Leben und seiner Verkündigung die Kraft gegeben; zu ihm ist er täglich zurückgekehrt, nicht nur aus den Anfechtungen von Sünde, Tod und Teufel, sondern auch aus den Zweifeln seiner Theologie, aus den Widersprüchen und Nöten, in die sie ihn versetzte, und aus dem Steckenbleiben in der Traurigkeit der Buße. Im Grunde war ihm Alles in dem Einen gegeben, daß „wir glauben sollen, Gott sei unser rechter Vater und wir seine rechten Kinder“, und als Reformator kannte er nur die e i n e Paradoxie der Religion: „Ich glaube die Vergebung der Sünden“. Es soll mit seinen Worten hier stehen, daß es so ist:

Was heißt „einen Gott haben“ oder was ist „Gott“? Antwort: Ein Gott heißt das, wozu man sich versehen soll alles Guten und Zuflucht haben in allen Nöten, also daß einen Gott haben nichts anderes ist, denn ihm von Herzen trauen und glauben — wie ich oft gesagt habe, daß allein das Trauen und Glauben des Herzens machet beide, Gott und Abgott. Ist das Glauben und Vertrauen recht, so ist auch dein Gott recht, und wiederum, wo das Vertrauen falsch und unrecht ist, da ist auch der rechte Gott nicht; denn die zwei gehören zusammen, Glaube und Gott. Worauf du nun dein Herz hängest und verlässest, das ist eigentlich dein Gott . . . . Also verstehst du nun leichtlich, was und wieviel dies Gebot fordert, nämlich das ganze Herz des Menschen und alle Zuversicht auf Gott allein und Niemand anders . . . . Das heißt ihn aber gefasset, wenn ihn das Herz ergreift und an ihm hanget. Mit dem Herzen aber an ihm hangen ist nichts anderes, denn sich gänzlich auf ihn verlassen. Hast du ein solches Herz, das sich eitel Gutes zu ihm versehen kann, sonderlich in Nöten und Mangel, dazu alles gehen und fahren lassen, was nicht Gott ist, so hast du den einigen rechten Gott.

Wenn man von diesen Worten aus auf den katholischen Kirchenbegriff und die Sakramente samt dem „Universalis-



mus“ der Religion zurückblickt, so ist mit e i n e m Schlage klar, daß sie für Luther nicht mehr bestehen können. Was ihn treiben mußte, sie aufzugeben, ist ebenso klar — der Ernst der Religion und ihre Gewißheit. Ist das heilige Tröstliche für die Seele der lebendige Gott selbst und nur Er, so wird die Religion um ihren Ernst gebracht, wenn hier ein Peripherisches vorgeschoben wird, welches, sei es als irdischer Organismus, sei es als Substanz, ihn vertreten soll, und noch mehr, wenn es abgestufte heilige Trostmittel geben soll statt des Tröstens selbst. Das Gleiche gilt von der Gewißheit. Der Zusammenschluß mit Gott als Person im Vertrauen kennt kein Mehr oder Weniger und auch keinen Zweifel, ob man ihn hat oder nicht hat; denn Er selbst ist da. Kirche und Sakrament aber sind Größen, bei denen die Unsicherheit über das zureichende Maß des Anteils nie ausgeschlossen werden kann. Luthers Zweifel sind nicht an der Autorität erwacht — diese hat er sich ja erst später Stück für Stück und schmerzlich von der Seele reißen müssen<sup>1)</sup> —, sondern am Sakrament und zwar, wie zu erwarten, am Bußsakrament, weil es das Sakrament des Trostes sein sollte. Aber weder seinem Ernste genügte es noch seinem Ringen nach Gewißheit. Was er ihm entsetzte, weil er es erleben durfte, war die ausschließliche Zusammengehörigkeit des lebendigen Trostgottes und des stetigen bußfertigen, d. h. demütigen, Vertrauens. Die Religion war damit auf e i n e n Punkt zusammengezogen, wollte sich fortan nur in diesem behaupten und stieß ihre ganze bisherige Peripherie, d. h. ihre Projektion in das Gewebe und in die Substanz des Irdischen als Täuscherei ab. Das große, vom Katholizismus erbaute Gebäude der heiligen Weltkirche und des substanziell Gott-Menschlichen fiel dahin — nur in den vertrauenden Gotteskindern, den neuen Menschen, lebt auf dieser Erde Gott, als Geist und in seinem Wort.

<sup>1)</sup> Allmählich freilich wurde ihm die fehlende biblische und geschichtliche Begründung des katholischen Kirchen- und Sakramentsbegriffs zu einem Hauptargument gegen ihn.

Eine ungeheure **R e d u k t i o n** der Religion aus dem Vielfachen zum Einen war die Folge dieser Glaubenserkenntnis. Diese Reduktion war im Innerlichsten nicht geringer als im Inneren und im Äußeren. Im Inneren und Äußeren tritt sie bei ihm, angefangen von der Schrift über die „Babylonische Gefangenschaft“, so mächtig in die Erscheinung, daß es überflüssig ist, darüber etwas zu sagen oder noch von den Resten zu sprechen, die er übrig gelassen hat, und von den Widersprüchen, aus denen er sich nicht zu befreien vermochte. Die Kirche als *regnum externum* mit allem, was zu ihrer Organisation gehört, fiel dahin, die Kirchenautorität samt der Buchstaben-Autorität fiel dahin, das Sakrament fiel dahin — denn was hier übrig blieb, war das Wort, das sich mit sakramentalen Zeichen verbindet — dazu der komplizierte Gottesbegriff und jenes Vollkommenheitsideal, welches dem stetigen Vertrauen auf Gott noch etwas hinzufügen zu müssen meinte. Aber gleich wichtig ist hier die Reduktion im Innerlichsten: Alle bloßen religiösen Stimmungen, die ganze Stufenleiter erhebender übersinnlicher Gefühle und die bunte Welt der Nothelfer und der heiligen Dinge hat hier keinen Platz mehr, weil im Wort und Glauben Gott selbst als der Gott alles Trostes gegenwärtig ist. Alles Trostes — damit war zugleich die Distanz gegeben, aus der die Ehrfurcht und Demut entspringt; denn nichts ist unbegreiflicher, ernster und heiliger als die Erfahrung zuvorkommender und unverdienter Liebe.

„Verarmte Leute“ — so bezeichnen die katholischen Gegner Luther und seine Anhänger, und noch schlimmer: sie sagen, hier sei das Geheimnis und die Kraft der christlichen Religion, daß sie einen Kosmos des Gott-Menschlichen auf der Erde schaffe, preisgegeben, und das Letzte: diese Reduktion auf den „Fiduzialglauben“ sei seelengefährlich, weil dieser Glaube von der ihn nährenden Wurzel der Kirche und des Sakraments abgeschnitten sei. Sie haben von ihrem Standpunkt vollkommen Recht, und wir sollen uns nicht beklagen, wenn sie in deutlichen Worten uns der Irrlehre

zeihen. Hat doch Luther selbst diese Anklage aufs schärfste zurückgegeben, ja alles „Heilige“ als seelengefährlichen Irrtum zurückgewiesen, was nicht in das Gebiet des Gewissens fällt, und was ohnmächtig ist, den neuen Menschen zu schaffen. Der Kampf der Überzeugungen kann und darf hier nicht aufhören; aber hinter den Überzeugungen stehen die lebendigen Menschen, die oft genug ihre eigenen Überzeugungen nicht kennen und aus tiefen unbewußten Quellen ihr wirkliches geistliches Leben schöpfen.

Ist das Verhältnis „Gott (offenbar in Christus und seinem Wort) und Glaube“ ein exklusives und erschöpfendes, so ist damit der Heilsbesitz als gegenwärtiger ebenso sicher nachgewiesen wie im Katholizismus, und auch der Vorwurf kann die Lehre Luthers nicht treffen, sie sei spröde und kühl. Denn so gewiß sie den „gottmenschlichen Kosmos“ der Kirche und der Sakramente ablehnt, so gewiß entfaltet sie sich in Fülle und Kraft im Leben. Erstlich nämlich hat Luther darüber keinen Zweifel gelassen, daß die Erweckung und Ausbreitung des Glaubens in geschichtlicher Weise zu denken ist: eine unsichtbare Gemeinde der Gläubigen ist da, die Kirche; aus ihr wird der einzelne Gläubige geboren, wie aus einer Mutter; ein Bruder wird dem anderen ein Christus, und die unsichtbare, aber spürbare Gemeinschaft trägt und stärkt den Einzelnen, der mit der Gottesliebe die Liebe zu den Brüdern empfängt, zu den Ebenbildern Gottes. Gottesliebe gleich Bruderliebe, Bruderliebe gleich Gottesliebe — kann es etwas geben, was mächtiger in das Leben eingreift als dieses Evangelium! Sodann, das Leben im Glauben entfaltet sich in einer Fülle von Strahlen. Es ist Zuversicht, es ist freudige Ergebung und Geduld, und wiederum Mitarbeit am Werke Gottes; denn Mitarbeiter Gottes sind die erlösten Gotteskinder — keine Ausschnitte des Heiligen gibt es im weltlichen Leben, kein an sich heiliges Tun und keine heiligen Werke; aber Alles wird geheiligt, was als Gotteswerk übernommen wird. „Und streck' nun aus mein' Hand, greif' an das Werk mit Freuden, dazu

mich Gott bescheiden in mein'm Beruf und Stand.“ Das dingliche Gebiet des Heiligen ist aus der Welt verschwunden; aber in Wahrheit ist das Heilige umfassender und aktiver geworden; denn Alles ist Gottes Acker, wo immer ein Christenmensch steht und arbeitet. Auch kann es kein prinzipielles Mißtrauen mehr gegenüber der Kultur geben, wie im Katholizismus, weil es kein an sich heiliges Gebiet auf Erden gibt.

Und noch Eines — die christliche Verkündigung muß auf der Höhe bleiben, auf der sie allein rein und lebendig sein kann; aber es gibt Vorstufen, und das Pädagogische hat einen weiten Spielraum. Darüber hat Luther keinen Zweifel gelassen; hat er doch unbedenklich sogar aus dem „Gesetz“, dem großen Gegner der Gnade, eine Vorstufe gemacht, und hat er doch, der wie kaum ein Anderer die Unmündigen und Halbmündigen kannte und liebte, von der Naturbetrachtung, der Wissenschaft und der Kunst und vom sozialen und politischen Leben für den Glauben den edelsten Gebrauch gemacht. Auch für die Religion gelten die beiden großen Gesetze des Lebens — nicht nur: „Alles ist Frucht und Alles ist Same“, sondern auch: „Alles ist gegensätzlich und Alles ist Stufe.“ Darum muß die Religion die Schule und die Kultur — als Vorhof und als Lebensgebiet — neben sich haben, und ebenso auch den Staat und das Recht.

Aber wie leicht kann der Glaube, wie ihn Luther gefaßt hat, trivialisiert werden und zur Banalität herabsinken! Gewiß, das kann er; die Geschichte hat es reichlich bewiesen, und die Gegenwart lehrt es Jeden. Aber „Corruptio optimi pessima“<sup>1)</sup>, und die Gefahr ist im Katholizismus nicht geringer. Sie wird in ihm nur dadurch verdeckt, daß, wenn er verderbt wird, immer noch politische Größe, dazu Ästhetisches und Romantisches übrig bleibt, was den Schein eines christlichen Lebens vorzuspiegeln vermag, während im Pro-

<sup>1)</sup> „Je besser etwas ist, um so schlimmer wird es, wenn es verderbt wird.“



testantismus bei der Trivialisierung und Verwahrlosung nichts nachbleibt, ja weniger als nichts. Der Lutheraner **Claus Harms** ist es gewesen, der das herbe Wort gesprochen hat, daß sich im Katholizismus die Menschen die Sündenvergebung wenigstens noch etwas kosten lassen, die Protestanten sich ihre Sünden selbst vergeben. Aber so beschämend dieses Wort ist, so wenig kann es an der Einsicht irre machen, daß der Katholizismus prinzipiell ein breites Stück Welt in das Heilige selbst aufgenommen hat, während der Protestantismus wenigstens vor dieser Täuschung bewahrt bleibt.

Worin besteht also die religionsgeschichtliche Bedeutung der Reformation Luthers? Darin, daß sie die Religion aus allen Verklitterungen herausgezogen, alles Peripherische und Halbe abgestoßen, alle äußeren Autoritäten beseitigt und sie ausschließlich auf ihren heiligen Ernst und auf ihren Trost beschränkt hat, der in dem exklusiven Verhältnis „deus et fides“ („Gott in Christus und kindliches Vertrauen“) gegeben ist — darin besteht ihre Bedeutung. Indem man ihr das zugesteht, erscheint sie wirklich als eine neue Stufe in der Religionsgeschichte; denn wo findet sich hier etwas Ähnliches, wenn man hinzunimmt, daß sie bei solcher Haltung nicht einem asketischen Ideal das Wort redete, sondern die Religion mitten in das Leben, wie es gelebt wird, hineinsetzte? Die Letzten sind hier die Ersten geworden; denn wenn im Katholizismus die Ordnung galt, daß das Mönchtum den Höhepunkt der Christlichkeit bezeichnet, und der Glaube etwas nur Vorläufiges ist, so wird hier alle Kräftigkeit der Religion an dem Glauben allein bemessen. Die heutigen Herostraten der Kultur aber, die sich auf Luther berufen, sind ebenso in einem Abfall von ihm begriffen wie die Hochkirchler, welche die sakramentale Mystik zurückrufen oder nach einer neuen Autorität, sei es der Kirche, sei es des Buchstabens, ausschauen, und wie die Weltflüchtigen, die es doch nur zu Exklamationen und dilettantischen Versuchen bringen. Gewiß weiß auch der



schlichteste evangelische Christ, daß die Welt vergeht mit ihrer Lust, und man sie nicht lieben soll; aber es ist ihm keine Paradoxie, und er braucht auch keine Dialektik, um in eben dieser Welt sein Arbeitsfeld zu erblicken. Und eben dieser Christ weiß auch, daß die wahren Heiligen Gottes die Männer sind, die ihren Gott im Glauben ergriffen und alles Andere, was sich als Religion darbietet, abgelehnt haben. Und so mag hier am Schluß das Wort eines schlichten Arbeiters aus dem Siegerland, des Großvaters Jung Stillings, stehen:

Ich erwarte ohne Furcht den wichtigen Augenblick, wo ich von diesem schweren, alten und starren Leib befreit werden soll, um mit den Seelen meiner Voreltern und anderer heiliger Männer in eine ewige Ruhe eingehen zu können. Da werd' ich finden Dr. Luther, Calvinus, Ökolampad, Buzer und Andere mehr, die mir unser seliger Pastor, Hr. Winterberg, so oft gerühmt und gesagt hat, daß sie nächst den Aposteln die frömmsten Männer gewesen.

Wer diese Worte recht versteht, sieht in ihnen die religionsgeschichtliche Bedeutung der Reformation gegeben.

## 7.

## Weihnachten.

(1926)

Die Weihnachtsfeier, seit mehr als fünfzehnhundert Jahren begangen, das Hauptfest der Christenheit neben Ostern, ist zu einem Weltfest geworden und wird nicht nur von den christlichen Kirchen gefeiert. Es gibt engherzige und kleinsinnige Menschen, die das unstatthaft finden und sich darüber beklagen; sie sollten sich vielmehr darüber freuen. Eines der tiefsten und packendsten Gleichnisse Jesu erzählt von einem großen Abendmahl, zu welchem eingeladen wird. Da werden nicht nur die Freunde und Standesgenossen des Hausherrn gebeten, sondern die Einladung ergeht schließlich an alle Welt, ohne Ansehen der Person, und sie kommen und feiern mit; der Hausherr aber im Gleichnis ist Gott selbst. Ein solcher Festabend soll auch der Weihnachtsabend sein, und — zu unserer Beschämung — wir brauchen nicht einmal einzuladen — das Fest hat uns die Einladung abgenommen und wirbt sich ohne unser Zutun überall seine Gäste. Kein Fest auf der Welt hat so viele und so verschiedene Teilnehmer als das Weihnachtsfest!

Woher das? Wie kommt dem Feste eine solche Kraft, daß es die Grenzen der Religionen überschreitet und ihre Zäune und Schlagbäume zu beseitigen vermag? Kommt diese Kraft etwa daher, daß es ganz verweltlicht und zu einer profanen und harmlosen Familienfeier herabgesun-

ken ist, deren Bedeutungslosigkeit ihm die Wege ebnet? Oder hat das Fest diese Kraft, weil es zu einem Naturfest geworden ist, an welchem der Sonne gehuldigt wird, die nun wieder den langen Nächten ein Ende macht? Nein — denn das Naturfestefeiern stimmt nicht mehr mit unserer Seelen- und Geistesart und wird nur künstlich von einigen Schwärmern betrieben; profanisiert aber ist die Feier auch nicht, es sei denn bei ganz oberflächlichen Menschen; denn sie hat sich bei der Mehrzahl ihren heiligen Kern bewahrt, wie ein Blick auf die zahllosen Festfeiern bei hoch und niedrig und in allen ihren Mischungen und Formen beweist. Dieser heilige Kern ist in dem Dreiklang gegeben: *L i e b e , F r e u d e , F r i e d e*. Getrennt kann jedes dieser Stücke entstellt und wertlos gemacht werden; verbunden kann sie niemand von ihrer Höhe herabziehen. Sie sind am Weihnachtsfest auch dort am Werke, wo man den Geburtstag dessen nicht voll zu würdigen vermag, der dem Feste den Namen gegeben hat — *C h r i s t - f e s t* — und dessen Erscheinung den tiefsten Einschnitt in die Weltgeschichte gemacht hat.

Es muß jedem, wenn er nicht ganz verhärtet ist, in die Seele greifen, daß einmal im Jahr ein Tag erscheint, an welchem das grau gestrickte Netz des Alltags zerreißt und ein Strahl des ewigen Lichtes aufleuchtet, eben jenes Lichtes, das die Dreieinigkeit der Liebe, der Freude und des Friedens den Herzen nahebringt. Hüten soll man sich aber, von diesen hohen Dingen viel zu reden; denn das vertragen sie nicht, und der Redende wird zum „stummen Schwätzer“. Man soll sich unter sie stellen und sie wirken lassen; man soll sie aufziehen gleich einer Fahne, und man soll sie für andere aufgehen lassen wie eine leuchtende und wärmende Sonne — jene Liebe, welche Freude bringt, und jene Freude, welche inneren und äußeren Frieden bringt. Freude und Friede sind ja auch die großen Stichworte der Weihnachtsbotschaft: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird“, und „Friede

auf Erden den begnadeten Menschen“, oder, wie die abendländische Kirche diese Worte von altersher verstanden hat, „den Menschen, die guten Willens sind“. „Den Menschen guten Willens“ — hat es jemals in der europäischen Geschichte eine Zeit gegeben, in welcher „der gute Wille“ nötiger war als heute und in der ihm ein sichererer Erfolg winkte, nämlich der Friede? Wir sind ihm nach verdienten und unverdienten Erfahrungen und nach schwersten Prüfungen heute näher gekommen als noch vor einem Jahr — doch stehen noch immer dunkle Wolken am Himmel — aber das Näherkommen nützt noch nicht, man hat ihn oder hat ihn nicht. Wir aber müssen ihn jetzt haben und bei unsern Partnern finden, wenn Europa genesen soll. Mögen die Dämonen des Mißtrauens und der Furcht vor dem Licht des Vertrauens, der Brüderlichkeit und des Friedens weichen und die Völker in diesen Weihnachtstagen endlich zur Einsicht gelangen, daß die hohen Worte „Menschheit“ und „Humanität“ in unserem Zeitalter nicht mehr wie früher nur philosophische oder religiöse Begriffe sind, sondern gebieterische Formen der Lebensgestaltung. Kein Volk darf mehr seinen eigenen Interessen nachgehen, ohne sie mit dem Bewußtsein der Verantwortung für das Wohl aller zu erfüllen, den Geist brüderlicher Liebe in sich aufzunehmen und in diesem Geiste auch Opfer zu bringen. Vertrauen erwirbt Vertrauen, und niemals ist ein Opfer vergeblich gewesen, das in reiner Gesinnung dargebracht wird. Aber dazu gehört eine entschlossene Abkehr vom chauvinistischen und wirtschaftlichen Egoismus und dazu gehört die Anerkennung der Tatsache, daß es in der jetzigen Weltepoche für die Völker zwischen Freund und Feind kein Mittleres mehr gibt, und ebenso nicht zwischen den Klassen. Die große Wahrheit: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“ ist heute noch viel ernster geworden als früher: Der Mensch stirbt am Brote, wenn ihm die Sorge und der Kampf um dasselbe als die einzige Aufgabe erscheint — nur geistige und sittliche Kräfte: das heißt ein

wirksamer guter Wille, vermögen heute das Leben der Völker zu erhalten und sie vor mörderischen Kämpfen und vor dem Untergang zu bewahren.

Das Weihnachtsfest ist in der Weltgeschichte zur großen Feier der Liebe, der Freude und des Friedens geworden; aber es soll an diesem Tage zugleich dessen gedacht werden, den die Christenheit als ihren Herrn und Heiland feiert. Da aber geschichtlich außer der Geburt in Bethlehem nichts Sicheres über die Geburtsgeschichte Jesu bekannt ist — wird doch auch der Geburtsort angezweifelt — so wäre es nie zur Weihnachtsfeier gekommen, hätten nicht die Evangelisten Lukas und Matthäus die früh umlaufenden Legenden gesammelt und gestaltet. Mit solch einer malerischen und symbolischen Kunst und Kraft aber hat das namentlich Lukas getan — er war Arzt von Beruf; sinnvoll hat man ihn später zum „Maler“ gemacht und sogar alte Christusbilder auf ihn zurückgeführt — daß die Zeit seinen Erzählungen nichts anzuhaben vermag. Die Kraft und Schönheit der Weihnachtsgeschichten ist zu allen Zeiten empfunden worden. Schon die ältesten Christen haben sie auf die Wände ihrer Katakomben gemalt, und von dieser Frühzeit ab haben Jahrhundert für Jahrhundert Maler und Dichter sie bevorzugt und mit der Wärme ihres Gemüts erfüllt. Sie tragen das Siegel des Klassischen; denn die Kinder lauschen ihnen mit Spannung und Freude und auch die Gereiftesten hören sie jährlich aufs neue mit Anteil und Bewunderung. Sagt man aber, es seien ja nur Legenden und keine wirklichen Geschichten, so vergißt man, daß hinter den Legenden der geheimnisvolle und mächtige Eindruck der Persönlichkeit und ihres Wirkens liegt. Er kommt in den Legenden oft kräftiger zum Ausdruck als in den geschichtlichen Erzählungen.

Die Größe des malerischen Entwurfs der Weihnachtslegenden, ihre unvergleichliche Anschaulichkeit und ihre symbolische Tiefe heben sie aus der gesamten Weltliteratur heraus. Fest prägen sich die Worte ein; denn jedem



Wort entspricht ein deutlicher Pinselstrich, und am Ende jeder dieser Erzählungen steht ein klares und eindrucksvolles Bild vor der Seele — die Reise Josephs und Marias nach Bethlehem, die Geburt im Stall, die Hirten auf dem Felde, die Engelsbotschaft, die Hirten an der Krippe, die ‚drei Könige‘ aus dem Morgenland, die Flucht nach Ägypten, der bethlehemitische Kindermord, die Darstellung im Tempel. Wer von uns hat auch nur eine dieser Geschichten vergessen, seitdem sie ihm in der Jugend erzählt worden ist? Und mit der lebendigen Anschaulichkeit verbindet sich eine tiefe Symbolik, teils vom Erzähler selbst gewollt, teils ihm unbewußt, aber dem Betrachter sich aufdrängend. Gleich der Anfang packte schon die ersten Leser und fesselt uns noch heute: „Es begab sich zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde . . . Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum, daß er von dem Hause und Geschlechte Davids war.“

Mit der größten Gestalt des Römerreichs und mit der erhebensten Erinnerung des jüdischen Volks wird das neugeborene Kind in Verbindung gebracht. David — das bedeutete nicht nur die stolzeste Erinnerung, sondern dieser Name umschloß auch alle Hoffnungen des von den Römern geknechteten Volkes: ein König aus Davids Stamm, und größer noch als David, soll kommen. Welche Gefühle aber der Name „Augustus“ damals erweckte, das möge eine Inschrift uns sagen, welche die Bürger der kleinasiatischen Stadt Priene im Jahre 9 vor Christus diesem Kaiser als dem Friedefürsten gesetzt haben, und mit welcher sie seinen Geburtstag feiern. Die Hauptstellen seien herausgehoben:

„Dieser Tag hat der ganzen Welt ein anderes Aussehen gegeben; sie wäre dem Untergang verfallen, wenn nicht in dem nun Geborenen ein gemeinsames Glück für alle Menschen aufgestrahlt wäre.“

„Mit Recht erkennt man in diesem Geburtstag den Anfang des Lebens und aller Lebenskräfte; nun endlich ist die Zeit vorbei, da man es bereuen mußte, geboren zu sein.“

„Die Vorsehung, die über allem im Leben waltet, hat diesen Mann zum Heile der Menschen mit solchen Gaben erfüllt, daß sie ihn uns und den kommenden Geschlechtern als Heiland gesandt hat; aller Fehde wird er ein Ende machen und alles herrlich ausgestalten.“

„Die Hoffnungen der Vorfahren sind in seiner Erscheinung erfüllt; er hat die früheren Wohltäter der Menschheit sämtlich übertroffen, und es ist unmöglich, daß jemals ein noch Größerer käme.“

„Freudenbotschaften (im Griechischen steht „Evangelien“) für die Welt knüpfen sich an diesen Geburtstag; mit ihm muß eine neue Zeitrechnung beginnen.“

Welcher Ruhm, welche Hoffnungen, welche Sprache! Aber doch nicht leere Lobhudelei des Kaisers — erst der spätere förmliche Kaiserkultus ist zur Spottgeburt der Religion geworden — sondern nach dem jahrhundertelangen Unfrieden in Asien und nach den entsetzlichen Bürgerkriegen erschien die Regierung des Kaisers Augustus wirklich wie die eines Weltheilands. In den Gesängen der Engel bei der Geburt Jesu, wie sie der Grieche Lukas gedichtet, wiederholt sich, geläutert, der Lobpreis des Kaisers, nun aber Jesus Christus geltend. Das Friedensreich des großen Augustus ist untergegangen; auch die Hoffnungen, die sich an die Geburt Jesu knüpfen, haben sich noch nicht erfüllt; aber nicht die Taten des Augustus, sondern eben diese Geburt hat in der Person Jesu den Anstoß gegeben zu einer ewigen Bewegung der Seele und des Geistes, der Einzelnen und der Völker, und sie wird fortwirken, bis das Ziel erreicht ist.

Aber auch die einzelnen Weihnachtsgeschichten stehen an symbolischer Kraft der Kombination mit Augustus und mit dem Beherrscher des alten Gottesreiches, David, nicht

nach. Was bedeutet es, um nur diese Erzählung hervorzuheben, daß das Evangelium zuerst armen Hirten auf dem Felde verkündet, und daß der Heiland in einem Stall geboren und in eine Krippe gelegt worden ist! Kann es ein leuchtenderes Paradigma geben für die soziale Botschaft des Evangeliums, für die Hoheit in der Niedrigkeit und für die Umwertung der vergänglichen und falschen Werte? Wird diese Erzählung nicht für alle Zeiten der Trost und die Zuversicht der Armen und ein Licht auf ihren Wegen bleiben? So kann man fortfahren und Erzählung für Erzählung die Weihnachtsgeschichten nicht sowohl umdeuten als vielmehr einfach wirken lassen, bis man am Schluß zu jenem erschütternden Wort des greisen Simeon im Tempel an die Mutter Jesu kommt: „Es wird ein Schwert durch deine Seele gehen“ — ein Wort, welches mitten in der Freude über den verheißenen Aufgang einer neuen Zeit daran erinnert, daß die Geschichte der Verwirklichung des Heiligen und Guten auf Erden ein Weg des Leidens und des Kreuzes ist.

Weihnachten ist ein Weltfest geworden ohne Rivalen — ernster Sinn wird sich fragen müssen, ob wir würdig sind, es zu feiern, ja, ob wir es feiern dürfen, wir, die Einzelnen und die Völker. Diese Frage sollte sich am Weihnachtstage jeder vorlegen; denn nur aus ihr entspringt die Gesinnung, die dem Feste entspricht. Ein jeder von uns fühlt im tiefsten Innern, sei es dunkel, sei es hell und klar, daß dem Einzelnen und den Völkern, also der Menschheit eine Aufgabe gestellt ist; diese Empfindung aber besagt, daß der Menschheit ein Zweck und Ziel gesetzt ist — ein Bruderbund soll werden, so umfassend wie das menschliche Leben, und so tief wie die menschliche Not. Physisch sind wir alle verbunden durch ein und dasselbe Blut; aber diese physische Gemeinschaft schützt uns nicht vor dem wildesten Kampf aller gegen alle, nicht vor Mord und Totschlag. Hier hilft nur ein starkes und stetiges Wollen des Guten, das heißt eine kräftige Friedensgesinnung, die das Wohl

und Wehe des Nächsten und des Fernsten in die eigenen Lebenszwecke hineinnimmt. Eben dazu fordert das Weihnachtsfest auf, welches die heiligsten Erinnerungen der Vergangenheit wirksam machen will für die Vorbereitung einer besseren Zukunft, „damit das Gute wirke, wachse, fromme“. Die heiligsten Erinnerungen der Vergangenheit — alte Legenden der Völker erzählen von einem goldenen Zeitalter, das hinter uns liegt. Nie hat es ein solches Zeitalter gegeben, wohl aber einen Wegweiser zu ihm, und Begnadete neben ihm und nach ihm; niemals dürfen wir uns von diesen trennen, noch auf den Glauben verzichten, daß wir berufen sind, eine bessere Zeit heraufzuführen. Dieser Glaube allein gibt der Weltgeschichte einen Sinn und ist die verborgene Triebfeder jeglichen guten Werkes. Nur ein persönliches Werk aber ist ein gutes Werk. In einem Zeitalter, welches den Fortschritt durch ein staunenswertes Aufgebot mechanischer Kräfte glaubt herbeiführen zu können, müssen wir die lebendigen Kräfte des Gemeinnsinns und der Liebe von Person zu Person und von Volk zu Volk wirksam werden lassen. In diesem Geiste sollen wir das Weihnachtsfest begehen und in dem neuen Jahre fortwirken lassen!

---

## 8.

**Rückblick auf den Evangelisch-Sozialen Kongreß.  
(1927)**

Ich gehöre zu den ganz wenigen Stiftern des Evangelisch-Sozialen Kongresses, die noch leben. Einer Mahnung des Apostel Paulus folgend, möchte ich an mich selbst und an Sie die Aufforderung richten: Beginnen wir bei der Rückschau damit, daß wir d a n k e n. In der Tat, wenn ich die 37 Jahre zurückschaue, wie es 1890 war, und wie es heute ist, so haben wir durchaus, sowohl als Kongreß wie als Deutsche, Grund zu danken. Wenn ich Ihnen die Anfänge erzählen wollte, wie die geistige Situation von 1874 bis und über 1890 hinaus gewesen ist, so könnte ich nicht aufhören, Ihnen charakteristische Züge zu nennen.

Als ich einmal von Lübeck nach Berlin zurückfuhr, saß ich, es war 1877, mit einem recht netten Herrn in einem Abteil. Wir unterhielten uns ausgezeichnet. Zuletzt stellte ich mich vor: Ich bin Professor der Theologie in Leipzig. Sofort fuhren ihm die Worte heraus: Was, Sie gehören zu dieser Unglücksbande? Das war damals die Schätzung der Theologie. Als der Kongreß gestiftet wurde, nahmen hervorragende Kollegen meiner Fakultät mich beiseite und sagten: Hören Sie, bleiben Sie da nicht dabei, das ist Sozialdemokratie. Sozialdemokratie war damals ungefähr so viel wie: das ist der Teufel. Ich denke ferner daran, wie das Schlagwort ausgegeben wurde: „Christlich-Sozial ist Unsinn“. und wie die Kirche, die Regierungen und der Staat sich zu ihm stellten. Das waren Zustände, die nicht nur die jüngere,



sondern zum Teil auch die mittlere Generation nicht kennt, weil sie sie nicht erlebt hat.

Wir haben in der großen Aufgabe, der wir dienen, in den 37 Jahren einen bedeutenden Fortschritt gemacht, und wir wären undankbare Leute, wenn wir das nicht anerkennen wollten. Selbstverständlicherweise fühlen wir uns trotzdem heute durch die herrschenden Zustände noch mehr bedrückt als im Jahre 1890, aber dies deshalb, weil mit der wachsenden Befriedigung von Nöten und Bedürfnissen die Bedürfnisse sich steigern und von Rechts wegen sich steigern sollen. Das wissen wir in der Wissenschaft auch: Wenn man ein Problem gelöst hat, kommen dafür drei andere Probleme, und für jede Lösung bekommt man neue Aufgaben, und für jede Gewissensbefriedigung bekommt man eine neue Verfeinerung, d. h. Anklage des Gewissens. Die dankbare Anerkennung also der Fortschritte auf dem sozialen Gebiete steht nicht im Widerspruch zu der Tatsache, daß wir die sozialen Notstände noch tiefer empfinden als vor dreißig bis vierzig Jahren.

Ich will noch von einer anderen Seite her anerkennen, was wir erreicht haben. Ein Hauptpunkt der ganzen sozialen Frage, darin sind wir alle einig, ist die richtig verstandene Gleichheit. Richtig verstanden heißt hier: Nimm jeden Menschen als Menschen, als deinen Nächsten. Was es hier zu überwinden gilt, ist der Kastengeist, der stärkste Feind der Volksgemeinschaft, der Kastengeist im Verkehr von Mensch zu Mensch, der kein Vertrauen aufkommen läßt. In dieser Hinsicht haben wir aber in den letzten Jahren Fortschritte gemacht. Es gibt eine Reihe von Verbänden — ich brauche sie nicht zu nennen — und von Tagungen, in denen die Vertreter der verschiedenen Klassen zusammenstehen und zusammenwirken, und überhaupt ist Art und Ton des Verkehrs menschlicher geworden. Freilich fehlt noch viel, um den Kastengeist völlig auszutreiben — andere Kulturnationen sind in dieser Hinsicht fortgeschrittener als wir — aber wir wären doch undankbar,

wenn wir nicht anerkennen wollten, daß es besser bei uns geworden ist.

Und weiter: man spricht von dem großen Zusammenbruch, den wir erlebt haben. Das ist nicht wahr. Wir haben Zusammenbrüche schwerster Art erlebt, aber unser deutsches Volk ist nicht zusammengebrochen. Ich kann auch nicht zugeben, obwohl ich hier nur beschränkte Kenntnisse habe, daß die Verzweiflung bei denen, die da auf der Schattenseite des Lebens stehen, heute größer ist als im Jahre 1890. Je weniger sich bei dem großen Umschwung der Dinge die wirtschaftliche Lage der besitzlosen Klassen geändert (z. T. sogar verschlimmert) hat, und je bitterer ihre Hoffnungen enttäuscht worden sind, um so mehr bewundere ich ihre ausharrende Geduld, die nicht zusammengebrochen, und ihre Arbeitskraft, die nicht geschwunden ist. Gott und unserem Volke sollen wir dafür Dank sagen.

Noch eine Frage, die hierher gehört: Sind die Gegensätze unter den verschiedenen Menschen so groß? Ein vertrauter Freund von mir, der alte Kirchenvater Augustin, hat einmal gesagt: „Was wollt ihr denn? Die Menschen wollen ja alle dasselbe, sie wollen das Gute. Jeder Mensch, zu welcher Klasse er gehört, oder was er sein mag, will eine gute Frau, und die Frau einen guten Mann, und sie wollen gute, gehorsame Kinder, gute Obrigkeit, gute Wirtschaft, gutes Recht, gute Freunde; alle Menschen wollen überall das Gute. Sie scheiden sich nur an einem einzigen Punkte: Die einen wollen auch selbst gut sein und halten das für eine Verpflichtung, und die anderen halten das für unnötig.“ Augustin hat recht. Wir sind alle eingestellt auf das Gute. Nur an einem Punkte ist der große Sündenfall geschehen, nämlich an dem Punkte, ob wir auch selbst gut sein wollen. Alles Unheil in der Welt, aller Streit, alle Ungerechtigkeit, alle Sünde und das ganze Problem dessen, was wir Gemeinschaft, Friede und Erziehung nennen, hängt lediglich an dem einen Punkt. Wird es hier immer schlim-

mer? Wer nur die Zeitungen liest mit ihren Mitteilungen der täglichen Verbrechen, muß zu dieser Meinung kommen, und viele andere Beobachtungen müssen ihn in ihr bestärken; aber wer tiefer in die Erscheinungen des uns umgebenden Lebens blickt, sieht Gutes und Hoffnungsvolles an Stellen aufwachsen, die früher unfruchtbar waren. Aber was soll man den Menschen sagen, wenn sie sprechen: Ja, ich empfinde auch, ich sollte gut sein, ich sollte an allem Guten teilnehmen, aber ich finde keine Kraft in mir, und ich sehe nicht, wo für mich der Weg dahin beginnt. Darüber hat der Apostel Paulus im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes geschrieben und hat auf die Liebe gedeutet. Aber kann man sich die Liebe selbst kommandieren? Das ist es ja gerade, daß wir uns als liebeleer empfinden. Was soll man also einem Menschen sagen, der bekennt: „Ich erkenne den Wert der christlichen Forderung, frei zu werden vom Dienst des vergänglichen Wesens und Liebe zu üben, an, aber ich kann nicht“? Man hat in diesem Fall ein einziges Wort zu sagen: Nun, dann sei deinem Nächsten und deiner Arbeit gegenüber ein t r e u e r Mensch. Wenn sonst alles in dir versagt, so halte die Treue gegenüber den Menschen, in deren Mitte du stehst, und die Treue in deinem Beruf. Ich weiß nicht, warum wir noch nicht in unsrer Literatur ein hohes Lied von der Treue haben. Denn es gibt keine Tugend, mit der man einen so guten Anfang machen kann wie mit dieser, und es gibt keine Tugend, die so weit reicht wie sie. Selbst die Verbrecher schätzen die Treue in ihrer Mitte. Und es gibt keine andere Tugend, die so bescheiden mit dem Einfachsten beginnt, mit der gemeinen Pflicht des Tages, und allmählich so weit und hoch hinaufsteigt, hinaufsteigt bis zur Liebe, ja aus der Zeit bis zur Ewigkeit. Denn wer treu ist, er mag es wissen oder nicht, erkennt etwas über sich an und ist gebunden an etwas, dem er dient. Dies aber ist etwas ganz Entscheidendes; denn an ihm wird diejenige Erfahrung gemacht, die die Erfahrung aller Erfahrungen ist, daß man nämlich nicht mehr für sich selbst der Mittel-

punkt ist, um den man ausschließlich kreist. Und auch alle soziale Arbeit hat letztlich ihren Ausgangspunkt, ihren herrlichen, weil so einfachen Ausgangspunkt, und ihre große, weil über das eigene kleine Leben und den eigenen kleinen Berufskreis hinüber in das Dauernde und Ewige greifende Kraft an der Treue. Und aus dieser Treue am Werk und Beruf, aus dieser Treue in den einfachen täglichen Beziehungen des Lebens erwächst ganz sicherlich die abschließende Treue gegen sich selbst, auf daß wir nicht mehr stückweise der Welt verfallen, sondern den Gottesgedanken in uns verwirklicht sehen. Wir wissen es alle, jeder von uns schwankt zwischen seinem Urbild und seinem Zerrbild. Der Weg, der uns sicherlich zu unserem Urbild führt, wie uns der Schöpfer wollte, beginnt mit der Treue. Mögen wir es erleben, daß die Treue hinüberführt zur Liebe; denn sie adelt jedes Ding und jede Person, der man treu ist, und adelt uns selbst.

---

---

## 9.

## Möhler, Diepenbrock, Döllinger.

**Fritz Vigener**, Drei Gestalten aus dem modernen Katholizismus — Möhler, Diepenbrock, Döllinger. München u. Berlin 1926.

Das Mißverständnis, das der Titel dieses Werks erregen kann („modern“ = „gegenwärtig“), schwindet sofort bei der Lektüre: der Leser überzeugt sich, daß die drei Gestalten nach dem Urteil des Verfassers einer — sei es auch jüngst erst verflissenen — Epoche des Katholizismus angehören, und dieses Urteil ist richtig.

Es war ein guter Gedanke, diese drei katholischen Gestalten, die gleichzeitig aufgetreten sind, nebeneinander zu stellen und sie in ihrer Zusammengehörigkeit und Verschiedenheit zu würdigen; denn sie repräsentieren in vorzüglicher Weise den vorvatikanischen deutschen Katholizismus, wie er seinem ihm durch das Konzil bereiteten Ende entgegenging. Erlebt hat es nur Döllinger; aber niemand kann heute die Biographien von Möhler und Diepenbrock lesen, ohne fort und fort an das Geschick zu denken, das sie nicht vorausgesehen haben. Ein ehrenvolles Gedächtnis in ihrer Kirche haben sie sich gerettet — mit Recht; denn es gab keine besseren Katholiken — aber Nachfolger im strengen Sinn des Worts durften sie nicht mehr finden, ja, sie selbst wären nicht den Weg Döllingers gegangen, wenn sie das Jahr 1870 erlebt hätten.



Niemand war berufener, uns diese Männer zu schildern, als der Biograph Kettelers, der in diesem Werke bewiesen hatte, daß er, nach schwerem innern Kampf befreit von den Schranken des Konfessionalismus, zum tiefsten Verständnis der Konfession als Bekenntnisgemeinschaft, als Institution und in ihrer seelischen Eigenart vorgedrungen war.

Unter den Darstellungen, die sämtlich eine glückliche Mitte zwischen biographischer Erzählung und kritischer Beurteilung halten und die hohe Kunst schriftstellerischer Sachlichkeit glänzend bewähren, möchte ich der Möhlers die Palme reichen, nicht weil Möhler in jeder Hinsicht der bedeutendste von den dreien gewesen ist — an wissenschaftlichem Sinn ist ihm Döllinger überlegen — sondern weil er bis auf den Grund vom Verfasser erfaßt und verstanden worden ist. Wer ihn schon gekannt hat, wird ihn durch diese Schilderung und Beurteilung viel besser kennen lernen, und wem er noch unbekannt war, der wird sich durch die Kenntnis eines Theologen bereichert sehen, der in seiner Zeit den Typus und den Höhepunkt deutscher katholischer Theologie zugleich darstellt — mit der unvermeidlichen Spannung, die sich zuletzt immer zugunsten der Kirche löst.

Was Diepenbrock betrifft, so hatte ich mir früher den Schüler und Jünger Sailers weicher vorgestellt; in dieser Darstellung tritt er uns kraftvoller und als geschlossener Kirchenmann entgegen; dennoch unterscheidet er sich nicht nur durch sein preußisches Staatsgefühl, sondern auch durch seine innerkirchliche Haltung scharf von seinem Kölner Kollegen, dem Kardinal Geissel. Dies herausgearbeitet und gezeigt zu haben, wie sich der Jünger Sailers den Forderungen der Hierarchie gefügt hat, der er dienend und gebietend zugleich angehörte, ist ein hohes Verdienst Vigeners.

Bei Möhler, dem entschlossenen Apologeten, und Diepenbrock läßt sich mit einem gewissen Rechte, das freilich

oft genug von protestantischen Beurteilern übertrieben wird, von einem „Idealkatholizismus“ reden; bei Döllinger scheidet dieser schillernde Begriff ganz aus; denn so lange er im festen Bunde mit seiner Kirche stand, war er nicht nur der grimmigste Gegner des Protestantismus, sondern auch der skrupellose Apologet der tatsächlichen Kirche und aller ihrer Ansprüche. Was ihn dann mit ihr entzweite, war nicht ein „Idealkatholizismus“, auch nicht sein Deutschtum, oder was er selbst noch genannt hat, sondern sein wissenschaftliches Gewissen als Historiker. Wie er sich mit diesem abgefunden hat, bis es zum vollendeten Bruch kam, stellt eine Kette von Peinlichkeiten und schwersten Anstößen dar. Hier aber bewährt sich Vigeners Verständnis des Katholizismus aufs eindrucksvollste; denn immer wieder gelingt es ihm, zu zeigen, daß, unter der Voraussetzung des absoluten Gehorsams der Kirche gegenüber, das Peinliche nicht peinlich und das Anstößige nicht anstößig ist, d. h. daß man den Gelehrten nicht nur zu entschuldigen, sondern auch zu verstehen vermag, weil ihm das Sichbeugen unter den kirchlichen Patriotismus mit der absoluten sittlichen Pflicht zusammenfiel. Doch zuletzt zerriß diese Einheit. Welche und wie viele zeitgeschichtliche und subjektive Faktoren das Hervorbrechen des wissenschaftlichen Gewissens befördert haben, hat Vigeners kaum gestreift, und hier wäre m. E. mehr zu sagen gewesen; aber in der Hauptsache war es doch wirklich der Historiker, der über den Kirchenmann den Sieg davontrug.

Über ein Doppeltes habe ich mich aber bei der Betrachtung Döllingers stets gewundert, und auch der Verfasser hat mir diese Fragen nicht erhellt: Wie konnte es einem so großen Historiker, wie Döllinger es war, entgehen, daß das Dogma von der Unfehlbarkeit zwar nicht die Konsequenz der aktenmäßig festzustellenden Geschichte der katholischen Kirche, wohl aber die Konsequenz ihrer wirklichen Geschichte ist? Und wie konnte ein

Döllinger auch nur einen Augenblick wännen, diese Kirche würde sich einem Professor gegenüber auf Disputationen, Widerlegungen, den Nachweis ihres Rechts oder gar auf dauernde Ausnahmekonzessionen einlassen? Zeigt der erste Irrtum nicht, daß Döllinger, der Gelehrte, die Geschichte der Kirche besser kannte als die Kirche selbst, und zeigt der zweite nicht, daß er in München heimischer war als in Rom, die Akademie der Wissenschaften besser kannte als die Kurie? Im höchsten Maße würdig und versöhnend ist die Haltung Döllingers — prinzipiell und fort und fort — gewesen, die er nach dem Bruche mit der Kirche eingenommen hat, und sehr zu Unrecht haben sie ihm die Altkatholiken verdacht. Er durfte keiner neuen Kirche beitreten, noch weniger sie stiften. Indem er sich als Exklus empfang und isolierte, hat er sich selbst gefunden. Das ist auch Vigeners Meinung.

Zur Geschichte Döllingers in seinen letzten Jahren kann ich noch einen kleinen Beitrag liefern, auch einen Beitrag zu dem ihm eigentümlichen Sarkasmus. Es war im Sommer 1885 oder 1886, als er mich — wie es dazu gekommen, habe ich vergessen — einlud, ihn in Tegernsee, wo er bei dem Grafen Arco wohnte, von Gießen aus zu besuchen. In unsern Gesprächen vermied ich es, auf das Vatikanum einzugehen, aber auf einem langen Spaziergang kam er plötzlich auf dasselbe zu sprechen: „Wenn mich der Erzbischof Scherr nicht gefragt hätte, wäre ich heute noch in der Kirche; aber man drängte mich an die Wand, da mußte ich schreien.“ Das Thema wurde nun besprochen, und ich äußerte zuletzt: „Schließlich müssen Sie, Herr Stiftsprobst, und wir doch dem Erzbischof dankbar sein, daß er Sie zu einer Antwort genötigt hat; denn so wurde Klarheit geschaffen.“ „Sie mögen recht haben,“ erwiderte er, „und ich werde in diesem Urteil bestärkt, wenn ich auf meine Tübinger Kollegen blicke; sie sind nicht befragt worden, aber sie müssen schweigen und dürfen in ihrer „Quartalschrift“ nur noch theologische Allotria behandeln. Wenn

ich diese Zeitschrift lese, fällt mir immer die Geschichte jener Schauspielergesellschaft ein, die in den Dörfern umherzog und ankündigte, sie würde Hamlet spielen; aber wenn dann der Vorhang aufging, trat der Direktor hervor und erklärte: Verehrtes Publikum, der Hamlet selbst ist leider krank geworden und kann nicht auftreten; aber wir werden doch den „Hamlet“ spielen — ohne den Hamlet, nur mit Rosenkranz und Gildenstein.“

Die Darstellung Döllingers zu vollenden, ist dem Verfasser nicht mehr vergönnt gewesen; der Tod, dessen Keim er aus dem Kriege mitgebracht hat, hat ihm die Feder aus der Hand genommen. Seine Gattin und Professor Meinecke haben das Werk herausgegeben, das sich den besten biographischen Charakteristiken, die wir besitzen, anreicht. Gerne schließe ich daher mit den treffenden Worten des Herausgebers: „Die geistesgeschichtlichen Probleme, die hier behandelt werden, waren für den Verfasser eigene Lebensprobleme, und unter der strengen Sachlichkeit schimmert sein eigenes Herzblut. So sind sie entsprungen aus jener Wechselwirkung von Objektivität und lebendiger, aber gebändigter Subjektivität, auf der alle höhere geschichtliche Leistung beruht.“

---

## 10.

## Der gegenwärtige Christus\*).

(1928)

Die innere Kirchengeschichte verdankt ihr Leben hauptsächlich der Erfahrung, daß Christus durch seinen Geist in ihr fortwirkt: Die Christenheit hat nach dem Pfingsttage durch ihre ältesten Zeugen, sodann durch den Apostel Paulus, die geistige Gegenwart Christi in ihrer Mitte als Kraft ihres Seins und Lebens aufs mannigfaltigste und sicherste für die ganze Bruderschaft und für jeden Einzelnen bezeugt. Das Eigentümlichste dieser Erfahrung setzte sich in einer Reihe von Erlebnissen und ihnen entsprechenden Erkenntnissen auseinander, zu denen sich nach Fülle und Art in anderen Religionen nur dürftigere Analogien finden.

Ohne Schwanken wurde in dem Wirken eines als neue, gewaltige Kraft empfundenen Geistes das Wirken Gottes

\*) In der Sitzung der Preußischen Akademie der Wissenschaften vom 22. 12. 1927 legte Adolf v. Harnack eine Abhandlung vor, die überschieden ist: Christus praesens — Vicarius Christi. Wir geben das erste der acht Kapitel hier wieder, die betitelt sind, wie folgt: 1. Die Gegenwart Christi als eine geistige, 2. Der Christus der Vergangenheit als gegenwärtiger, 3. Die sakramentale Gegenwart Christi, 4. Die Gegenwart Christi als eine übersinnlich oder sinnlich wahrnehmbare, 5. Die Gegenwart Christi als Re-Inkarnation, 6. Ersatz durch einen Fortsetzer (Nachfolger), der sein Wirken ergänzt, bzw. noch Größeres bringt, 7. Ersatz (Vertretung) durch Vikare (den Episkopat), 8. Ersatz durch einen Vikar: Kaiser oder Papst. Die Anmerkungen sind weggelassen, nur zwei Fundstellen sind eingefügt. (Anm. des Herausgebers der „Christlichen Welt“.)



selbst und das Wirken Christi als streng zusammenfallend empfunden — das war die paradoxeste Erfahrung, die aber für den Gläubigen jeder Paradoxie entbehrte: Heiliger Geist, Geist Gottes, Geist Christi sind identisch. Die „theologia Christi“ hat hier ihre älteste und tiefste Wurzel.

Der im Heiligen Geiste gegenwärtige Christus wurde als das neue, das Dasein bestimmende Lebensprinzip empfunden. Zur stärksten Aussage hat das Paulus gebracht; aber in dem höchsten Ausdruck, den er für sie gefunden hat, hat er keinen Zweifel darüber gelassen, daß diese Gegenwart Christi eine noch nicht vollendete Glaubensstatsache ist: „Nicht mehr ich lebe, sondern es lebt in mir Christus; was ich aber jetzt lebe im Fleisch, lebe ich in dem Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich hingegen hat“ (Gal. 2, 20).

Die Wirkungen des im Heiligen Geiste wirksamen Christus wurden in einer Skala von inneren und äußeren Tatsachen und ihren Deutungen angeschaut, die alle denkbaren Stufen einschließt; übergeordnet aber blieben die Wirkungen, in denen die Schöpfung des neuen Menschen und sein neues Leben zum Ausdruck kommt.

Die Kraft des im Heiligen Geiste gegenwärtigen Christus, welche den neuen Menschen schafft, wurde (die alttestamentliche Überlieferung hat hier mitgewirkt) auch als das „Wort Gottes“ oder Christi bezeichnet; dieses „Wort Gottes“ wurde daher den Gleichungen „Christus = Gott = Heiliger Geist“ als identisch beigelegt.

Eben diese Kraft, d. h. der Heilige Geist (= Christus), wurde aber auch als der Geist der berufenen heiligen Gemeinschaft („Heilige Kirche“) empfunden, aus welcher und für welche der einzelne Geist geboren wird. Somit trat zu den Gleichungen „Christus = Gott = Heiliger Geist = Wort Gottes“ die Kirche als identisch hinzu. In dem Bekenntnisse, daß die Kirche der Leib, bzw. die Braut Christi sei, in dem anderen: Credo in spiritum sanctum, sanctam

ecclesiam, und in dem dritten: *Ecclesia ipsa est spiritus* kam dies zum Ausdruck.

Die Immanenz des durch den Heiligen Geist in der Kirche gegenwärtigen Christus erhielt ihre stärkste und deutlichste Folge in der Glaubensüberzeugung der ältesten Christenheit, daß sie, wo sie als ganze oder auch nur als eine Gruppe in Gebet, Selbstzucht, Anweisung oder Ermahnung ihres Amtes walte, aus dem Heiligen Geist handle, also nicht irren könne. (Apgesch. 15, 28. 1. Klem. 63.)

Die Immanenz des gegenwärtigen Christus in jedem einzelnen Christen erhielt ihren stärksten und deutlichsten Ausdruck 1. in der Glaubensanschauung, daß Christus der Bräutigam der Seele sei, 2. in der Erfahrung, daß jeder christliche Bruder dem andern ein Christus sein könne und solle, eine Gewißheit, die in keinem Jahrhundert der Christenheit gefehlt hat. Der Glaube erkennt in dem hilfreichen Bruder den gegenwärtigen Christus; aber er erkennt auch in dem hilfsbedürftigen Bruder den Herrn Christus.

In dem hier Zusammengestellten liegen die wichtigsten Erfahrungen in bezug auf den „Christus praesens“ beschlossenen, und man darf sagen, daß sie durch nichts übertroffen werden können, ja auch keiner Ergänzung bedürfen; denn indem das „Wort Gottes“, die „Kirche“ und die „Seele des einzelnen Gläubigen“ in sie hineingezogen sind, sind sie vollständig.

---

## 11. Weihnachten. (1928)

Preisen muß man es, daß jedes Jahr ein Tag wiederkehrt, an dem Freude und Friede verkündet wird, an dem die Herzen und Hände sich auftun, um Liebe zu üben, und der mit seinem Glanze hineinstrahlt in das schwere Dunkel unserer Tage. Und mit dem heißen Wunsche erfüllt sich das Herz, es möge hier niemand ausgeschlossen bleiben, und keiner bei der Festfeier vergessen sein.

Das Weihnachtsfest hat seine Wurzeln an den Weihnachtsgeschichten; daher soll man ihrer in diesen Tagen gedenken. Diese Geschichten, wie sie seit bald zweitausend Jahren in allen Weltteilen erzählt, besungen und gemalt werden, verdanken wir ausschließlich zwei Evangelisten, dem Juden Matthäus und dem Griechen Lukas; denn die Erzählungen, welche spätere Zeiten hinzugefügt haben, haben nur eine geringe Verbreitung gefunden. Von den beiden Evangelisten aber gebührt dem Lukas die Palme, so gewiß uns Matthäus in der Erzählung von den Weisen aus dem Morgenland ein meisterhaftes Werk geschenkt hat, aber an die wunderbare Erzählungskunst des Lukas reicht er nicht heran. Sinnvoll hat ihn die jüngere Überlieferung „den Maler“ genannt — Lukas ist nicht Maler, sondern nach dem Zeugnis seines Freundes, des Apostels Paulus, Arzt gewesen, aber Auge und Hand waren die eines großen Malers. Was er erzählt hat, waren nicht Mythen,

wenn solche auch vielleicht hineinspielen, sondern Legenden, nicht von ihm erfundene, sondern ihm bereits überlieferte; aber wie er sie empfunden und in großartigen und doch zarten Bildern wiedergegeben, untereinander verbunden und abgetönt hat, das ist sein eigenstes Werk. Griechischer Kunstsinn hat sich hier mit der tiefsten jüdisch-christlichen Frömmigkeit vermählt, griechische Weltoffenheit mit der Abgeschlossenheit enger israelitischer Kreise, die auf Trost und Erhebung warteten. Aus diesen Verbindungen sind die Bilder entstanden, deren Anziehungskraft nach Form und Inhalt jeden Wechsel der Weltgeschichte überdauert hat.

Unter den zahlreichen Weihnachts- und Kindheitsgeschichten des Lukas ist das Hauptstück, die eigentliche Geburtsgeschichte, zugleich auch die künstlerisch vollkommenste Erzählung. Unwillkürlich fragt man sich, so oft man sie wieder liest, ob sich der Verfasser selbst all des Großartigen und Beziehungsvollen bewußt gewesen ist, was uns in seiner Schilderung ergreift und erhebt, oder ob ihm als unbewußtem Seher die Feder geführt worden ist; aber wer will das entscheiden?

„Es ging ein Gebot vom Kaiser Augustus aus“ — mit diesen Worten beginnt er, und mit einem Schlage sehen wir uns in den Mittelpunkt des Weltgeschehens versetzt und hören den gefeierten Namen des Zeitalters: Augustus, der Friedefürst.

„Als Quirinius Landpfleger in Syrien war“ — alsbald werden wir von Rom in den Orient geführt, in die große Provinz, in der der Austausch vieler Religionen und zweier Kulturen am lebendigsten war.

„Joseph und Maria machten sich auf und gingen von Nazareth in Galiläa nach Bethlehem in Judäa, in die Stadt Davids“ — zuerst das gering geschätzte, halbheidnische Galiläa, dann der enge Schauplatz eines Dorfes in Judäa, aber über diesen Schauplatz schwebt der Name des großen

**Königs David, der die Erinnerungen und alle Hoffnungen Israels einschloß!**

Augustus und David — kann man die Erwartungen der Leser noch höher spannen? Kann man die weltgeschichtliche Bedeutung dessen, was nun erzählt werden soll, stärker zum Ausdruck bringen? Aber was da folgt, ist zunächst die Erzählung einer ganz armseligen Geburtsgeschichte, einer Geburt nicht einmal in einem Wohnhaus, sondern in dem Stall einer Herberge — der Königssohn in einer Krippe liegend! Und des Armseligen noch nicht genug: Aufs Feld und ins Dunkle zu Hirten werden wir gewiesen, die nachts ihre Herden weideten. Tiefer kann der Abstieg nicht führen: Von Augustus zu den Hirten! Nun aber tut sich der Himmel auf: die herrliche Botschaft wird zuerst den Ärmsten verkündet, aber sie gilt allem Volk: „Fürchtet euch nicht“ — „Euch ist heute der Heiland geboren“ — „Friede bei den Menschen des göttlichen Wohlgefallens.“

Das ist der hohe Dreiklang der evangelischen Botschaft, an ihrer Spitze das Wort: „Fürchtet euch nicht.“ Der Kirchenvater Augustin hat einmal gesagt: Wenn man alles Übel aus der Welt beseitigte, aber die Furcht vor dem Übel bestehen ließe, würde sich am traurigen Zustande der Menschheit nichts ändern. Er hat recht: das, was uns knechtet, ist die Furcht, und wiederum das, was uns allein von der Furcht zu befreien vermag, ist das Vertrauen. Aber es muß ein absolutes Vertrauen sein, sonst kann es nicht helfen. Je stärker uns die Relativität und die Unverläßlichkeit aller irdischen Dinge auf die Seele fällt, desto deutlicher wird uns auch, daß wir entweder in den Pessimismus versinken oder an Gott zu glauben wagen müssen: „Ein feste Burg ist unser Gott“; denn freudig leben und zuversichtlich wirken vermag nur ein Mensch, der zum großen Gang der Dinge und zum Sinn seines eigenen Lebens trotz alles Widerscheins Vertrauen hat. Das aber heißt an Gott glauben, und das bedeutet zugleich, befreit zu werden von aller Furcht.



„Euch ist heute der Heiland geboren“ — die Worte „Heiland“, „Erlösung“ scheinen heute vergessene Worte zu sein und wie ausgestrichen aus dem geläufigen Vokabular. In jener Zeit waren sie es nicht, vielmehr schaute alles nach Heilanden aus. Aber ich wage auch heute zu fragen: Hat es jemals einen Menschen gegeben, der niemals nach Erlösung ausgeschaut hat, und hat es jemals einen höheren Menschen gegeben, der nicht, rückschauend auf sein Leben, bekennen mußte, daß er das, was er geworden ist, zu einem großen Teil „Heilanden“ verdankt, das heißt Menschen, zu denen er ehrfurchtsvoll aufschaute, und die ihn befreit und zur Höhe gehoben haben? Nicht nur ein Prophet erweckt den anderen, sondern auch im regelmäßigen Gang der Entwicklungen entzündet sich reineres und höheres Leben nur an einer mächtigeren Flamme, und letztlich ist dieses Feuer Gottesfeuer; denn daß von Ihm, durch Ihn und zu Ihm alle Dinge sind, wird uns verkündet, und wir versuchen es, diesem hohen Gedanken nachzudenken. Daß aber jegliche Kraft, die uns von uns selbst befreit und über die Welt erhebt, von Ihm stammt, das empfinden wir selbst. Ein Christ soll dem anderen ein Christus werden, hat schon die älteste Kirche verkündet; aber so hat sie gepredigt, weil sie in dem in Bethlehem Geborenen den Weltheiland erkannte, den Erstgeborenen unter vielen Brüdern, die aus seiner Fülle schöpfen. Noch ist freilich die Aufgabe des Weltheilands lange nicht erfüllt, und auch der Umfang der christlichen Kirchen ist kein Maßstab und keine Gewähr für ihre Erfüllung; aber daß der große Gang der Weltgeschichte die Predigt vom Weltheiland ins Unrecht gesetzt hat, oder daß die biblische Verkündigung einer tieferen Frömmigkeit und höheren Ethik Platz machen muß, kann kein Einsichtiger behaupten.

Und das dritte Stück der Weihnachtsbotschaft — „der Friede“! Der Spruch, der der eigentliche Festspruch der Feier ist, ist wahrscheinlich so zu übersetzen:

Preis in der Höhe sei Gott und auf Erden,  
Friede bei den Menschen seines Wohlgefallens;  
aber auf diesen Unterschied in der Übersetzung kommt  
wenig an. Der Hauptsinn bleibt derselbe: Gott die Ehre, den  
Menschen der Friede!

Der Friede — für den inneren und den äußeren Menschen, für Haus und Familie, für Handel und Wandel, für die Staaten und den ganzen Weltkreis, für Leben und Sterben gibt es nichts Kostlicheres als den Frieden, und wenn wir auf die Stimmen der Völker, ihrer Lehrer, Propheten und Dichter lauschen, so ist es der Friede, den sie alle preisen und heiß begehren. Aber diesem heißen Begehren entspricht nicht, wenn wir näher zusehen, die klare Einsicht, wie ein vollkommener Friede beschaffen sein muß, und noch weniger die Einsicht, wie man zu ihm gelangt. Wirre Stimmen hören wir vielmehr und halb wahre Urteile: „Der Krieg ist der Vater aller Dinge und jeglichen Fortschritts“, „Wenn du Frieden willst, so rüste den Krieg“, „Dauernder Friede erschläft die Menschen“, „Der frische, fröhliche Krieg“ und ähnliches. Aber von solchen Unklarheiten ist die Menschheit nun endlich befreit worden, befreit durch das furchtbare Erlebnis des Weltkrieges, ja, diese Befreiung ist sein einziger positiver und segensreicher Erfolg — wenn die Menschheit bereit ist, ihn zu erkennen und anzunehmen. Der Weltkrieg hat uns gelehrt, was der Krieg ist und in noch fürchterlicherer Weise sein wird — vorher haben wir das nicht gewußt — aber eben dadurch hat er uns auch gelehrt, was der Friede ist: Krieg ist der Kampf aller gegen alle im buchstäblichsten Sinn, aller Männer, Frauen und Kinder; Krieg ist die Aufhebung aller sittlichen Grundsätze und die Preisgebung aller sittlichen Güter; Krieg ist der Feldzug der Verleumdung und Lüge über den ganzen Erdball; Krieg ist der Hunger, der Untergang der Kultur, das Chaos und die Ausrottung. Aber auch wie es zum Kriege kommt, hat uns der Weltkrieg gelehrt — kein vorangehendes Aufgebot des Hasses ist nötig, keine Verschwörung der

Bosheit, keine räuberische Habsucht, sondern „nur“ unbekümmerter Nationalismus, unbekümmerter Rassenstolz und gedankenloser Leichtsin. Daraus ergibt sich aber auch mit gebieterischer Klarheit, was der Friede ist, und wie man zu ihm gelangt. Nicht ein labiler Gleichgewichtszustand ist der Friede — der kleinste Druck zerstört ihn — sondern ein durch das Aufgebot aller sittlichen Kräfte geschaffener und behüteter wirklicher Freundschaftsbund der Völker. Nur um diesen höchsten Preis ist er zu haben. Das Wort: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ muß aus dem Verkehr der Völker ebenso verschwinden wie das andere: „Recht oder Unrecht — mein Land“, und der Irrwahn muß weichen, das wohlverstandene eigene Interesse, nicht allzu schroff angewandt, reiche aus, um den Frieden zu erhalten. Volle Anerkennung der Eigenart und der Rechte der anderen, brüderliche Gesinnung und wirkliche Freundschaft sind nötig, ein Völkerbund, so umfassend wie das Leben selbst — nur diese starken Kräfte können das Wiedererstehen der Kriegsgefahr verhindern. Heute liegt es vor Augen: die höchsten sittlichen Güter und Gebote offenbaren sich als die elementaren, notwendigen Voraussetzungen des Friedens — die Gerechtigkeit, die Nächsten- und Fernstenliebe, das Reich des Guten, verwirklicht in der Gemeinschaft der Völker!

Daß diese herrliche Erkenntnis uns, sei es auch aufgenötigt worden ist, und daß daher unserer Zeit die Aufgabe gestellt ist, sie zu verwirklichen, das soll uns mit hoher Freude erfüllen. Dem vorigen Jahrhundert waren unter anderem die Aufgaben der Abschaffung der Sklaverei und der Hebung des Arbeiterstandes zugewiesen — gewaltige Aufgaben; aber wie viel gewaltiger und höher ist die unsrige: die Botschaft des Friedens soll auf der Erde verwirklicht werden! Schon die Stellung der Aufgabe ist der Anfang des Friedens, und mit Freude bezeugen wir aus dem Erlebnis des letzten Jahres, daß bereits ein wirklicher Anfang gemacht ist. Dank sei unseren politischen Führern und den

erleuchteten Staatsmännern in beiden Hemisphären! Wohl wissen wir, daß es nur langsam vorwärtsgehen wird und ein schweres Ringen mit dem drapierten wirtschaftlichen und politischen Egoismus der Völker uns bevorsteht — auch die Aufgaben des vorigen Jahrhunderts sind noch lange nicht zu Ende geführt — aber der einzuschlagende richtige Weg ist erkannt. Freilich, die Erkenntnis allein tut es nicht; Umkehr, stärkste sittliche Anspannung, Opfermut, eine neue Erziehung und ein neuer Geist sind nötig; aber noch niemals ist die bittere Notwendigkeit des Lebens dem sittlich Notwendigen so zu Hilfe gekommen wie heute nach dem großen Weltkrieg. Man fürchte aber nicht, durch den „Pazifismus“ könne die nationale Eigenart und Kraft leiden; denn er bedarf der Anspannung ihrer besten heroischen Kräfte, muß also der Vollendung der nationalen Eigenart dienen.

Mit Zuversicht wollen wir Weihnachten feiern und in das neue Jahr übergehen. „Friede auf Erden“ — er muß uns werden! „Es muß uns doch gelingen!“

---

## 12.

## Die Neuheit des Evangeliums nach Marcion.

(1929)

Keine andere Eigentümlichkeit des Christentums fordert so gebieterisch zu einer dialektisch-historischen Behandlung auf wie die, daß es eine alte und eine neue Religion zugleich ist. Am Faden der Beantwortung der Frage, inwiefern es eine neue Religion ist, bzw. was das Neue in ihm ist, kann man die ganze Geschichte der christlichen Lehre zur Darstellung bringen, und, in enger Verbindung damit, auch an dem andern Faden, inwiefern es die Vollendung einer alten Religion ist — hier sogar in einem doppelten Sinn als Vollendung der alttestamentlichen Religion und als Enthüllung einer supponierten Urreligion.

Aber die Geschichte des Christentums hat zwei große Erscheinungen hervorgebracht, von denen die eine die Neuheit dieser Religion bestimmt abgelehnt hat, während die andere umgekehrt in ihr nur Neues erblickte. Beide gehören der ältesten Kirchengeschichte an und haben mehrere Jahrhunderte überdauert; aber beide sind dann untergegangen, um seitdem für immer aus der Geschichte des Christentums zu verschwinden<sup>1)</sup> — die judenchristliche Kirche und ihr Gegenpol, die Marcionitische Kirche.

Der Grundgedanke der jüdischen Kirche, souverän und exklusiv, ist in der Überzeugung gegeben, daß das Christentum die Vollendung der alten Religion durch Erfüllung

<sup>1)</sup> Daß sie sich, abgesehen von ganz unkräftigen Ansätzen, niemals in der Geschichte des Christentums wiederholt haben, scheint ein Beweis ihrer Undurchführbarkeit zu sein.



einer gegebenen Verheißung ist. Mag diese Erfüllung auch alle konkreten Erwartungen überstiegen haben — sie bringt doch nichts, was nicht schon Moses und die Propheten gebracht und angekündigt haben, ja sie müßte als zweifelhaft gelten, wenn sie in irgendeiner Hinsicht etwas anderes brächte als das bereits Bekannte oder Verheißene. Nur durch die positive Beantwortung der Frage in bezug auf Jesus: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Anderen warten?“ unterscheidet sich das Judenchristentum vom Judentum: Nichts ist durch Jesus aufgelöst, Alles ist erfüllt. Wie das im Einzelnen im Judenchristentum betrachtet und ausgeführt wurde, darüber besitzen wir nicht viele, aber doch ansehnliche Quellenzeugnisse. Warum und in welchem Tempo die judenchristliche Kirche untergegangen ist, läßt sich auch noch feststellen.

Am Gegenpol steht die Marcionitische Kirche mit ihrer Verkündigung: Im Christentum ist Alles neu; weder hat es rückwärtige Verbindungen in der Geschichte, noch gegebene Unterlagen in der Schöpfung<sup>1)</sup>.

So hat es Marcion erlebt, und weil er es so nicht nur erkannt, sondern erlebt hat, hat er sich nicht damit begnügt, die Neuheit zu konstatieren, sondern er hat sie wirklich auf alles einzelne Christliche angewendet; der Mund ging ihm über von dem, was sein Herz erfüllte; der Nachweis der Neuheit der christlichen Botschaft war ihm Glaubenslehre und Apologie zugleich. In meiner Monographie über Marcion bin ich dem nachgegangen, aber doch nicht so ausführlich wie wünschenswert. Im Folgenden soll das nachgeholt werden. Erhalten hat sich die Marcionitische Kirche in Zentralasien bis ins 10. Jahrhundert und noch länger.

### 1.

Die Einleitung zu seinem großen Werk „Antithesen“<sup>2)</sup> hat Marcion mit den Worten begonnen:

<sup>1)</sup> Über eine gewisse Ausnahme s. unten.

<sup>2)</sup> Oder vielleicht die Einleitung zur Ausgabe seines Evangeliums.

O Wunder über Wunder, Verzückung, Macht und Staunen ist, daß man gar nichts über das Evangelium sagen, noch über dasselbe denken, noch es mit irgendetwas vergleichen kann.

Aufs bestimmteste lehnte es Marcion ab, selbst etwas Neues aufgebracht zu haben — seine Aufgabe sei lediglich Wiederherstellung des von den Kirchenleuten judaistisch Verfälschten<sup>1)</sup> — aber um so energischer erklärte er, daß hier Alles neu sei, und die angeführten Worte bezeugen das in unübertrefflicher Weise. Wer vermag aus der Kirchengeschichte nach Paulus und vor Augustin ein ähnliches Wort nachzuweisen? Man kann das Evangelium mit nichts vergleichen, weil es in der Welt und in der Geschichte nichts Ähnliches gibt — mit erfrischender Schärfe ist hier behauptet, daß zwischen der religio vera und der religio falsa nur Gegensätze bestehen, und daher jede Synthese ausgeschlossen ist. Man kann über das Evangelium nichts sagen; denn das Evangelium allein will sprechen und bedarf neben sich keiner Lehrausführungen. Man kann über das Evangelium nichts denken; denn das Evangelium nimmt alle Gedanken gefangen<sup>2)</sup>. Eben deshalb ist es das Wunder über allen Wundern, eine überschwänglich freudige Erregung und Staunen begründend, und erweist sich zugleich als die stärkste Kraft. Ist der Eindruck des Christlichen als des Neuen und Heiligen jemals kräftiger

<sup>1)</sup> Tertullian „Gegen Marcion“ I, 20: „Die Marcioniten sagen, Marcion habe nicht sowohl eine neue Glaubensregel durch die Scheidung von Gesetz und Evangelium aufgebracht, als vielmehr die alte verderbte geheilt.“ Es ist kein unwesentlicher Zug im Charakterbilde Marcions, daß er selbst hinter seiner Botschaft vollkommen zurücktrat und sich nur als Wiederhersteller des (Paulinischen) Christentums empfunden hat. Diese Haltung verbürgt die Reinheit seiner Absichten, die Stärke seines evangelischen Gotteserlebnisses und seine in diesem Erlebnis gegebene Größe. Daß die von ihm gesammelte Kirche anders geurteilt und ihn hoch erhoben hat, dafür ist er nicht verantwortlich; sie aber mußte so urteilen.

<sup>2)</sup> Einer der frühesten Gegner Marcions, Clemens von Alexandria, berichtet (Strom. III, 3, 12), die Marcioniten bezeichnen ihre Evangelische Verkündigung als fremdartige „Erkenntnis“.

zum Ausdruck gekommen als in diesen Worten? Als vor 130 Jahren Schleiermacher „die Religion“, und als in unseren Tagen Otto „das Heilige“ aus umstrickenden und niederziehenden Verbindungen herausführte, ging ein Schauer der Erleuchtung und Befreiung durch deutsche evangelische Christen. Ähnlich, nur viel stärker, müssen wir uns den Eindruck denken, den Marcion in einem großen Teil der Christenheit hervorbrachte<sup>1)</sup>, als er mit seinem Evangelium hervortrat und die „Neuheit des Evangeliums“, das Wort von „dem neuen Wein, der die alten Schläuche zerreißt“, an die Spitze stellte<sup>2)</sup>.

Was aber war inhaltlich das „Neue“, das ihn selbst im Tiefsten erfaßt hatte und den Anstoß zu einer umschaffenden Bewegung in ihm selbst und in der Christenheit gegeben hat? In zwei Sätzen, die uns Tertullian überliefert, und einem bei Adamantius erhaltenen Wort läßt sich die Frage beantworten:

Tertullian „Gegen Marcion“ I, 18:

Ein Werk genügt unsrem Gott: daß er den Menschen erlöst hat durch die ihm eigene höchste und besondere Gutheit, die etwas Größeres ist als die Schöpfung sämtlicher Heuschrecken.

Tertullian a. a. O. I, 13:

Mit verächtlichem Naserümpfen und in ausbündiger Unverschämtheit wenden sich die Marcioniten gegen die Werke des Schöpfers, um sie zu vernichten. „Traun“, sagen sie, „ein grandioses und gotteswürdiges Werk ist die Welt.“

Adamantius, Dial. II, 6:

Die Menschen — sie sind schlecht — hat „der Gute“ aus dem Bereich des Üblen<sup>3)</sup> herausgerettet, sie durch den Glauben umgebildet und die ihm Vertrauenden zu Guten gemacht.

<sup>1)</sup> Daß Marcioniten und Gnostiker ihre Anhänger hauptsächlich unter den Getauften (nicht unter den Heiden) gefunden haben, hat Tertullian bezeugt.

<sup>2)</sup> Daß dieser Spruch, zusammen mit den anderen vom „guten und schlechten Baum“, der Hauptspruch Marcions gewesen ist, ist von mehreren Kirchenvätern überliefert.

<sup>3)</sup> Marcion hat scharf unterschieden zwischen „kakos“ = „schlecht“ und „poneros“ = „schlimm, übel“. Das Sinnliche und die Materie be-

**Erlösung** — sie ist ganz eigentlich und prinzipaliter „das Werk Gottes“<sup>1)</sup>, und eben deshalb erschöpft sich alle Offenbarung in ihr. Schöpfung und Erlösung liegen auf ganz verschiedenen Ebenen und haben nichts miteinander zu tun. Christsein heißt daher nichts anderes als „Erlöst-sein“, und deshalb ist auch „der Gute“ („der Erbarmer“) der einzige Name für das innere Wesen Gottes<sup>2)</sup>.

Erlöst aber ist der Mensch nach Marcion nicht nur von der Sünde, nicht nur vom Gesetz, nicht nur von der Welt, sondern vom Gott der Welt, dem Weltschöpfer, dessen Geschöpf und Sklave er bis dahin war. Um dieser Verkündigung willen hat Polykarp den Marcion „den Erstgeborenen des Satan“ genannt und Justin „den Gesandten der Dämonen“.

Es fallen aber für Marcion Weltschöpfer und Welt, Gesetzgeber und Gesetz einfach zusammen; denn im „Werk“ stellt sich der Urheber dar, der in der Schöpfung und im Gesetz sein **Wesen** vollkommen zum Ausdruck gebracht hat. Deshalb hat Marcion in seiner Auslegung der Paulinischen Briefe wiederholt die vier Begriffe „Welt, Weltschöpfer, Gesetz, Gesetzgeber“ miteinander vertauscht, wie er auch „Evangelium“, „Christus“ und „Reich Gottes“ vertauscht<sup>3)</sup>. Gewiß sind diese Gleichungen „Weltschöpfer = Welt“ usw. im Sinne Marcions nicht ontologisch zu verstehen — der Weltschöpfer ist nicht die Welt —, aber praktisch wird die Identität von Marcion voll empfunden.

zeichnete er als „schlecht“, den Weltschöpfer als „übel und schlimm“; aber dem Guten ist das Schlimme ebenso feindlich wie das Schlechte.

<sup>1)</sup> Durch die Scheidung von Gesetz und Evangelium hat das Marcion wieder ans Licht gestellt; diese Scheidung war sein „opus proprium et principale“ (Tertullian I, 19).

<sup>2)</sup> Origenes (De princip. II, 5, 1 zu Luk. 18, 19) bemerkt: „Die Marcioniten betrachten das Wort „Niemand ist gut außer allein der Vater-Gott“, als den ihnen eigens verliehenen Schild und sehen in ihm die dem Vater Christi allein gebührende Bezeichnung.“

<sup>3)</sup> S. Tertullian V, 5. 11. 13. 17 und V, 19; IV, 23.



Indem der Mensch von diesem seinem schlimmen Schöpfer und Herrn befreit wird, erfährt er den neuen, weil erst durch Christus offenbarten Gott der Gutheit und Liebe als „den Fremden“, und Marcion und seine Kirche behielten diesen Namen für ihn neben und mit dem Namen „der Gute“ bei, um durch ihn ständig daran erinnert zu werden, daß der Gott der Erlösung ohne jede Verpflichtung aus purer Güte sich der Menschen, die ihn nichts angingen, erbarmt hat. „Dem Menschen, dem Geschöpf des Welterschöpfers, wandte der gute Gott seine Liebe zu; seinetwegen nahm er es auf sich, aus dem dritten Himmel in diese bettelhafte Stofflichkeit herabzusteigen, und seinetwegen ließ er sich in dieser elenden Bude des Welterschöpfers sogar kreuzigen“<sup>1)</sup>.

Aber der „fremde“ Gott war nur „der Fremde“, weil er aus der Fremde erschienen ist; durch sein Erscheinen wurde er „der Vater“, der ein dreifaches Werk in Einem vollzogen hat: Er versetzt die Menschen aus dem Bereich des Welterschöpfers in ein neues Reich; er erweckt in ihnen das gläubige Vertrauen zu ihm selbst, und er bildet sie durch den Glauben zu Guten um, d. h. macht sie zu seinen ebenbildlichen Kindern.

In diesem Dreifachen also stellt sich das Neue dar, in der Erscheinung eines neuen Gottes, des Gottes der Gutheit und Liebe, in der Befreiung von dem Welterschöpfer und in der Umwandlung der Menschen zu guten Menschen durch den Glauben.

<sup>1)</sup> Tertullian I, 14: Hominem, opus dei creatoris, deus bonus adamavit, propter quem in haec paupertina elementa de tertio caelo descendere laboravit, cuius causa in hac cellula creatoris etiam crucifixus est. Wer empfindet bei diesen Worten nicht wieder die persönliche Note ihres Autors, seine exklusive Zuversicht zur Liebe Gottes und seine grenzenlose Verachtung der Welt! Vgl. dazu die ergreifenden Worte bei Adamantius, Dial. I, 3: „Der Gute sandte aus Erbarmen seinen Sohn, der Gute den Guten . . . . Von Mitleid wurde der Gute ergriffen in Bezug auf Fremde als Sünder; nicht als Gute und nicht als Böse verlangte er nach ihnen, sondern in Herzlichkeit erbarmte er sich ihrer.“



Mit Recht konnte Marcion sagen, daß Christus und seine Botschaft *n e u* seien; denn vergebens sieht man sich in der Religions- und Geistesgeschichte nach einer ähnlichen Verkündigung um. Daß in einem bestimmten geschichtlichen Moment als ein völlig *F r e m d e r* ein bisher unbekannter, neuer Gott erschienen ist, und zwar als der Gute, ist eine so exorbitante, aller Vernunft und Spekulation ins Gesicht schlagende Behauptung, daß Niemand sie vorher gewagt hat — nur bei Paulus, wenn man ihn mißversteht, kann man sie finden, und dort hat sie Marcion gefunden. Man kann an diesem Punkte aber auch das Auseinanderklaffen der theoretischen Religion (der Religionslehre) und der christlichen Empfindung konstatieren. In der Religionslehre ist Marcions Prädizierung des neuen guten Gottes als „der Fremde“ geschichtlich und spekulativ ganz unhaltbar, ja unsinnig; aber darf man es der christlichen Empfindung verwehren, wenn sie, ohne theoretisch oder geschichtlich zu spekulieren, *A l l e s*, was vor Christus geschehen ist, als „das Alte“ beurteilt, das vergangen ist und vergehen mußte?

Neu <sup>1)</sup> ist ebenso die Verkündigung, der Schöpfer und Gott dieser Welt sei ein schlimm beschwerliches, aus Widersprüchen zusammengesetztes, kleinsinniges, eiferndes und strafendes Wesen, ganz oder fast so eng und armselig wie die Welt, die er mit Hilfe der schlechten Materie geschaffen hat, und so „gerecht“ wie das Judengesetz. Als ein hervorragender klassischer Philologe mein Buch über Marcion gelesen hatte, schrieb er mir, an diesem Manne sei Alles un-griechisch; aber ebenso muß jeder Kenner des Judentums bezeugen, daß hier Alles unjüdisch ist. Unerhört und blasphemisch ist für griechische und ebenso für jüdische Ohren das Verächtlichmachen des Gesetzes, ferner die Kritik am Welterschöpfer — wie die große Kirche seine Ordnungen bewundert hat, erkennt man aus den hymnenartigen Lobprei-

<sup>1)</sup> Doch hat hier Marcion bei einigen Gnostikern Parallelen; aber er ist ihnen gegenüber selbständig und eigenartig.

sungen des Schöpfers und der Schöpfung im ersten Brief des Clemens (Kap. 20 u. a.) — unerhört und pervers ist die Verkündigung, die Erlösung sei Erlösung von ihm, und unerhört und monströs die Behauptung, der neue Gott sei nicht nur mächtiger als er, sondern werde ihn zuletzt auch beseitigen.

Aber auch der Gedanke einer Umschaffung der Menschen von schlechten zu guten durch den Glauben ist neu. Zwar ist hier der einzige geschichtliche Ausgangspunkt der ganzen religiösen Betrachtung Marcions gegeben, die Verkündigung des Paulus: „Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das alte ist vergangen; siehe, es ist Alles neu geworden“ — aber Paulus hat diese Verkündigung nicht der alttestamentlichen Verheißung, sondern nur dem alttestamentlichen Gesetz, und auch diesem nur bedingt, entgegengestellt; denn das Objekt des Glaubens blieb ihm der Welterschöpfer und Gesetzgeber, der auch der Neuschöpfer ist. Daß der die Neuschöpfung erfahrende Glaube den Gott des Moses und der Propheten preisgeben müsse, wäre ihm die größte Blasphemie und zugleich etwas Unfaßliches gewesen. Was aber den Glauben betrifft als das einzige Mittel der Neuschöpfung, so war im Zeitalter Marcions von dieser Paulinischen Verkündigung nicht viel mehr zu spüren: Wissen und Tun des Guten und der Empfang von Sakramenten galten in der Kirche als die Bedingungen der Neuschöpfung; der Glaube, als Wissen und Gehorsam verstanden, drohte als bloßer Initiationsakt zu verkümmern.

So war in der Tat die ganze Botschaft Marcions neu, zumal da Alles in ihr auf das Innerliche gestellt war: das herrliche Evangelium der Erlösung und Entzückung vermag auf dieser Erde und in dieser Weltzeit äußerlich nichts zu ändern und legt dazu den Gläubigen neben den Verfolgungen durch Juden, Heiden und Christen die stärksten Entsagungen auf. „Mittelende und Mitgehaßte“ redete Mar-

cion daher seine Glaubensgenossen an<sup>1)</sup>, und Celsus berichtet uns, die Marcioniten hätten sich selbst als „Auswurf“ bezeichnet<sup>2)</sup>. Aber dennoch wußten sie sich freudig in ein Reich des Guten und der Liebe versetzt; ihre Zuversicht und ihr Leben waren mit Christus verborgen in Gott.

In welchem Maße Herz und Sinn Marcions von dem Gedanken der Neuheit erfüllt gewesen sind, zeigen die zahllosen Stellen, an denen sich Tertullian und die anderen Gegner genötigt gesehen haben, von dem neuen Gott, dem neuen Christus Marcions und von der neuen Disposition (Heilsökonomie) zu sprechen. Es ist unmöglich, sie alle anzuführen; aber es ist lehrreich, einige Vorgänge und Gebiete kennen zu lernen, auf welche Marcion die Neuheit des Evangeliums besonders bezogen hat:

Wenn der gute Gott vor Christus schlechthin unbekannt war, so fallen damit alle Weissagungen auf ihn dahin. Marcion hat den ganzen Weissagungsbeweis, der das Hauptstück der kirchlichen Apologetik bildete, preisgegeben. In höchst beachtenswerter Weise hat entweder er selbst oder einer seiner Genossen sich zu ihm geäußert. Origenes berichtet (in seinem Kommentar zu Johannes 199 f.):

(Die Marcioniten) unternehmen es, die prophetischen Zeugnisse über Christus zu widerlegen, behauptend, der Sohn Gottes bedürfe keiner Zeugen, da er die nötige Beglaubigung an seinen kraftvollen Heilandsworten habe und an seinen Jedermann in Erstaunen setzenden Wundertaten. Sie sagen: Wenn Moses um seines Wortes und seiner Krafttaten willen Glauben geschenkt wurde, und er nicht Zeugen nötig gehabt hat, die ihn im voraus verkündigt haben, und auch Prophet für Prophet vom Volk als von Gott gesandt (ohne Weiteres) aufgenommen worden ist — um wieviel mehr kann der, der mehr ist als Moses und die Propheten, ohne vorhergehende Prophetenzeugnisse, bewirken, was er will, und dem Menschengeschlecht Gutes bringen.

Die paradoxe Folge dieser Ablehnung war, daß Marcion, der große Feind der Juden, an diesem Punkte mit ihnen gemeinsame Sache machen mußte. Mit ihnen, falls er es

<sup>1)</sup> Tertullian IV, 9, 36.

<sup>2)</sup> Celsus bei Origenes c. Cels. VI, 53.

nicht von ihnen gelernt hat<sup>1)</sup>), behauptet er, die alttestamentlichen Weissagungen hätten entweder ihre Erfüllung in David, Salomo, Hiskia usw. schon gefunden oder würden sie in der jüdischen Religionsgeschichte noch finden<sup>2)</sup>). Seine Beurteilung seitens der Kirche verschlimmerte sich natürlich dadurch noch, daß er hier auf Seiten der Juden stand, und z. B. Tertullian einen großen Teil der Argumente, die er gegen die Juden gerichtet, im dritten Buch gegen Marcion diesem entgegeng gehalten hat; aber Marcion bleibt in der Christenheit das Verdienst, als Erster und auf lange Zeit als Einziger die alttestamentliche Weissagung richtig gedeutet zu haben, freilich nicht aus historisch-kritischen, sondern aus tendenzkritischen Gründen. Doch soll ihm nicht vergessen sein, daß er bestimmt verkündet hat, Jesus brauche keine Beglaubigung, denn seine Worte und Taten beglaubigen ihn. „Jesus Christus, durch sich selbst offenbart“ — das war seine Formel; Christus braucht keine Vorbereiter und Handlanger.

Auch das war neu, daß Marcion die typologische und allegorische Methode der Exegese, durch welche die Kirche die Konkordanz zwischen dem Alten Testament und Christus bewies, bestimmt und rund ablehnte. „Man darf die Schrift nicht allegorisieren“, lautete sein Spruch<sup>3)</sup>). Daher bezeichnete Origenes die Marcioniten als „Diener der reinen Geschichte“, die nur das Wörtliche der Heiligen Schriften gelten ließen, nicht aber das Ideelle<sup>4)</sup>.

Plötzlich und neu war nach Marcion die Erscheinung Christi, daß er direkt aus seinem Himmel kommend in der Synagoge zu Kapernaum auftrat<sup>5)</sup>.

<sup>1)</sup> Man darf vermuten, daß er oder sein Vater ursprünglich den Juden nahegestanden hat.

<sup>2)</sup> Tertullian III, 20; V, 8. 9; Adamantius, Dial. I, 24.

<sup>3)</sup> Tertullian V, 18 und sonst; Jrenäus IV, 27—31.

<sup>4)</sup> Comm. XV, 3 in Matth.: Purae historiae deservientes.

<sup>5)</sup> Marcions Evangelium begann mit den Worten: „Im 15. Jahre des Kaisers Tiberius zur Zeit des Pilatus stieg Jesus vom Himmel herab nach Kapernaum und lehrte in der Synagoge.“



Marcion suchte zu zeigen, daß die „Dokumente“ Jesu, seine Wunder, neu waren (die Auferweckung des Jünglings von Nain, die Stillung des Sturmes).

Neu war auch die Verkündigung des „Reichs“; weil es ein ewiges und himmlisches Reich ist, ist es ein bisher unerhörtes Reich. Marcion behauptete, das im Alten Testament verheißene Reich sei als irdisches und zeitliches verheißene.

Als neu zeigte sich die Gutheit Christi in der Geschichte vom Gichtbrüchigen; Marcion behauptete, die ihm gewordene Sündenvergebung sei neu.

Das Evangelium umschließt nach Marcion eine völlig neue Geduld, Langmütigkeit und Freigebigkeit<sup>1)</sup>.

Wo Tertullian zu den Seligpreisungen übergeht (IV, 14), bemerkt er: „Ich komme nun zu den gebräuchlichen Kernsätzen Marcions, durch die er die Eigenart seiner Lehre darlegt, daß ich so sage, zum ‚Edikt‘ seines Christus.“

Nach Marcion ist auch die „Redeform“ Jesu neu, „wenn er Gleichnisse entgeghält und Fragen widerlegt“<sup>2)</sup>.

Auf die Frage „Was hat Christus Neues gebracht“, antwortete er: „Er hat sich selbst gebracht.“

Neu ist nach Marcion endlich auch in der Religionsgeschichte das Verhältnis des Paulus zu Christus; er ist „der neue Schriftsteller oder Bestätiger“<sup>3)</sup>.

## 2.

In der Regel ist es zu widerraten, die religiösen Erscheinungen längst vergangener Zeiten mit unserer heutigen Psychologie aufzuhellen, weil sie nicht ausreicht. Freilich vermögen wir uns auch weder in die Primitivität noch in den eigentümlichen Rationalismus noch in die Phan-

<sup>1)</sup> Tertullian IV, 18. 20. 10. 16; III, 24. Diese Neuheiten stellte Marcion durch Vergleichen mit alttestamentlichen Geschichten ans Licht.

<sup>2)</sup> Tertullian IV, 11. 19. Also auch für diese formelle Seite hatte Marcion Verständnis.

<sup>3)</sup> Tertullian V, 10.



tasie jener Zeiten wirklich zu versetzen. Also ist hier für unser Verständnis wenig zu hoffen; aber bei Marcion steht es meines Erachtens anders. Seine Einsicht und sein Verfahren waren gegenüber allem Hergebrachten so radikal, und er hat in solchem Maße auf dem Gebiete der Religion tabula rasa gemacht, daß er eigentlich nur zwei große Erlebnisse bestehen ließ, aus denen er nicht eine Dogmatik entwickelt, sondern mit denen er nur einen Grund gelegt und ein praktisches Verhalten auf diesem Grunde mit sicheren Strichen angegeben hat. Diese beiden Erlebnisse vermögen wir auch heute noch zu begreifen, beziehungsweise nachzuempfinden. Damit müssen wir uns begnügen, und dies um so mehr, als es gewiß nicht zufällig ist, daß Marcion keine Glaubenslehre und auch keine Traktate, Predigten oder Abhandlungen hinterlassen, sondern sich darauf beschränkt hat, einen Kanon maßgebender Schriften herzustellen und in umfangreichen „Antithesen“ die Diskordanz zwischen dem Evangelium und dem Inhalt des Alten Testaments, zwischen der „Welt“ und dem Guten, darzulegen. Er ließ also lediglich die beiden Offenbarungen (die des Welterschöpfers und die des guten Gottes) selbst sprechen, ohne seinerseits eine Lehre hinzuzufügen, darauf vertrauend, daß das Evangelium kraftvoll und klar genug sei, um sich ohne hinzugefügte Menschenlehren eine Gemeinde zu schaffen <sup>1)</sup>.

Die beiden Erlebnisse, die für ihn alles bedeuteten, waren aber die Erfahrung der Erlösung durch den Glauben an den in Christus offenbarten Gott und die Erfahrung von der Bosheit und Heillosigkeit der Welt in all ihrer „Gerechtigkeit“. Offenbar sind diese beiden Erfahrungen bei ihm aufs innigste verbunden gewesen, so daß man nicht

<sup>1)</sup> Daher duldete die Marcionitische Kirche auch in ihrer Mitte eine Zwei-, Drei- und Vierprinzipienlehre und verschiedene Lehr- ausführungen, wenn nur der große Gegensatz des Schöpfergotts und des Erlösergotts, des Gesetzes und des Evangeliums, anerkannt blieb und die in der Askese sich darstellende Verneinung des Schöpfergotts.

fragen darf, welcher das Prius zukommt; aber aus der Klangfarbe, die sie bei ihm haben, und aus der feststehenden Tatsache, daß er früher katholischer Christ gewesen ist<sup>1)</sup>, läßt sich doch Bedeutendes zu seiner Charakteristik beibringen.

Was zunächst seine Beurteilung der Welt betrifft, mit der er, wie wir gesehen haben, den Weltschöpfer identifiziert, so gewahrt man sofort, daß hier nicht kühle Beobachtung oder begriffliche Spekulation das Wort führt, sondern tiefste Entrüstung, die sich in Verachtung, Hohn und Spott äußert. Wer die Welt als einen Haufen „bettelhafter Elemente“ beurteilt, wer sie als klägliche „Bude“ ihres Schöpfers schmätzt, wer höhnisch auszurufen vermag: „Ein grandioses und eines Gottes würdiges Werk ist die Welt“, und wer die lebendigen Erscheinungen in der Welt samt und sonders als „Ungezieferplage“ bezeichnet<sup>2)</sup>, der hat nur eine Empfindung ihr gegenüber — grimme Entrüstung. Aber man darf hier noch einen Schritt weiter gehen: Solch eine Entrüstung entsteht in der Regel nur als Enttäuschung und Ressentiment: einst muß Marcion die Welt als herrliches Werk eines großen Baumeisters bewundert haben, wenn er sich in dieser Weise von ihr loslöst. Es ist enttäuschte und gekränkte Bewunderung, die hier spricht. Sofort läßt sich erwarten, daß er sich vor allem von dem Geschlechtlichen abgestoßen fühlen wird, ja daß der antisexuelle Radikalismus, der ihn bis zum eisernen Verbot jeden Geschlechtsverkehrs getrieben hat, hier die Wurzel gewesen ist. Diese Erwartung täuscht nicht. Marcion zeigt einen Abscheu gegen das „Fleisch“, die Zeugung

<sup>1)</sup> Sein Vater war Bischof von Sinope und hatte ihn exkommuniziert.

<sup>2)</sup> Hier hat wahrscheinlich noch ein besonderer Umstand gewaltet: Tertullians Polemik legte die Annahme nahe, daß Marcion in Bezug auf das Ungeziefer Neurastheniker gewesen ist, s. die merkwürdige oben zitierte Stelle mit den Heuschrecken und Tert. I, 14: *Animalia minutiora invidet Marcion.*

und Geburt, der nicht überboten werden kann, siehe Tertullian I, 29:

Unter dem Titel „unflätig“ klagt Marcion die Ehe an, um den Weltschöpfer zu vernichten, und verwirft sie als schlimmes und schmutziges Geschäft; „Euer Gott verwirft das Fleisch, und ihr nennt es mit Unflat erfüllt“.

III, 1: Wohlan denn, peroriere nun gegen jene heiligen und ehrwürdigen Veranstaltungen der Natur, schimpfe auf alles, was du bist, mache den Ursprung des Leibes und der Seele herunter, nenne den Mutterleib eine Kloake, ergehe dich in Redensarten über die Unsauberkeit und Schmähhlichkeit der Geburtswehen, sowie über den weiteren unreinlichen, qualvollen und spaßigen Verlauf des Kindbettes.

IV, 21: Was nur Bitteres gesagt werden kann, bieten sie auf, um das Schmutzige der Geburt und der Kindesentwicklung und überhaupt alles Fleischlichen zu markieren.

De carne Chr. 4: Vom Geburtsakt selbst anfangend, schmähe über die Unsauberkeit der Zeugungsstoffe im Mutterleib, über das abscheuliche Zusammenlaufen der Feuchtigkeit und des Bluts zum Zwecke, das Fleisch mit demselben Unflat neun Monate zu ernähren; beschreibe wie der Mutterleib von Tag zu Tag mehr anschwillt, wie er schwer, beängstigend, sogar im Schlafe unruhig, zwischen Leckerhaftigkeit und Widerwillen unbeständig hin- und herschwankt. Ziehe dann los gegen die Schamhaftigkeit des gebärenden Weibes selbst usw.

De resurr. 4: Sie schimpfen über das Fleisch, seinen Ursprung, seine Bestandteile, seine Zufälle, seinen ganzen Ausgang, daß es von Anfang an unrein sei als Abschäum der Erde, daß es in der Folge noch mehr verunreinigt werde durch den Unflat seines eigenen Samens, daß es gebrechlich, schwach, schuldbeladen, beschwert, lästig sei und zuletzt — als Schluß der ganzen Litanei seiner Niedrigkeit — daß es in die Erde, seinen Ausgang, hinsinke als Leichnam, daß es endlich nicht einmal diesen Namen behalte, sondern in ein Nichts zergehe, nicht einmal ein Name mehr, sondern mit Verlust jeglicher Benennung.

Also ist die Ehe eine schmutzige Schändlichkeit, die den Tod gebiert; sie ist „Hurerei und Verderben“ (Jren. I, 28).

Ich habe diese furchtbare Philippika ausführlicher mitgeteilt, damit der Leser mit mir urteile, hier liege nicht nur ein kühles verwerfendes Urteil vor, sondern, wie dem Ungeziefer gegenüber, das eines tiefverwundeten Mannes, das ins Ungemessene geht. Aber es wäre ein großer Irr-

tum, wollte man Marcions Abscheu vor der Welt aus dieser Haltung gegenüber dem Geschlechtlichen ableiten; sie ist doch nur eine Begleiterscheinung; denn seine grundlegende Antithese gegen die Welt und ihren Schöpfer richtet sich gegen ihre „Gerechtigkeit“; sie ist es, die all seine religiösen und sittlichen Urteile bestimmt. Der stärkste Beweis dafür ist, abgesehen von der Fülle seiner einzelnen Antithesen in Bezug auf Gerech und Gut, seine Verkündigung, Jesus habe, als er in die Unterwelt hinabstieg, Kain und seinesgleichen, die Sodomiten, die Ägypter usw. zu retten vermocht, aber Henoeh, Abraham, Moses konnten nicht gerettet werden, da sie ihm den Glauben versagten. Angesichts dieses Urteils bedarf es keiner Beweise mehr, daß Marcion in der gesetzlichen Gerechtigkeit den schlimmsten Feind des Guten gesehen hat. Dies war seine Überzeugung, obgleich er nicht verkannt hat, daß gegenüber der rohen Sinnlichkeit und dem Verbrechen das „Gesetz“ das Bessere ist. Hier ist der einzige Punkt bei ihm, wie ich in meiner Monographie S. 106 ff. gezeigt habe, an welchem er eine dialektische Beurteilung zulassen mußte: Gesetz, Gerechtigkeit und Gehorsam bezeichnen eine relativ höhere Stufe über dem Sinnlich-Sündhaften und sind ihm gegenüber sozusagen „selbstverständlich“; aber wer auf dieser Stufe verharret, ist nicht zu retten, während der Zöllner und Sünder erlöst werden kann. Dem lutherischen Christen ist diese Haltung nicht unverständlich.

Ebenso ist auch sein positives Erlebnis verständlich: „Sola gratia, allein durch den Glauben.“ Seine Überzeugung, daß das Evangelium etwas ganz Neues sei, wurzelte ausschließlich in dem neuen Gottesbegriff, der, mit Ablehnung jeder anderen Eigenschaft, Gott als die allmächtige Liebe, als den Gott der Barmherzigkeit und alles Trostes verkündigte und ihn ausschließlich in Jesus Christus erblickte. „Gott hat uns geliebt, als wir noch ihm Fremde und Feinde waren, und handelt mit uns allein durch den Glauben“ wurde sein Grundbekenntnis. Daß er um dieses Bekenntnisses wil-

len die Ehrfurcht vor dem Schöpfer, der Schöpfung und dem Gesetz verlor, war ein schwerer, unersetzlicher Verlust, aber unverständlich im Gemüt ist uns auch heute diese Preisgabe in vielen Stunden des Lebens nicht.

Hier möchte ich zum Schluß die Frage an unsere Systematiker richten, ob sie recht daran tun, nicht nur den Schöpfer- und Erlösergott gegen Marcion in Einklang zu setzen — von diesem Glauben darf man nicht weichen — sondern auch seinen eindeutigen Gottesbegriff „Gott ist die Liebe“ aufs neue zu belasten. Ist es angezeigt, ist es notwendig, aus den Zwangs- und Strafvorstellungen des Sünders Lehren wie die vom verborgenen und vom offenbaren Gott, von einer Doppelheit in Gott und vom Zorne Gottes hervorzuheben und in die Dogmatik einzustellen? Ist nicht viel mehr Marcion im Rechte, wenn er in Gott, dem Vater Jesu Christi, ausschließlich den Gott der Barmherzigkeit und alles Trostes sah und eben hierin die Neuheit des Evangeliums ausschließlich erblickte? Der geringste Diener Jesu Christi, der ausschließlich die Vaterschaft Gottes und die Vergebung der Sünden predigt, setzt mit dieser Predigt die evangelische Botschaft fort, während der Theologe mit seinem belasteten, komplizierten und ausgeklügelten Gottesbegriff, mag er auch Paulus, Luther und Calvin anrufen, in schwerster Gefahr steht, das Evangelium zu verdunkeln und zu schwächen.

---







„Aus dem ‚Corpus Imaginum‘ der Photographischen Gesellschaft Berlin“



III.

ZUR WISSENSCHAFTSGESCHICHTE





1.  
**Baltische Professoren.**  
(1916)

„Zur Erweiterung der menschlichen Erkenntnisse in Unsrem Reich“ hat Alexander I. im Jahre 1802 die Universität Dorpat gestiftet; sie sollte ausschließlich **d e u t s c h** sein; russifizierende Hintergedanken lagen dem Kaiser ganz fern. Nur die deutschen baltischen Gymnasien sollten ursprünglich die Pflanzschulen für die neue Stiftung sein. Daher war es selbstverständlich, daß die Professoren, mindestens zum größten Teil, aus Deutschland zu berufen seien; denn wie sollten die baltischen Provinzen selbst diese aufbringen? Zwar hatten Livland und Estland seit einem Jahrhundert unter russischem Szepter einen leidlichen Frieden genossen; aber diese Zeit hatte kaum ausgereicht, die furchtbaren Wunden zu heilen und die Verarmung und Verödung zu überwinden, die jahrhundertelange Stürme und Kriege über das Land gebracht hatten. So ist denn die junge Universität Dorpat im ersten Menschenalter ihres Bestehens sozusagen eine reichsdeutsche Universität gewesen. Den Professoren aus dem Reiche verdankt sie ihre Grundlegung und erste Blüte. Zwar hat es auch schon in dieser Zeit einige baltische Professoren gegeben; aber sie verhielten sich zu den aus Deutschland berufenen nur etwa wie 4 : 12, und an Bedeutung konnten sich nur wenige von ihnen, wie z. B. der Mineraloge **v o n E n g e l h a r d t**, mit jenen messen. Kein Balte, der in Dorpat studiert hat, wird jemals den Dank vergessen, den er den Männern schuldet, die aus dem

Reiche dorthin als Lehrer gekommen sind. Eine stolze Kette von **Gustav v. Evers** bis **Adolf Wagner**, durch alle Fakultäten hindurchgehend, reicht vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis zum Untergang der deutschen Universität. **Evers**, der Historiker, hat den Stempel seines Geistes in den ersten Jahrzehnten der Universität aufgeprägt; aus Westfalen stammend, in Göttingen gebildet, hat er als langjähriger Rektor die Universität formiert und als Gelehrter die Disziplin der russischen Rechtsgeschichte geschaffen. **Wagner** ist der Lehrer der Balten bis heute geblieben, weil er auch über die kurze Zeit seiner Wirksamkeit in Dorpat hinaus ihnen nicht nur sein lebhaftes Interesse, sondern auch sein warmes Herz bewahrt und seinen erprobten Rat geschenkt hat. Zwischen diesen beiden Männern steht eine ganze Schar von reichsdeutschen Gelehrten, die Wissenschaft und Kultur im Lande gepflegt haben. Einigen von ihnen wurde Dorpat eine zweite Heimat, so dem Theologen **Volk** und dem Sprachvergleichler **Leo Meyer**; andere wußten sich mit aufgeschlossenem Sinn in der baltischen Universität heimisch zu machen, wie der Philologe **Schwabe**, aus dessen Nachlaß jüngst eine freundliche und anmutige Schilderung seiner Dorpater Zeit herausgegeben worden ist, und der Archäologe **Löschke**, dessen Vorlesungen heute noch im Lande mächtig nachwirken. Aber auch die, welche nur kurze Zeit als Professoren in Dorpat verweilt haben, haben stets bezeugt, wie treue und dankbare Schüler sie dort gefunden haben, und wie wertvoll ihnen selbst die Dorpater Episode gewesen ist.

Allein eine Universität kann erst dann ihre Aufgabe für das Land, zu welchem sie gehört, voll erfüllen, wenn nicht nur die Studenten, sondern auch die Professoren — zu einem ansehnlichen Teile — aus dem Lande selbst hervorgehen. Jede deutsche Universität hat ihr „Heimliches“ und muß es haben; denn das entspricht der deutschen Eigenart. Das „Heimliche“ kommt aber nur zustande, wenn auch die wissenschaftliche Darbietung selbst die Art des Eigen-

wüchsigen hat und auf das Besondere einzugehen vermag, was Anlage, Geschichte und Interessen des heimischen Volkes hervorgebracht haben. Alles kam also auch für die junge Stiftung Dorpat darauf an, daß das Land selbst ihr Professoren schenkte!

Aber für die Erfüllung dieser Aufgabe schien zunächst die deutsche Bevölkerung des baltischen Landes wenig geeignet und vorbereitet. Der führende Hauptteil, der Adel, war zwar gewohnt, einen Teil seiner Söhne auf die deutschen Hochschulen zu schicken, und schickte sie nun nach Dorpat; aber daß sie Professoren würden — eher schon Akademiker in Petersburg oder Privatgelehrte oder wissenschaftliche Reisende — lag ihm ferne. Die wenigen und bedeutenden Ausnahmen im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts — unter ihnen befand sich **C a r l E r n s t v o n B a e r** — bestätigen nur die Regel. Wohl waren im Bürgertum und in den Familien der Pfarrer, Lehrer usw. von Anfang an die Voraussetzungen auch für die Ausbildung zum Professor gegeben; aber die wissenschaftlichen Hilfsmittel fehlten noch, und die materielle Lage war für ein langdauerndes Studium nicht günstig. Wie ist es nun gekommen, daß das Land doch selbst Professoren hervorgebracht hat, und in welchem Umfange ist das geschehen?

Nun zunächst was die zweite Frage betrifft — in einem ganz erstaunlichen Umfange! Es ist oben bemerkt worden, daß sich die Zahl der aus den baltischen Provinzen selbst stammenden Professoren zu den aus Deutschland berufenen in den ersten dreißig Jahren der Universität etwa wie 4:12 verhalten hat. Nehmen wir aber unsern Standort beim Jahre 1881, so zeigt es sich, daß dieses Verhältnis nunmehr auf 15 : 12 gekommen ist! Neben 19 reichsdeutschen Professoren standen im Jahre 1881 in Dorpat 24 baltische! Der baltische Charakter der Universität war damit entschieden. Aber nicht genug! In demselben Jahre wirkten an deutschen Hochschulen etwa 36 Professoren und Dozenten, die aus den Ostseeprovinzen stammten, so daß es im ganzen etwa

60 baltische Hochschullehrer gab. Die kleine deutsche Bevölkerung hat also nicht nur ihre eigene Universität zu fünf Neuntel besetzt, sondern außerdem noch eine bei weitem größere Zahl dem Mutterlande zugesandt! Man soll in Deutschland den Landstrich erst suchen, der aus einer Bevölkerung von weniger als 200 000 Seelen gleichzeitig 60 Hochschullehrer gestellt hat. Regte sich doch — ich darf diese Beobachtung aus den achtziger Jahren nicht unterdrücken — in einigen kleinen Seelen bei uns bereits ein unschöner Unmut über die allzuvielen baltischen Professoren an den deutschen Hochschulen, der eine traurige Entschuldigung darin fand, daß weite Kreise die Balten vergessen hatten und im besten Fall als „Halbrussen“ betrachteten, bis sie sich langsam eines Besseren belehren ließen.

Wie ist es aber gekommen, daß das Land so zahlreiche Professoren hervorgebracht hat, der Universität Dorpat allmählich seinen Stempel aufzuprägen vermochte und dazu noch viele Söhne als Hochschullehrer nach Deutschland schicken konnte? Eine allgemeine und eine besondere Ursache haben das bewirkt. Die allgemeine lag in der geistigpolitischen innern Verfassung der Provinzen. Bei großer geistiger Regsamkeit, im Politischen aber auf die innern Fragen des Landes beschränkt, war das „Literarische“ von frühen Zeiten her den Balten noch im weiteren und tieferen Sinn als im Mutterlande Lebensluft und Notwendigkeit. Das hat z. B. auch *Herder* bemerkt. Dieses „Literarische“ — *Goethes* Freund, der livländische Pastorensohn *Lenz*, mag als Beispiel dienen — hat aber etwas Zielloses und leicht etwas Fruchtloses, wenn ihm keine Aufgabe gestellt ist. Nun aber wurde die Dorpater Universität geschaffen: Die Balten hätten nicht gewissenhafte Deutsche sein müssen, wenn nicht mindestens ein Teil von ihnen nunmehr instinktiv oder mit Willen der Gefahr zu entrinnen strebte, die ein Leben in bloß literarischer Bildung und Konversation, sei es auch der gehaltvollsten, herbeiführt. Sie ergriffen also die wissenschaftliche Aufgabe als ihnen gestellte



und öffneten sich selbst die Türe, die zur Gelehrten- und Professorenlaufbahn führte. Das war das Eine. Die andere Ursache aber verdankt das Land — paradox genug — dem Kaiser Nikolaus I. Unter seinen Russifizierungsmaßregeln seit etwa dem Jahre 1840 befanden sich auch solche, die die Verbindung mit Deutschland zu unterbinden versuchten, das Reisen dorthin erschwerten und die Berufung deutscher Professoren nach Dorpat nahezu ausschlossen. Was blieb da dem Deutschtum im Lande übrig, als sich entschlossen auf die eigenen Füße zu stellen, sich um die Universität Dorpat zu scharen — vor deren wirklicher Russifizierung der Kaiser, einsichtiger als sein beschränkter Enkel, doch zurückschreckte — und sie mit h e i m i s c h e n Kräften zu besetzen?

Also auf zum gelehrten Studium, auf zur Professorenlaufbahn! Der Kaiser gedachte es böse zu machen, und siehe da — das Land schuf aus der Not einen Chor von Kräften und Tugenden! So ist es gekommen, daß seit dem Ende der vierziger Jahre das Land zu allen Fakultäten junge Männer schickte, die sich zu erproben hatten, ob sie fähig waren, dem Deutschtum als Professoren Dienste zu tun. Und sie versagten nicht. Damals entstand der baltische Hochschulprofessor, und man kann fast von einem Typus reden. Auch der Adel beteiligte sich an der neuen Aufgabe; die Familie v o n O e t t i n g e n stellte drei Professoren, den Theologen und Moralstatistiker, den Mediziner und den Physiker; v o n E n g e l h a r d t wurde der Kirchenhistoriker Dorpats; die Mediziner v o n S a m s o n , v o n W a h l und Z o e g e v o n M a n t e u f f e l bekleideten in Dorpat Lehrstühle; v o n U e x k ü l l trat in Deutschland in die Reihe der Biologen. Immerhin aber blieb die Zahl der Professoren aus der einheimischen Ritterschaft verhältnismäßig klein, wenn auch eine nicht geringe Zahl von Gelehrten (v. B r ü n i n g k , v. W u l f , Graf K e y s e r l i n g j u n . usw.) zu ihnen hinzutrat. Aus dem Bürgertum des Landes vornehmlich gingen die Professoren zahlreich hervor, und



das baltische Bürgertum bewährte damit seine Kraft und Eigenart, dabei doch in innigem Verein mit der Ritterschaft stehend.

Es kann hier nicht meine Absicht sein, darzulegen, was die baltischen Professoren aller Fakultäten der Universität Dorpat im besonderen und der deutschen Wissenschaft im allgemeinen geleistet haben — von der Astronomen-Familie **Struve** an bis zu **Schirren** und **Bergmann** und der jüngsten Generation. Aber eines schon genannten Mannes, des Kirchenhistorikers **von Engelhardt**, mit einigen Worten zu gedenken, ist mir Pflicht und Bedürfnis. In den etwa fünfundzwanzig Jahren († 1881), in denen er als Dozent gewirkt hat, hat er sich nicht nur auf die Höhe eines innerlich immer freier werdenden Gelehrten gehoben und sein Fach meisterhaft beherrscht, sondern auch als Lehrer eine Kraft der eindringlichen und überzeugenden Darstellung bewiesen, wie ich sie bei keinem anderen Professor jemals erlebt habe. Was er geschichtlich erfaßte, das erfaßte er zunächst in seinem **R e c h t e** und wußte es seinen Hörern so zu schildern, daß sie es sich innerlich anzueignen vermochten; dann erst kam die Kritik. So wurde jede große geschichtliche Erscheinung ein Erlebnis, das den Studenten innerlich bereicherte. Zu dieser eminenten Fähigkeit eines Professors von Gottes Gnaden, der das Große, mochte es wie immer beschaffen sein, groß und das Kleine klein nahm, kam der ausgeprägteste Wahrheitssinn und ein innerer Beruf zur Seelsorge im kräftigsten und tiefsten Sinn des Worts. So wurde er der getreue Eckart Livlands, an dessen aufrechtem Charakter die Charaktere des Landes sich stärkten, dessen Flamme die Herzen entzündete und dessen treue Sorge sie bewahrte. Wer ihn erlebt hat, wird diesen Professor niemals vergessen, und noch heute verdankt das Land einen großen Teil seiner moralischen Kraft dem Wirken des einzigen Mannes.

Die Eigenart der Universität Dorpat als einer baltischen, durch das Überwiegen der baltischen Gelehrten herbeige-

führt, prägte sich vor allem darin aus, daß die Professoren in Lebensweise, sozialem Charakter, ja bis in die Anschauungen hinein dem Typus entsprachen, der dem baltischen Deutschtum eigentümlich ist, nämlich — ein Herrenvolk zu sein. Weder Lob noch Tadel soll damit ausgesprochen sein, sondern nur eine soziologische Beobachtung. Auch darf man das Gesagte nicht etwa so verstehen, als wäre das Leben an der Universität besonders vornehm oder gar üppig gewesen — im Gegenteil: wohl an keiner anderen deutschen Universität hielt sich die reichlich geübte Gastlichkeit und Geselligkeit in so schlichten Formen wie in Dorpat. Aber all das Eigentümliche, welches der ritterlichen gesellschaftlichen Schicht angehört, mit seinen Tugenden und Fehlern, mit seinem Freimut und Übermut, mit seinem geringen Verständnis für andere Stände, seiner Überhebung und seiner Aufopferungsfähigkeit, gab auch dem Leben an der Universität das Gepräge. Die Männer der Wissenschaft gehören unzweifelhaft besser in die breite, obere Bürgerschicht, und die aus Deutschland stammenden Professoren hatten es zunächst nicht leicht, sich in jener Sphäre zurechtzufinden, wie umgekehrt mancher baltische Professor sich von seinem engen Herrenvolk-Horizont aus in den trefflichen „ausländischen“ Kollegen nicht zu finden vermochte. Aber im großen und ganzen gelang die Mischung doch gut, und die halb ärgerlichen, halb anerkennenden Worte reichsdeutscher Professoren: „Diese baltischen Kollegen sind alle noch die alten Schwertbrüder“, wichen bei den meisten bald einer freundlicheren Beurteilung. Schien der Freimut der Aussprache, das direkte Forschen nach der Lebens- und Weltanschauung, das stete Disputieren usw. zunächst als leidige Zudringlichkeit, so erkannte man doch bald, daß Ernst und wahre Freiheit dahinter steckten, und nicht wenige der reichsdeutschen Professoren stimmten sich bald auf den Dorpater Kammerton. Nur einzelne vermochten sich nicht in ihn zu finden. Regierte auch an der baltischen Universität Mars die Stunde, so war es kein Kriegs-

gott des Gezänkes, der Kleinlichkeiten, der Parteien, sondern ein frischer, freudiger Gott, der auf diese Weise die Wissenschaft und Wahrheit förderte.

Diese ganze Welt ist seit zwei Jahrzehnten und mehr versunken. „Wenn einer ein Hemd stiehlt, so schneidet er das Monogramm heraus“ — auch der Name „Dorpat“ ist verklungen! Wir wollen hoffen, nicht für immer! Aber auch wenn sich die Hoffnungen erfüllen — jenes Dorpat wird so nie wiederkehren, wie es gewesen. Es hat seine Zeit erfüllt. Wenn es wiederkehrt, wird die Ähnlichkeit mit den älteren Schwestern im Reich eine vollkommene sein.

---

## 2.

## Bücher-Widmungen und Bücher-Titelaufnahmen. Eine bibliographische Anregung.

(1924)

Die Erwägungen, die ich im folgenden den Fachgenossen vorlege, haben mich seit vielen Jahren beschäftigt, und zwar bin ich von drei Ausgangspunkten zu ihnen geführt worden: Als ich vor 30 Jahren den ersten Band meiner „Altchristlichen Literaturgeschichte bis Eusebius“ („Die Überlieferung und der Bestand“) zum Druck vorbereitete, arbeitete ich u. a. an einem *Register der Widmungen*, die sich in den altchristlichen Büchern finden; denn ich hatte mich davon überzeugt, wie eng oft die Widmung mit dem Buche selbst verbunden ist, und wie Vieles in bezug auf den Charakter und die Interpretation der Werke aus den Widmungen zu lernen ist. Nur die Notwendigkeit, die Veröffentlichung des Bandes zu beeilen, veranlaßte mich, von der Beigabe jenes Registers, dessen Ausarbeitung Schwierigkeiten machte, abzusehen. Sodann hat mich die Beschäftigung mit *Goethe* und das Studium des Einflusses, den er *auf seine Zeit* ausgeübt hat, u. a. auch zu der Frage geführt, welche Werke ihm gewidmet worden sind — wie wertvoll wäre es, wenn wir mit *einem* Blick alle die Bücher überschauen könnten, die *Goethe* zugeeignet worden sind — und endlich habe ich, einmal aufmerksam geworden, als Theologe und als Bibliothekar seit vielen Jahren bei jedem Buche mit größerem Interesse als nach dem

Verleger nach der Persönlichkeit ausgeschaut, deren Name in der Widmung zu finden wäre.

So sind mir die „Widmungen“ zu einer wichtigen geschichtlichen und deshalb auch bibliographischen Angelegenheit geworden, und diese Erkenntnis hat mich zwangsläufig zu der Frage geführt: *Ist es nicht eine Unterlassung, bei der wissenschaftlichen Verzeichnung der Bücher von den Widmungen abzusehen; sollte nicht vielmehr die „Instruktion“<sup>1)</sup> es jedem Bibliothekar zur Pflicht machen, die Widmungen als einen wesentlichen Teil des Titels selbst zu betrachten und dementsprechend in den Katalogen zu behandeln?*

In der Tat — die Widmungen sind ein Teil des Titels, mögen sie auch jetzt in der großen Mehrzahl der Fälle nicht auf dem Titelblatte stehen; aber in früheren Zeiten war das sehr häufig anders, und ideell ist die Widmung unzweifelhaft ein Teil des Titels; denn sie besagt, daß das nachstehende Werk in erster Linie für N. N. geschrieben ist, und er sich als sein *Eigentümer* betrachten soll. Das ist doch eine Angabe, die an Wert nahezu mit dem Namen des Verfassers rivalisiert und zweifellos an geistiger und bibliographischer Bedeutung den gesamten sekundären Inhalt des Titels überragt. Es sind ja auch aller Wahrscheinlichkeit nach nur Erwägungen äußerlicher Art gewesen, die die Widmung aus dem Titelblatt verbannt haben: man wollte dieses nicht überlasten, und man wollte vor allem die Widmung monumental gestalten, man wollte sie zugleich näher motivieren und räumte ihr deshalb ein eigenes Blatt ein.

Aber diese Stellung und Bedeutung der Widmungen zugestanden — ich werde am Schluß aus der altchristlichen

<sup>1)</sup> Die Preußische „Instruktion“ und, soviel ich weiß, auch andere Instruktionen lassen die Widmungen (von Inkunabeln abgesehen) beiseite. Auch sonst ist mir nicht bekannt, daß es Untersuchungen über sie gibt; allerdings fehlte mir die Zeit, mich nach etwa vorhandener Literatur umzusehen.



Literaturgeschichte Belege für ihren außerordentlichen Wert geben — man wird einwenden, 1. sie stünden *heute* tatsächlich fast niemals auf dem Titelblatt und die Titelaufnahmen hätten es nur mit diesem zu tun, 2. bei näherer Erwägung seien die Schwierigkeiten und Zweifel, die hier entstehen, so groß, daß sie als unüberwindlich beurteilt werden müssen.

Auf das erste Gegenargument brauche ich mich nicht mehr einzulassen, denn es gehört jenem pedantischen Eigensinn an, der sich zum Schaden der Wissenschaft an Formalien klammert; aber das zweite verlangt weitgreifende Überlegungen. In der Tat sind die Schwierigkeiten außerordentlich groß: a) Sollen schlechthin *alle* Widmungen aufgenommen werden? b) Wie grenzt sich der Begriff der Widmung gegen die verwandten der uneigentlichen Widmung, der Pseudo-Widmung, des Vorworts, der Adresse, der Ehrenschrift, des In memoriam, der verschleierte Mitverfasserschaft, der Eingabe usw. ab? c) Soll nur der *Name* dessen, dem das Buch gewidmet ist, aufgenommen werden, oder die ganze Widmung oder eine Regeste aus ihr? d) Lassen sich in bezug auf die bibliographische Aufnahme der Widmungen dieselben Regeln für die verschiedenen Zeitalter aufstellen?

Diese Schwierigkeiten sind *heute* überhaupt nicht durch eine Instruktion zu beseitigen; denn eine solche läßt sich erst geben, wenn man durch jahrelange Erfahrung und Erprobung das bibliographische Problem von allen Seiten her kennen gelernt hat. Daher werde ich mich hüten, der Lösung der Aufgabe vorzugreifen. Nur ein paar Richtlinien — aber vielleicht sind auch diese schon verfrüht — seien gestattet: Ad a) Subalterne Vollständigkeit ist auszuschließen. Daß irgend ein junger Herr X seinen Eltern oder Verwandten oder der „lieben Braut“ sein Erstlingswerk widmet, kann unter Hunderten von Fällen einmal von Bedeutung sein, kann auch bibliographische Kuriosa

ergeben; aber deshalb die Kataloge zu belasten, lohnt sich nicht. Anders steht es bereits, wenn er einem akademischen Lehrer sein Buch oder seine Dissertation widmet; ich würde (auch für die Neuzeit) empfehlen, dies zu verzeichnen; denn man lernt das Arbeits-, bzw. Einflußgebiet des betreffenden Lehrers daraus kennen. Ad b) Hier sind bei näherer Betrachtung die Schwierigkeiten am zahlreichsten und größten; um ihnen zu begegnen, muß der *strenge* Begriff der Widmung für das bibliographische Verfahren herausgearbeitet werden, sonst droht die Aufgabe zu zerfließen. Andererseits hat man auf die Fälle zu achten, in denen Widmung und Vorwort vereinigt sind, und hat auch hier Richtlinien zu schaffen. Ad c) Unmöglich ist es, die ganze Widmung aufzunehmen, ja selbst eine Regeste aus ihr wird sich schwerlich empfehlen; wohl aber kann man durch verschiedene Zeichen, die zum Namen des Widmungsempfängers hinzugesetzt werden, andeuten, ob auf dem Blatte nur der Name steht, oder ob die Widmung motiviert ist, und auch die Hauptkategorien der Motive der Widmungen können durch solche Zeichen kenntlich gemacht werden<sup>1)</sup>. Ad d) Man wird wahrscheinlich sehr bald einsehen, daß es unmöglich oder doch unzweckmäßig ist, dieselben Regeln für die Verzeichnung der Widmungen in bezug auf die verschiedenen Zeitalter aufzustellen, vielmehr wird man Unterscheidungen machen und daher vor allem das 19. und 20. Jahrhundert anders behandeln als das 16. und 17.

Aber auch an die einschränkende Regel wird man sich binden müssen, daß in jedem Lande nur die Widmungen untersucht und verzeichnet werden, die sich in den *hei-*

<sup>1)</sup> Auch die „reine“ Widmung hat die verschiedensten Motive. Den Hauptunterschied wird hier stets die Feststellung bilden, ob der Empfänger der Widmung irgendwie mit dem Inhalt des Buches in Verbindung steht, oder ob die Widmung lediglich aus Freundschaft, Hochachtung und allgemeinen Dankgefühlen entsprungen ist. Im ersteren Fall kommen Begeisterung, Anregung, Belehrung, passive und aktive Assistenz seitens des Widmungsempfängers in bezug auf die Entstehung und Ausarbeitung des Buches in Betracht.

*mischen* Büchern finden; denn es ist unmöglich in bezug auf die Bücher des Auslands, da sie sich auch in der größten Bibliothek immer nur sehr unvollständig finden, hier befriedigende Untersuchungen anzustellen — es ist unmöglich und es ist auch nicht gefordert; denn es ist in erster Linie eine vaterländische Aufgabe, den Kreis des Einflusses der Denker und Dichter durch dieses Mittel bestimmen zu helfen.

Wie soll man nun vorgehen? Die bibliographische Bedeutung der Widmung sowohl für den Autor als auch besonders für den Empfänger steht fest, ebenso der Reiz der Aufgabe — der Bibliothekar hat so viele reizlose Aufgaben zu erfüllen; hier winkt ihm eine wahrhaft geschichtliche Aufgabe, die zahlreiche und umfassende Kenntnisse verlangt, aber auch schöne Ergebnisse verspricht. Welcher Theologe z. B. würde sich nicht freuen, wenn er zu überschauen vermöchte, welche kleineren und größeren Werke Schleiermacher oder Ritschl gewidmet worden sind! Darf ich von mir selber sprechen, so glaube ich annehmen zu dürfen, daß die Zahl der mir gewidmeten Bücher mehrere Dutzende umfaßt; aber ich bin leider so lässig gewesen, sie nicht zu notieren, sehe darin jetzt eine schwere Versäumnis und wäre sehr dankbar, wenn ich von anderer Seite eine Zusammenstellung erhalten könnte. Mit Recht sammelt man seit geraumer Zeit „Ex libris“ auf den großen Bibliotheken. Man sammelt sie aber doch nicht nur aus kunstgeschichtlichem Interesse, sondern (zusammen mit den Besitzvermerksangaben) auch aus *buchgeschichtlichem* und stellt so die Bibliotheken bedeutender Männer wieder her, was jüngst z. B. Walter Koehler in ausgezeichneter Weise für Zwingli getan hat. Aber welches wertvolle Supplement zu den geschichtlichen Erkenntnissen „Ex libris“ versprechen die Untersuchungen „Ex dedicationibus“, ein Supplement, das die Bedeutung des aus den Besitzvermerken Gewonnenen oft weit übertreffen wird! Denn hier erfährt man nur, was ein bedeutender Mann gelesen, und mit wel-

chem Material er gearbeitet hat, dort aber empfängt man die wichtigsten Beiträge zur Kenntnis des Umfangs und der Art seiner Wirksamkeit.

Wie soll man vorgehen? Das Bessere ist auch hier der Feind des Guten, und auch hier gilt, daß man klein anfangen und allmählich fortschreiten muß. Natürlich muß zunächst die Arbeit an *einer* Bibliothek beginnen, und das kann in Preußen nur die Staatsbibliothek in Berlin sein. Man darf auch nicht sofort die jetzt erscheinenden Bücher in Angriff nehmen (denn noch fehlt es an einer „Instruktion“, s. o.), sondern muß mit einer Probeuntersuchung beginnen. Ich schlage vor, bei *zwei* Gebieten und *einem* Jahrzehnt einzusetzen, also etwa bei der deutschen schönen Literatur und bei der deutschen Theologie des Jahrzehnts von 1820—1829, und hier zunächst schlechthin alle Widmungen (als Supplemente der Büchertitel) genau abzuschreiben. Diese Arbeit kann unter Leitung eines Bibliothekars von Kräften des mittleren Dienstes geleistet werden; aber auch die Volontäre werden mit Nutzen an ihr zu beteiligen sein. Sie ist schon für *ein* Gebiet und *ein* Jahrzehnt nicht gering, da alle einschlagenden Bücher nach dem Realkatalog aufgesucht und in die Hand genommen werden müssen. Auf das so gewonnene Material hin wird sich bereits entscheiden lassen, *ob die Arbeit überhaupt lohnend ist oder nicht*, und es werden im ersteren Fall von einer bibliothekarischen Kommission nun die Richtlinien gezogen werden können, nach denen fortan bei allen deutschen Neuerscheinungen auf die Widmungen geachtet werden soll. Dabei wird auch die wichtige Frage gelöst werden müssen, ob ein besonderer Katalog für die Widmungen hergestellt werden soll, oder ob man sie in den allgemeinen Katalogen zu vermerken hat, oder ob, wie mir scheint, beides geschehen soll. Sind die sicheren Richtlinien einmal gegeben, so wird m. E. die Mehrarbeit in bezug auf die laufende Literatur nicht sehr groß sein. Die frühere Literatur muß allmählich nach Maßgabe der verfügbaren Kräfte



aufgearbeitet werden. Vielleicht finden sich auch Freiwillige, die ihre Zeit in den Dienst dieser reizvollen Aufgabe stellen werden. Der gegenwärtige Augenblick ist freilich für die Leistung unvorhergesehener Aufgaben bei den Bibliotheken so ungünstig wie möglich; aber diese Zeilen werden ihren Zweck auch dann erfüllen, wenn mit der Erfüllung nicht schon heute begonnen wird.

Ich habe oben angekündigt, daß ich aus einem Kataloge der ältesten christlichen Literatur Mitteilungen über Widmungen machen werde, um ihre Bedeutung ans Licht zu stellen. Ich will mich auf zehn Fälle beschränken.

1. Das Evangelium und die Apostelgeschichte des Lukas, gewidmet dem *κράτιστος Θεόφιλος* — also hat das Christentum so früh schon Beziehungen zu einem sehr hohen römischen Beamten gewonnen, und die beiden Bücher müssen in erster Linie unter dem Gesichtspunkt gelesen und interpretiert werden, daß sie für einen solchen bestimmt sind.

2. und 3. Papias' „Erklärungen von Aussprüchen des Herrn“ — das Werk ist bis auf kleine Bruchstücke verloren gegangen, aber die an einen einzelnen (der Name fehlt) gerichtete Widmung ist erhalten, und ihr Inhalt bietet sehr wichtige geschichtliche Aufschlüsse. Ebenso ist das Werk des Melito, Bischofs von Sardes, „Auszüge“ (aus dem Alten Testament), untergegangen; aber die Widmung an einen gewissen Onesimus hat sich erhalten, und sie bringt ein höchst dankenswertes kritisches Verzeichnis der alttestamentlichen Schriften, das der Verfasser auf Grund persönlicher Erkundigungen in Palästina aufgestellt hat.

4. Justin hat eine Apologie für das Christentum verfaßt; gewidmet ist sie dem Kaiser Antoninus Pius, zwei kaiserlichen Prinzen, dem heiligen Senat und dem ganzen römischen Volk — sobald man von dieser Widmung Kenntnis genommen hat, weiß man, um es kurz zu sagen, woran man ist. Ähnlich steht es mit anderen christlichen Ver-



teidigungsschriften, die durch die Widmung sofort wesentliche Züge ihrer Charakteristik erhalten.

5. Der römische Kirchenschriftsteller Rhodon hat eine einem Kallistion gewidmete Schrift verfaßt; die in verschiedener Hinsicht wichtige Frage taucht sofort auf, ob der Adressat identisch ist mit dem römischen Bischof Kallistus.

6. Clemens Alexandrinus hat eine Schrift „Der kirchliche Kanon“ verfaßt und sie dem Jerusalemischen Bischof Alexander gewidmet. Für die Beziehungen der beiden Männer, aber auch Alexandriens und Jerusalems ist das von Bedeutung.

7. Bardesanes in Edessa hat einen Dialog „Wider das Fatum“ verfaßt und einem Antoninus gewidmet; Hieronymus versteht darunter den Kaiser Mark Aurel. Für die literargeschichtliche Persönlichkeit des Bardesanes (auch für die Geschichte des Christentums in Edessa) ist es von großer Wichtigkeit zu wissen, ob er Beziehungen zum Kaiser gehabt hat.

8. Hippolyt in Rom hat eine uns nur in wenigen Bruchstücken erhaltene Schrift „Über die Auferstehung“ geschrieben; aber daß wir wissen, daß sie der Kaiserin Mamaea gewidmet war, ist geschichtlich wichtiger als der mutmaßliche Inhalt der Abhandlung dieses vielschreibenden Theologen.

9. Julius Africanus hat sein weitschichtiges und seltsames Werk „Stickereien“ dem Kaiser Alexander Severus gewidmet. Diese Kunde ist für die alte Kirchengeschichte von größerer Bedeutung als das Meiste, was in den „Stickereien“ zu lesen steht.

10. Der Katalog verzeichnet „Ungenannte verlorene Werke ungenannter heidnischer Philosophen“, die Origenes gewidmet waren. Vermutlich verdienen diese Philosophen und ihre Werke die Vergessenheit, der sie anheimgefallen sind;

aber daß *heidnische* Autoren einem *christlichen* Lehrer in vorkonstantinischer Zeit Werke gewidmet haben, ist für die Geschichte des Verhältnisses der christlichen Lehre zur Philosophie im 3. Jahrhundert von unschätzbbarer Bedeutung.

In allen diesen Fällen wäre die Weglassung der Widmungen bei den Titelangaben der Bücher ein schwerer Verlust — ohne sie ist der betreffende Katalog sozusagen entmannt, durch sie gewinnt er Kraft und Ansehen (dabei genügt durchweg das einfache Stichwort des Namens des Widmungsempfängers) — und so könnte ich fortfahren und zeigen, was die Widmung eines Buches an Avircius (= Abercius) Marcellus, anderer Bücher an Ambrosius (seitens des Origenes), anderer an Pamphilus (seitens des Eusebius), anderer an „Die Bekenner“ und so fort, bedeutet. Doch mag das Mitgeteilte genügen. Was dem Altertum recht ist, das trifft auch *mutatis mutandis* auf die Neuzeit zu, und Schwierigkeiten sollten m. E. hier nicht schrecken; denn sie sind dazu da, um überwunden zu werden.

Was den Beginn des bibliographischen Verfahrens betrifft, so kann auch anders vorgegangen werden, als oben empfohlen worden ist. Vielleicht findet die Aufgabe einen Liebhaber von Kenntnissen und Geschmack, der uns zunächst einmal in einem eklektischen Verfahren eine schöne Sammlung wertvoller Widmungen aus allen Zeiten vorlegt und dadurch die Wissenschaft und „das ideale Publikum“ für eine systematische Fortführung des Unternehmens interessiert. Was die Kosten anlangt — vielleicht findet sich ein Mäzen, wie er sich in bezug auf die Autographensammlung bei der Staatsbibliothek gefunden hat, der, von der Bedeutung der Aufgabe erfüllt, seinen Namen für immer mit ihrer Durchführung verknüpft. Und endlich — vielleicht findet sich ein gereifter Bibliothekar, der als Emeritus sein Lebenswerk mit der Inangriffnahme dieser Aufgabe krönt. Lebte der unvergeßliche Abteilungsdirektor *P e r l b a c h* noch, so würde ich ihm diese Bitte vortragen.

Ich habe diese kleine Abhandlung eine „Anregung“ genannt und bitte, sie als solche entgegenzunehmen, also in eine Diskussion einzutreten. Aber man möge in dieser nicht viel von Schwierigkeiten zweiten Ranges sprechen; solche gibt es zuhauf. Dagegen werde ich für den Nachweis prinzipieller Schwierigkeiten dankbar sein, noch dankbarer aber für die Mitteilung von praktischen Richtlinien, wie die Durchführung des Plans zweckmäßig begonnen und geleitet werden soll.

---

## 3.

Das kommende Zeitalter des Geistes  
und der Geist unserer Zeit.

(1924)

Friedrich der Große ließ auf dem Neubau der Königlichen Bibliothek die Inschrift setzen: „Nutrimentum spiritus“. Als vor einem Jahrzehnt diese Bibliothek einem neuen Baue weichen mußte, herrschte Übereinstimmung darüber, daß man diese Inschrift nicht übertragen dürfe. Ich schlug als neue Inschrift die Worte vor: „Spiritus creator“. Sie fand bei vielen starken Beifall; schließlich freilich blieb der Neubau ohne Inschrift, weil man eine lateinische nicht mehr wollte, und eine passende deutsche niemandem einfiel.

Warum gab man die alte Inschrift preis und warum gefiel der neue Vorschlag? Weil man „Nutrimentum spiritus“ als hausbacken bis zur Trivialität empfand und weil man in dem „Spiritus creator“ die Würde des Geistes gewahrt sah. Eine neue Auffassung des „Geistes“ im Gegensatz zu der Aufklärungszeit gab sich hier kund: man kann dem Geist nicht einen Tisch decken und ihm Futter vorsetzen wie dem Leibe; auch die größte Bibliothek vermag ihn nicht zu ernähren, wenn er nicht selbst wirkt und schafft. Dieser Geist ist anderer Art, als der war, mit dem sich die vulgäre Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts begnügt hatte: er geht nicht in einer seichten Moral auf; er ordnet sich nicht einer niederen Zweckmäßigkeit unter — frei und schaffend schwebt er über dem gemeinen Da-

sein und als Flamme entzündet er die Empfänglichen und Hochgemuteten.

Diesen Geist hatten, von der Aufklärung erzogen, aber sie weit hinter sich lassend, unsere großen Führer beim Übergang des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert erweckt, die Dichter und Philosophen um Goethe und Schiller, die durch ihr Wort und Wirken die Nation auf eine höhere Stufe gehoben haben. Aber bald und auf mehr als zwei Menschenalter wurden die Wirkungen, die von ihnen ausgingen, gehemmt, ja durchkreuzt durch die Episode, die hinter uns liegt. Sie ist einseitig bezeichnet, wenn man sie die naturwissenschaftlich-technische Episode nennt; denn sie zeigte sich ebenso in den sogenannten Geisteswissenschaften, wenn ihr auch nach außen die Naturwissenschaft das Gepräge gab. Auch sie ist vom deutschen Idealismus befruchtet worden, aber er ging hier in einer ganz bestimmten Richtung und stellte sich eine ganz bestimmte Aufgabe — die Welt und die Geschichte exakt zu erfassen und sie nach einer eindeutigen strengen Methode zu begreifen und zu deuten. Die Arbeit, die hier getan worden ist, hat die unerwartetsten und reichsten Früchte getragen und der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ihren Stempel aufgedrückt. Der großartige Erfolg erwies ihre Notwendigkeit. Aber nicht notwendig war es, daß sich diese Art von Wissenschaft für absolut erklärte, daß sie alle Probleme des Denkens und Lebens mit ihrer Methode bezwingen zu können glaubte, daß sie die mechanische Kausalität zur Gottheit erhob, und daß sie ruhig zusah, wie die Arbeit selbst sich mechanisierte, wie die Ideale entflohen, und wie sich der soziale Aufbau der Gesellschaft zersetzte. Alle Einseitigkeit ist zerstörend, das zeigte sich auch hier. Die „Maschine“ wurde zur Herrin, und das prophetische Wort Goethes begann sich zu erfüllen: „Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich; es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung ge-



nommen; es wird kommen und treffen! . . . . Wer möchte sich solche Schrecknisse gern vergegenwärtigen!“

Die Folgen sehen wir heute; aber wir dürfen auch sagen, daß, während sie zu unserem Unheil noch regieren, in der Oberschicht der Denker, der Dichter und der Volkswirte, gleichzeitig aber auch in der jungen Generation, das Elend erkannt ist und ein Neues gesucht wird. Der materialistischen Auffassung der Welt wird eine biologisch-organische, dem Stoff der Geist entgegengesetzt, und die Arbeit und die Arbeiter sollen von der Herrschaft der Maschine befreit werden. Ein neues Zeitalter des Geistes rückt heran — österreichische Philosophen, Gesinnungsgenossen und Schüler Franz Brentanos, und österreichische Dichter haben hier einen großen Anteil — und macht sich bereits überall spürbar. Zwar tritt der „Geist“, wie stets in solchen Zeiten, auch in seltsamen Vermummungen auf, in Astrologie, Theosophie, Anthroposophie, Spiritismus und Okkultismus; aber sie sind nur Begleiterscheinungen der reinen, kräftigen und produktiven Bestrebungen, die in der Wissenschaft, der Dichtung und der neuen Soziologie und Organisierung der Gesellschaft bereits Ausgezeichnetes in quellender Fülle verkündet haben. „Spiritus creator“ — der Geist ist der Schaffende; er regt seine mächtigen Fittiche und strebt wieder in Erkenntnis, Gesinnung und Gemüt zu jener Universalität, die dem Leben als einem Ganzen gerecht werden und edle Freiheit gewinnen will. Die exakte Wissenschaft und Technik soll nicht mißachtet, vielmehr mit größtem Fleiße fort und fort ausgebaut werden; aber sie soll nicht das Ein und Alles in Erkenntnis und Leben sein; sie soll den Anspruch aufgeben, die eigentlichen Lebensprobleme zu erklären; denn darin hat sie sich nicht bewährt; sie soll sich als eine Funktion einordnen in einen höheren Zusammenhang der Dinge und in eine tiefere Lebenserfassung und Lebensführung.

Das Zeitalter des Geistes ist wieder im Kommen begriffen, das ist mir nicht zweifelhaft. Das, was schon am An-

fang des vorigen Jahrhunderts, dank der Arbeit unserer Heroen, im Anbruch war, aber noch eine wahrscheinlich notwendige, aber doch höchst beklagenswerte Verzögerung erleben mußte, stellt sich mit Macht wieder ein. Aber — wird es nicht aufs neue gehemmt werden? Ist der Geist, der die Stunde regiert, ihm wirklich gewachsen? Ist er fähig, den Geist des kommenden Zeitalters aufzunehmen und ein Zeitalter des Geistes tatsächlich werden zu lassen? Niemand kann sich unterfangen, diese Schicksalsfrage mit einem zuversichtlichen Ja zu beantworten; denn ungeheuer groß sind die Widerstände, die es in der Breite unseres gegenwärtigen Daseins zu überwinden gilt. Da ist es vor allem die schwere materielle Not, die nichts Hohes aufkommen läßt. Zwar einem einzelnen kann, wie Geschichte und Erfahrung lehren, solch eine Not zum stärksten Auftrieb werden, aber für ein Volk bedeutet der wirtschaftliche Miserabilismus in der Regel auch den Niedergang des Idealismus und aller Moral. Haben wir das nicht erlebt, und stehen wir nicht noch mitten in diesem Erlebnis? Wie viele haben es vermocht, aus der Not einen Chor von Tugenden zu schaffen? Ist nicht vielmehr umgekehrt aus ihr ein Heer von Plagen entstanden — rücksichtsloser Egoismus, skrupellose Gewinnsucht, Untergang von Treu und Glauben, Aufhebung der zehn Gebote, Zersetzung der Rechtsbegriffe selbst bei denen, die zu Hütern der Rechtspflege bestimmt sind, ein wüstes Parteileben und eine Schamlosigkeit in der Zurschaustellung des nackten Unrechtes und des nackten Lasters, die noch vor zehn Jahren für unmöglich gehalten worden wäre? Dürfen wir aber für das alles nur die materielle Not verantwortlich machen? Spricht sich nicht vielmehr in diesem Gebaren auch ein radikales Böses aus, das sich mit Genugtuung endlich zu schlimmen Taten befreit sieht? Und sitzt das Unheil etwa nur in der Welt des Handels und Wandels? Vor hundert Jahren schrieb Wilhelm v. Humboldt an seine Gattin: „Wenn man in hohen Stellen einer Regierung dient,

die man mißbilligt, ist es nie verzeihlich.“ Wie stimmt zu dieser selbstverständlichen Zartheit des politischen Gewissens das, was wir bei hohen Staatsbeamten in Hochverratsprozessen jüngst erlebt haben und täglich noch ohne solche überall erleben? Welchen Respekt genießt der Staat und die Verfassung bei vielen, die, ich sage nicht zur Nachachtung und Gehorsam, sondern zum Schutz und zur Pflege des Staates verpflichtet sind? Und wenn die Zersetzung der Treue dort oben ungestraft geduldet wird, wer kann sich wundern, daß sie in den Niederungen sich fortsetzt?

Ist das nun der Geist unserer Zeit? Ist es so weit mit uns gekommen? Unleugbar: All dies Unheil ist da, macht sich breit und bedroht unser Dasein aufs schlimmste. Aber so ist es doch nicht, wird uns von entgegengesetzten Seiten zugerufen. Die einen, die am Anfang am Ruder waren, verweisen uns auf alle die schönen Institutionen und Neuordnungen, die sie geschaffen haben, und die anderen erklären, daß die alten Ideale und Staatsordnungen bei ihnen sind, und daß sie bald stark genug sein werden, sie wieder zurückzuführen. Allein jene haben es bisher nicht vermocht, das Neue mit einem starken und erhebenden Geist zu erfüllen und es dadurch zu stählen; sie sind trotz mancher Bemühungen einzelner, von ihrer materialistischen Grundlage loszukommen, doch an sie gefesselt; die anderen aber sollen sich nicht träumen lassen, daß sie durch eine einfache Zurückführung des Alten und durch Paraden, Hakenkreuze und Stahlhelme die Schäden der Zeit heilen können. Das sind alles untaugliche Versuche, denn den Zeiger der Zeit kann niemand zurückstellen; daher muß jede pure Reaktion zum weißen Schrecken und zum Bürgerkrieg führen.

Also, scheint es, ist doch die moralische und politische Zersetzung der Geist unserer Zeit; denn die Parteien von links und rechts sind nicht imstande, ihn zu heilen. Daher, wenn wir in dieser Weise dem bösen Geist unserer Zeit

ausgeliefert sind, wird nicht das heraufziehende Zeitalter des Geistes wiederum vergeblich bei uns anklopfen?

Ich wage nicht mit Zuversicht zu sagen, wie der Ausgang der Krisis sich gestalten wird; ich wage nicht, einen schlimmen Ausgang bestimmt zu verneinen. Aber gewiß ist nur, daß die, welche uns heute zurufen: „Schaffet auf dem neuen Boden ein Neues, sucht euch im Sternenlicht der ewigen und unveränderlichen Ideale einen neuen Weg und tretet alles, was sich als feindlich und treulos erwiesen hat, unter die Füße“ — nicht mehr nur Prediger in der Wüste sind. Wenn ich Umschau halte in dem Kreise, den ich zu übersehen vermag, bei den Alten und besonders in der Jugend, erblicke ich viele opferfreudige und hochgemutete Entsagung, eine tapfere neue Einstellung des Lebens, eine neue Freude an dem, was wirklich schätzenswert in der Welt ist, in Religion, Wissenschaft und Kunst, eine kräftige Liebe zu den Brüdern und Ehrfurcht vor allem, was da lebt. Es wird noch einen heißen Kampf kosten, aus dem Mechanismus, der uns umklammert, und zugleich aus der moralischen Misere, die uns zu vergiften droht, herauszukommen und ein Neues zu gestalten; aber hoffnungslos ist dieser Kampf nicht, und ein hohes Ziel winkt: Dem kommenden Zeitalter des Geistes die Tore unserer Zeit zu öffnen. Große Mächte des Heiligen, Guten und Schönen kommen uns entgegen!

Aber das wollen wir uns noch gesagt sein lassen: Mit dem Kämpfen allein ist es nicht getan; es gibt noch etwas Schwereres zu tun, was wir Deutschen, die wir geborene Ideologen sind, immer wieder vernachlässigen, nämlich das, was wir innerlich errungen haben und besitzen, wirklich in das tägliche Leben zu tragen und sozusagen in kleine Münze zu verwandeln. Allzu leicht begnügen wir uns mit der „Innerlichkeit“, handeln nicht, lassen die fertige Kleinarbeit beiseite und glauben, daß der Gedanke und das Wort genügen. Aber sie genügen nicht, vielmehr müssen Tat, Werk und Organisation ihnen folgen. Nur wenn der

Geist sich einen Leib schafft, ohne sich in ihm einzuschließen, bringt er es zu dauernden Wirkungen.

\*

\*

\*

Wir feiern Pfingsten, das Fest des heiligen Geistes. Indem unsere Sprache die feine Unterscheidung macht zwischen „geistig“ und „geistlich“, bringt sie eben dadurch die tiefe Verwandtschaft zwischen dem rechten Idealismus und der Religion zum Ausdruck. Trotz allem Widerspruch beschränkter und engherziger Menschen auf beiden Seiten besteht diese Verwandtschaft in der Tat, und jedes Pfingstfest ist zugleich ein Fest des Geistes, dem wir in Schöpfung und Erlösung alles verdanken, was wir sind, und jenes Geistes, der uns zur Freiheit führt, in den Mittelpunkt unserer Persönlichkeit tritt und uns selbst zu Schaffenden macht. *Veni creator spiritus!*





## 4.

## Immanuel Kant.

(1724—1924)

Gedächtnisrede, zur Einweihung des Grabmals  
im Auftrag der Albertus-Universität und der Stadt Königs-  
berg in Preußen am 21. April 1924 im Dom zu Königsberg  
gehalten.

Zur Einweihung eines Grabmals sind wir zusammenge-  
kommen. Aber der Mann, dem das Grabmal gilt, lebt  
unter uns heute noch wie kein anderer Philosoph, und er  
lebt nicht nur in seiner Wissenschaft fort, sondern er ist  
bei uns Deutschen noch in allen Wissenschaften lebendig.

Zwar der Ruf „Zu Kant zurück“ ist heute nicht der ein-  
zige. Wir hören daneben die Losung: „Über Kant hinaus“,  
und auch die andere: „Hinter Kant zurück“. Aber „An  
Kant vorbei“ vermag niemand zu gehen, und ihn ausstrei-  
chen aus der lebendigen Bewegung der Gegenwart wollen  
nur die extremsten Gruppen von rechts und links; aber  
sie können es nicht; denn Kant — er und nur er — ist das  
Schicksal der deutschen Wissenschaft geworden. Das ist  
seine Größe!

Seine Größe — aber wie erklärt es sich, daß wir ihn, den  
schlichten Königsberger Professor, neben Aristoteles und  
Newton, und wiederum neben Plato und Leibniz dort stehen  
sehen, wo das Weltgebäude aufgerichtet ist? Ist es so, weil  
die Prinzipien seines Denkens und seiner Methode bis heute  
unangetastet sind? Oder, weil er eine Fülle neuer Einzel-

erkenntnisse gewonnen hat, die in den eisernen Bestand der Wissenschaft übergegangen sind?

Nein, weder lassen sich solche Einzelerkenntnisse aufzählen, noch sind die Prinzipien seines Denkens und seiner Methode allgemein anerkannt. Man muß noch weiter gehen: Nicht nur ist hier fast alles in der Schwebe geblieben, sondern dieser umfassende und gewaltige Geist stand doch unter sehr bestimmten Schranken: Mit seiner Zeit sah er alles Gegebene als ein Ruhendes und Starres an, gleichsam im euklidischen Raum; das Fließende der Dinge, ja das Leben selbst, erfaßte er kaum; bis zu den „Müttern“ ist er nicht herabgestiegen, und der Entwicklungsgedanke ist bei ihm noch in den Anfängen. Starr und abstrakt waren auch seine Psychologie und Ästhetik. Seine Fähigkeit, aus der Geschichte für die Weltanschauung zu lernen, war begrenzt; die Religion als Urphänomen blieb ihm verschlossen, und seine Unterscheidung der reinen und der praktischen Vernunft kann nur ein vorläufiges methodisches Prinzip sein, nicht aber das letzte Wort der Erkenntnis.

Und dennoch, dennoch bleibt alles Gesagte in Kraft. Kant ist der gewaltige Philosoph, der wie ein Schildhalter am Gebäude der Welterkenntnis steht, und mit dem sich kein Nachgeborener an Bedeutung und Wirkung zu messen vermag.

An seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit und an seinem Werke muß sich das erweisen; bezeugen aber muß es die Geschichte der Wissenschaft, wie sie sich nach ihm und durch ihn gestaltet hat.

## I.

Kants wissenschaftliche Persönlichkeit — ihre Eigenart liegt in der imponierenden Geschlossenheit: Dem einheitlichen Weltganzen, wie es als Gegenstand der Erkenntnis gegeben ist, tritt hier ein Ich, eine Forscherpersönlichkeit, gegenüber, die selbst eine Größe und Einheit ist — eine Größe durch die unpersönliche Sachlichkeit, mit der sie die

Aufgabe erfaßt und durchdringt, ferner durch die herbe Selbstzucht, mit der sie sie behandelt, und sodann durch die überpersönliche Würde, in der sie sich ihr gewachsen fühlt. Es hat, soweit unsere Kenntnis der Geschichte reicht, neben Aristoteles und Kant keinen Dritten gegeben, der sich und sein Leben so ausschließlich mit der Aufgabe der Erkenntnis identifiziert hat. Die Wirklichkeit und die Wahrheit zu erforschen und zu erweisen — das war seine einzige Passion, und so darf man ihn dem Bettler von Assisi gegenüber, der ganz in dem Dienst der Religion aufging, den Franziskus der Erkenntnis nennen, denn sein ganzes Leben ist in der Hingabe für die Wissenschaft aufgegangen.

Dazu kommt sein in die Tiefen bohrender, vor keiner Schwierigkeit zurückschauernder, rastloser Fleiß. Gewiß — der Fleiß ist dem Genie zwangsläufig; denn „es trachtet nicht nach seinem Glück, sondern nach seinem Werk“. Aber eben deshalb ist das Genie der Fleiß, jener Fleiß, für den der Rhythmus der geistigen Arbeit in einer freiwillig auferlegten Askese der Rhythmus des Lebens selbst ist.

Aber wie unvollkommen ist Kants wissenschaftliche Persönlichkeit noch umschrieben, wenn man nicht den Finger auch darauf legt, daß jeder Federstrich seiner Arbeit der Totalität des Erkennbaren gegolten hat. Bloße Gelehrsamkeit, und sei sie auch „zyklopisch“, lehnt er ab. Stets ist er in seinem Forschen bei den ersten und letzten Dingen, und seine wissenschaftliche Leidenschaft gilt nur ihnen. Eben deshalb vermochte er die Probleme in eine Tiefe zu führen und auf eine Höhe zu heben, wie niemand vor ihm, und eben deshalb studierte er alle Zweige und Einzeltatsachen der Philosophie und Naturwissenschaft, um über sie hinaus zum Ganzen vorzudringen. Sein Genius sprach ihm heimlich stets das Wort zu:

Eh' es sich ründet in einen Kreis, ist kein Wissen vorhanden;  
Ehe nicht Einer alles weiß, ist die Welt nicht verstanden.

Endlich — wie er gelehrt hat, daß Wert und Würde jeder ernstesten Untersuchung in ihr selbst liegen, und nicht

in ihren Ergebnissen, so erscheint auch dieser wahrhaftige Forscher selbst in einer sittlichen Größe und Würde, die uns im Tiefsten ergreift. Es ist aber nicht die Größe und Würde des Mystikers, der in der Ekstase mit dem All-Einen zusammenschmilzt, sondern es ist die Würde der sittlichen Freiheit, mit der er sich jedweden Objekte und dem Schicksal selbst gegenüberstellt, und es ist zugleich die Würde der Ehrfurcht, in der er sich vor dem wahrhaft Großen beugt. Er weiß sich, d. h. sein wahres Ich, als die alles Sinnliche hinter sich lassende, überindividuelle und überpersönliche Menschenvernunft — das ist seine Freiheit, und er steht mit tiefster Bewunderung vor dem bestirnten Himmel und dem moralischen Gesetz — das ist seine in Religion übergehende Ehrfurcht. Aber die Ehrfurcht dort und hier ist ihm nicht gleichwertig; denn in der letzteren weiß er sich frei und unabhängig von dem Mechanismus der ganzen Natur und erkennt sich als Bürger einer zweiten, aber der eigentlichen Welt, in der ein von der Sinnenwelt unabhängiges Leben herrscht.

Das, verehrte Festversammlung, sind die Grundzüge der wissenschaftlichen Persönlichkeit Kants, diese Sachlichkeit, dieser Ernst, dieser Fleiß, dieser auf das Ganze gerichtete Forschungstrieb und diese sittliche Würde. Nehmen Sie seinen ganz eigenartigen Stil hinzu, diese Beweglichkeit im Abstraktesten und diese glänzende Trockenheit. Das alles bezeichnet die Kraft, die er für sein Lebenswerk eingesetzt hat. Nach der Kraft aber bestimmt sich in erster Linie die Größe und Bedeutung eines Mannes.

## II.

Kants Werk — in dem Lebenswerk eines jeden Denkers handelt es sich stets um Ziel und Richtung und sodann erst um das Maß des Erreichten. Jenes ist noch wichtiger als dieses; denn die Leistung auch des größten Denkers bleibt Stückwerk. Ferner auch der Genius gehört seiner Zeit und seinem Staate an, aber zugleich ist sein Wirken zeitlos. An

Kant kann man das lernen: Seine Philosophie ist schlechterdings nur im achtzehnten Jahrhundert und kaum anderswo als in Preußen denkbar, und sie erhebt sich hoch über ihr Zeitalter ins Zeitlose. Denn was bedeutet sie? In erster Linie die größte Reinigung und Aufklärung, die in der neueren Geschichte des Denkens erlebt worden ist. Kant fand ein ganz lockeres philosophisches Denken vor, ja es war schlimmer damit geworden, sowohl bei den Vertretern des alten kirchlichen Dogmensystems, als auch in der maßgebenden Wolffschen Schule. Dort wie hier herrschte eine intellektuelle Laxheit und in der praktischen Philosophie eine niedere und unwahrhaftige Teleologie, dazu eine seichte, im Tiefsten unmoralische Moral. Daneben drohten von Schottland her der Skeptizismus, von Frankreich ein positivistischer Materialismus. Da begann Kant sein Werk des Niederreißen und Aufbaus.

Was gehört dazu, um etwas zu wissen, was ist reine Erkenntnis? — Das war seine erste Frage.

Kann und wie kann die Überzeugung vom übernatürlichen sittlichen Charakter des Menschen behauptet und gerechtfertigt werden? — Das war seine zweite Frage.

In den Antworten auf diese beiden Fragen — die zweite war ihm noch wichtiger als die erste — liegt sein ganzes Werk beschlossen.

Was die erste Frage betrifft, so leistete er ein Dreifaches: Er deckte allem voran die Laxheit und das Ungenügende des bisherigen Denkens über die ersten und letzten Dinge auf, er zerstörte die „Beweise“ des Dogmensystems der Kirche und der herrschenden Vulgärphilosophie und er verbannte die gesamte Metaphysik aus dem Bereich des theoretischen Erkennens.

Sodann, er begründete als *philosophia prima* eine neue Erkenntnistheorie und wies nach, welche Bedeutung dem Subjekt im Erkenntnisprozeß zukommt.



Endlich, er schuf und sicherte den Begriff der exakten reinen Erkenntnis in bezug auf alles, was in Raum und Zeit erscheint.

Über das alles zu sprechen ist hier nicht der Ort. Aber man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß erst seit Kant der Begriff und die Methode reiner Erkenntnis wirklich sichergestellt ist, und daß andererseits erst er den Anteil des Subjekts am Erkenntnisprozeß und an der Feststellung des Erscheinenden und des Wirklichen entdeckt hat. Zwar, was war nicht alles von Sokrates bis Cartesius geschehen, um die Erkenntnis über die naive Objektivität hinauszuführen! Welche großen und herrlichen Dinge waren vom denkenden Subjekt ausgesagt worden! Aber das Einfachste und Grundlegende war trotz dieser Hochflüge vor Kant nicht oder doch nicht rein erkannt worden — daß nämlich das erkennende Subjekt genau so etwas ist wie die Gegenstände außerhalb. Also ist schlechthin jede Erkenntnis ebenso eine Funktion der Natur des Erkennenden wie der Natur des Erkannten. Sowohl die Entdeckung der spezifischen Sinnesenergie als auch der erkenntnistheoretische Idealismus waren hier gegeben: Nur dadurch, daß wir die Gesetzmäßigkeit einer Erscheinung feststellen, ist sie uns wirklich. Nur soweit Probleme mathematisch-quantitativ behandelt werden können, werden sie exakt erfaßt. Aber alles hier bezieht sich auf die Erscheinung.

Ebendeshalb lehnte Kant nun aber den Gedanken grundsätzlich ab, es könne eine Erfassung des Wirklichen, also eine Weltanschauung, allein auf dem Grunde der exakten Wissenschaft gewonnen werden. Hier setzte seine zweite große Untersuchung ein: Führt die exakte Wissenschaft nur bis zur gesetzmäßigen Erscheinung der Dinge und vermag nicht in sie einzudringen, so empfindet sich doch der Mensch selbst mit ursprünglicher Sicherheit als ein Wirkliches, und indem er in sich selbst das Walten des moralischen Gesetzes und zugleich seine Freiheit wahrnimmt, eröffnet sich

ihm die neue Welt der praktischen Vernunft mit ihrer Wirklichkeit und ihrem Reichtum.

Welch ein ungeheurer Übergang! Der ethische Idealismus wird an den erkenntnistheoretischen angeknüpft, eine reine und eine praktische Vernunft werden unterschieden — dort die theoretische Erkenntnis, hier die sittlich bedingte Überzeugung — zwei Welten werden statuiert, und ein Gesetz, ein heiliges Sollen, strahlt mit der Freiheit als der Erkenntnisgrund und zugleich als das Wesen des unverhüllt Wirklichen auf!

Verehrte Festversammlung! Wie man auch über diese Übergänge und diese Spekulationen urteilen mag, und ob man Bedenken trägt, Gesetz und Pflicht an die Stelle von ewigen Gütern zu setzen — kein Zweifel kann doch darüber bestehen, daß am Ende des achtzehnten Jahrhunderts diese Sätze Kants den großen Fortschritt der Wissenschaft und der sittlichen Kultur bedeuteten. Und auch das ist unzweifelhaft, daß Kants Moral- und Freiheitsbegriff in ihrem Gegensatz zu allem bloß Relativen und zu allem Niedrig-Eudämonistischen eine Ehrfurcht gebietende Würde ausstrahlen und einen unvergänglichen Kern in sich tragen. Erinnern wir uns nur des Satzes: „Das moralische Gesetz in mir fängt von meinem unsichtbaren Sein, meiner Persönlichkeit, an und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, und mit welcher ich mich nicht wie mit der Sinnenwelt in bloß zufälliger, sondern in allgemeiner und notwendiger Verknüpfung erkenne“, oder des anderen: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille“, oder des dritten: „Man kann zur Freiheit nicht reifen, wenn man nicht zuvor in Freiheit gesetzt worden ist“.

Vom Sittengesetz und vom Freiheitsgedanken aus gewann und rechtfertigte Kant den übersinnlichen Charakter des Menschen und drang von hier aus zu jener Wirklichkeit vor, die allein ihm die wahre ist. Aber darüber hinaus baute

er auf dieser Grundlage ein Gebäude auf, in welchem mit der Idee eines Reiches der Geister auch die Ideen von Gott und der Unsterblichkeit, also die Grundideen der verabschiedeten Metaphysik, wieder ihre Stelle fanden. Unter Anlehnung an die Formeln der christlichen Überlieferung ist das geschehen. Ergreifende Worte wahrer Begeisterung findet der sonst so nüchterne Mann hier; doch lauten sie ursprünglicher und überzeugender, wenn er von der Moral und Freiheit spricht, als wenn er von Gott in christlicher Sprache redet. Dennoch sind die im Unrecht, welche keine Brücke zwischen Kants Autonomie des Moralischen und dem jüdisch-christlichen Gottesbegriff zu sehen vermögen. In der Absolutheit des Moralischen und in seiner Fassung als Weltprinzip ist sie gegeben.

### III.

Die Wirkungen, verehrte Festversammlung, die von dieser Philosophie ausgegangen sind, waren unermesslich und sind es noch. Sie sind deshalb so groß, weil sie als indirekte ebenso bedeutend waren wie als direkte. Jeder große und deshalb bescheidene Denker hofft mit Kant, daß „das, was er in anderen erregt, wertvoller sein wird als das, was er selbst geben kann“. Er sieht voraus, daß die Gedanken, die er in anderen entbindet, einen neuen Reichtum heraufführen werden. Bei der Philosophie Kants trifft dies in höherem Grade zu als bei irgendeiner anderen der Neuzeit. Aber bevor wir dem nachgehen, ist die direkte Wirkung seiner Philosophie ins Auge zu fassen.

Wenn man sagt, die Kantsche Philosophie habe auf die Zeitgenossen wie ein Stahlbad oder wie ein Jungbrunnen gewirkt, so sagt man noch viel zu wenig. Einen neuen Schöpfungstag der Erkenntnis und eine höhere Stufe des Begriffs „Mensch sein“ erlebten die besten unter ihnen. In tiefster Erschütterung oder mit Genugtuung sahen die einen das alte kirchliche Dogmensystem, die anderen das Gebäude ihrer rationalistischen Scheinwissenschaft zusammenbre-

chen. Aber auf den Trümmern erhob sich für sie der hohe Dom, den der Königsbergische Weltweise errichtet hatte, und sie eilten ihm zu. Wie neue Geschenke begrüßten sie die aus dem Geiste wiedergeborenen und durch eine Tat der Freiheit zu bejahenden alten Ideale. So hat es ein Schiller empfunden und so zahlreiche der besten Männer mit ihm. Man darf noch mehr sagen: Wir hätten den Schiller überhaupt nicht, den wir lieben und verehren, hätte nicht Kant ihn begeistert, und nahezu in jedem der Großen, die damals ein neues Deutschland heraufgeführt haben, lebte etwas von dem Geiste Kants.

Was an der alten Aufklärung, ihrer Weltanschauung, ihrer Ethik und ihrer Ästhetik matt und unbefriedigend war, das alles schien nun beseitigt; was an ihr wahr und befreiend war, das erschien gerechtfertigt: Die Wissenschaft empfing Schärfe und Sicherheit und sah sich nun erst als reine Wissenschaft begründet; die Moral erhielt Mark in die Knochen, und die Würde des Menschen, der als Freier das Sittengesetz bejaht, erhob ihn hoch über die Sinnenwelt und hoch über alle Triumphe und Niederlagen, die er dort erfährt:

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken  
 In die Freiheit der Gedanken,  
 Und die Furchterscheinung ist entflohn,  
 Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;  
 Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,  
 Und sie steigt von ihrem Weltenthron.  
 Des Gesetzes strenge Fessel bindet  
 Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;  
 Mit des Menschen Widerstand verschwindet  
 Auch des Gottes Majestät.

Das ist Schiller, aber es ist Kant.

Selbst Theologen beider christlicher Konfessionen begeisterten sich an diesen Gedanken so sehr, daß sie das Trennende übersahen — das war nur möglich, weil nach der langen Zeit der Dumpfheit und nach der moralischen und



religiösen Laxheit das Absolute mit seinem Ernste sie wieder erfaßte. Das Geschlecht, welches 1813 aus den Hörsälen zu den Fahnen eilte, war vom Geiste Kants ergriffen. Ohne diesen Geist wären alle patriotischen Anstrengungen vergeblich gewesen. Auf den Siegesfahnen des Freiheitskrieges steht in unauslöschlichen Zügen auch der Name Kants.

Nun sind wir mehr als hundert Jahre von jener Zeit entfernt; aber wie mächtig hat Kant unter uns fortgewirkt, fortgewirkt auf allen Linien der Einzelwissenschaften — was hat ein Johannes Müller, der Physiologe, was ein Helmholtz ihm zu verdanken! — fortgewirkt aber noch stärker durch die neuen philosophischen Spekulationen, die sein System hervorgerufen hat, sowie durch die Kant-Wissenschaft, die ein besonderer Zweig der Philosophie geworden ist.

„Wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu tun“, heißt es in einem berühmten Distichon auf Kant. Aber dieses Wort wird der großen Wirkung des Mannes nicht gerecht: dieser König hat nicht nur Kärner beschäftigt, sondern auch Könige erweckt. Wie einst von Sokrates ein Plato und Aristoteles, ein Zeno und Aristipp ausgegangen sind und ihre großen Schulen begründet haben, so ist Kant der Meister geworden für Fichte, für Schelling, für Hegel, für Schopenhauer und andere Philosophen der Neuzeit. Ihre Systeme stehen sich z. T. schroff, z. T. fremd gegenüber; prüft man sie jedoch auf ihre letzten Grundlagen, so sind sie alle in Kant verbunden. Ihre Urheber waren der Überzeugung, daß man bei Kant beginnen müsse, aber nicht bei ihm stehen bleiben dürfe; vielmehr gelte es, die Scheidewand zwischen der reinen und der praktischen Vernunft zu durchbrechen und durch Spekulation eine höhere Einheit zu gewinnen oder doch die Grenz wand auf eine andere Linie zu setzen.

Schon diese großen nachkantischen Philosophen wurden z. T. durch eine verschiedene Auslegung der Gedanken des Meisters auf ihre neuen Spekulationen geführt. Das ist nicht



auffallend, sagt doch Kant selbst, „daß es nichts Ungewöhnliches sei, durch die Vergleichung der Gedanken, welche ein Verfasser über seinen Gegenstand äußert, ihn sogar besser zu verstehen, als er sich selbst verstand“. Das hat sich an ihm in ungeahnter Weise erfüllt; doch haben ihn unmöglich alle seine Ausleger „besser“ verstanden.

Wir haben heute in der Kant-Auslegung nicht weniger als vier große Schulen zu unterscheiden. Die erste nähert sich in ihrem Verständnis der Hegel-Schellingschen und versteht Kant im Sinne einer idealistischen Metaphysik. Die zweite glaubt mit Kant zu einem neuen konsequenten Rationalismus vordringen zu können. Die dritte sieht in der exakten Wissenschaft, wie sie Kant begründet hat, seine eigentliche Lehre und erkennt in seiner Philosophie der praktischen Vernunft nur ein mehr oder weniger verhülltes „Als ob“, zugleich aber eine pragmatische Notwendigkeit, welche das rätselhafte Leben auferlegt. Die vierte endlich bleibt, klärend und vertiefend, bei Kants Kritizismus stehen, an wichtigen Punkten von Fichte bestimmt und zur Feststellung einer eindeutigen Vernunft strebend.

Wir haben es an dem heutigen Festtage nicht mit diesem Streit der Ausleger zu tun; aber er ist an sich ein Beweis nicht nur für die Universalität und die Tiefe der Kantschen Gedanken, sondern in noch höherem Grade für die Anziehungs- und Triebkräfte der wissenschaftlichen Persönlichkeit Kants. Wer ihm nahegekommen ist, der will von ihm nicht lassen!

Verehrte Festversammlung! Wie immer sich das Schicksal der Philosophie Kants in den kommenden Zeiten gestalten mag, ob seine großen Rivalen Thomas von Aquino oder Spinoza oder Leibniz oder Hume oder Herbert Spencer oder wer es sei, dauernd mit ihm um den Sieg ringen werden, ob eine neue Philosophie mit einer reicheren und tieferen Erfassung des Wirklichen und einer neuen Erkenntnis und Lebenstheorie sich durchsetzen wird — in der Hauptsache hat die Geschichte ihren Spruch über Kant bereits gefällt:

Für alle Zeiten bleibt er der Philosoph der exakten Wissenschaft, dessen Lehre stets einen Ausgangspunkt der reinen Erkenntnis bilden wird, und für alle Zeiten bleibt er der Philosoph der absoluten Moral. Zwar wird der Streit darüber wahrscheinlich niemals aufhören, ob die Moral in die Metaphysik gehört, aber das ist sicher, daß sie in die Metahistorie gehört, das heißt, daß sie in und mit der Religion das große Prinzip der Menschheitsgeschichte ist und bleibt. Die Menschheit wird in das Chaos zurückgeworfen werden, wenn man sie auflöst oder mißachtet! Und so ruft uns Kant heute, in dieser schwersten Zeit des Vaterlandes, aus seiner Grabstätte zu: Laßt mich nicht vergeblich gelebt haben, laßt das Gute Eure Kraft und Gesittung und edlen Frieden Euer Ziel sein; dient mit eisernem Pflichtgefühl dem Vaterland. Fast habt Ihr es schon verlernt, von innen heraus zu leben, geblendet durch die Erfolge der Erscheinungswissenschaft und Technik; kehrt in Freiheit zu Eurem Erbgut, den alten Idealen und Kräften, zurück!

Und aus den Reihen der Freiheitskämpfer und Dichter, die Kant einst begeistert und gestählt hat, hören wir die Mahnung: „Haltet den Stolz fest im Herzen, den Ihr dem Unglück schuldig seid! Schauet auf das eine, was künftig werden soll, tapfer und unverrückt hin! Vergesst nicht, was Ihr Eurem Namen, Euren Zeitgenossen, Euren Enkeln schuldig seid! Könnt Ihr ihnen kein freies Land übergeben, o! so übergebt ihnen die Lehre, die Beispiele, die heiligen Opfer, wodurch ihre Brust zum Heldentum entflammt werden kann! Was vergangen und geschehen ist, werfet es ruhig in den weiten Schoß der ewigen Notwendigkeit und seht auf das jüngere Geschlecht; erzieht und richtet es, daß Männer aus ihm werden!“ Aber auch die andere Mahnung hören wir an dem Gedächtnistage Kants und an seiner Grabstätte: „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben; bewahret sie!“

---

## 5.

**Die Bedeutung geistiger Werte  
für Arbeit und Wirtschaft.**

(1927)

Die Frage: „Haben geistige Werte für Arbeit und Wirtschaft eine Bedeutung?“ ist stets eine zeitgemäße Frage, aber sie ist für uns und in unserer Zeit von besonderer Wichtigkeit; denn wir stehen noch immer im Kampf um unsre Selbsterhaltung. Noch immer sind wir nur Halbfreie, verklavt durch eine empörende Schuldanklage und durch eine furchtbare Schuldenlast, und brauchen alle Kräfte.

Aber ist es nötig, über die Bedeutung geistiger Werte für unsre Arbeit und Wirtschaft ausdrücklich zu reden, ist diese Bedeutung nicht selbstverständlich? Wo und wann können geistige Werte jemals ausgeschaltet werden? Nun, wir werden sehen, daß wir leider in unserm Zeitalter vor der Gefahr stehen, daß im angeblichen Interesse der Arbeit und Wirtschaft geistige Werte beiseite gestellt und den „Ideologen“ überlassen werden. Dieser Gefahr müssen wir begegnen; aber zuvor ein kurzes Wort — was sind geistige Werte? Die Antwort kann in Kürze gegeben werden. Erstlich muß schlechthin alles, was den Menschen über die Naturstufe erhebt, zu den geistigen Werten gerechnet werden; denn es wird nicht durch physische Kraft zwangsweise wirksam, sondern es bedarf des Entschlusses und der Zustimmung. Sodann und im besonderen ist alles, was den Egoismus bricht oder schwächt und den Menschen zu Opfern willig macht, ein geistiger Wert, und damit im Zu-

sammenhang alles, was ihm eine innere höhere Befriedigung gibt, die ihn befähigt, sich über Unglück zu erheben.

So betrachtet, dürfen wir von einem herrlichen Reichtum geistiger Werte sprechen, der uns geschenkt ist. Der Schöpfer hat mit ihnen nicht gekargt. Es sind die Kräfte der Kunst, der Erkenntnis und des Rechts, des Volkstums und des Staats, vor allem aber der Moral und der Religion, die als einzelne und noch mehr in ihrem Zusammenwirken eine zweite, geistige Welt darstellen, in der wir leben können und sollen. Wie aber vermögen sie in unsrer Arbeit und Wirtschaft wirksam zu werden? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns zunächst darüber Klarheit verschaffen: Wie vollzieht sich die Arbeit und die Wirtschaft heute unter uns?

Wenn ich recht sehe, sind hier drei mächtige Tendenzen wirksam.

Die erste Forderung ist die **d e r s t r a m m e n A r b e i t**. Lockere, halbe Arbeit, wie sie auch subjektiv unbefriedigend ist — halbe Arbeit wird zum Überdruß und Ekel, nur volle Arbeit führt zur Arbeitsfreude — ist im Ganzen des Arbeitsprozesses heute unerträglich. Wer nur lockere Arbeit leisten will, wird herausgeschleudert und kommt unter die Räder; er kann nicht mehr bestehen. Von jedem Arbeiter verlangen wir die höchste Anspannung seiner Energie. Und wirklich — wir Deutsche arbeiten jetzt und schon seit längerer Zeit wie kein Volk in Europa vor uns und neben uns!

Die zweite Forderung ist die **d e r R a t i o n a l i s i e r u n g d e r A r b e i t**. Wird von dem Arbeiter die höchste Energie-Anspannung gefordert, so wird gleichzeitig gefordert, daß jede Arbeit mit dem **k l e i n s t e n** nötigen Kraftmaß bewältigt wird. Das heißt Rationalisierung der Arbeit. Alle unproduktive und alle Doppelarbeit ist auszuschalten; jeder Zeitverlust ist zu vermeiden; alle Spesen sind auf das Mindestmaß herabzusetzen; der Arbeitsprozeß selbst ist auf die einfachste Grundform zurückzuführen, das Arbeitsprodukt möglichst zu typisieren; durch geschickte Arbeitsteilung sind

die Arbeitskräfte zu steigern. Durch diese Mittel hat bei uns — Amerika ist vorangegangen — die Arbeit eine neue Art und einen neuen Charakter gewonnen.

Sparsamkeit im Arbeitsprozeß und Herausgestaltung des besten Typus des Arbeitsprodukts auf jedem Gebiet, um dann alle anderen Typen abtun zu können, das ist heute die Losung.

Die dritte Forderung lautet: **Eigengesetzlichkeit der Arbeit**. Es war zuerst **Macchiavelli** im Renaissance-Zeitalter, der in bezug auf die Leitung des Staats diese Forderung erhoben hat. Er erkannte in dem Staat ein Gebilde eigenen Lebens und verlangte, daß in bezug auf seine Leitung schlechterdings nichts maßgebend sein dürfe als das Wohl und die Größe des Staats selbst, daß also auch Rücksichten auf die Moral und Rücksichten auf andere sich niemals einmischen dürfen. Heute wird von vielen diese Forderung der Eigengesetzlichkeit in bezug auf viele Gebiete nachdrücklich erhoben: die Wirtschaft ist eigengesetzlich, also darf sie nur vom wirtschaftlichen Standpunkt geleitet werden, nichts darf sich hier einmengen, auch nicht der Staat; die Religion ist eigengesetzlich, also muß auf ihrem Gebiete den Kirchen alles überlassen werden; die Wissenschaft ist eigengesetzlich, also darf keine Rücksicht auf die Erziehung oder auf das Gesamtleben des Volkes hier walten; die Kunst ist eigengesetzlich, also hat sie jeden Einspruch der Moral abzulehnen; schließlich: jede Arbeit ist eigengesetzlich und empfängt daher ihr Gesetz allein von sich selbst.

Durch das Zusammenwirken dieser drei Forderungen ist unser heutiges Leben in Arbeit und Wirtschaft charakterisiert, eine jede berechtigt und doch — wenn sie entschlossen und rücksichtslos als alleinberechtigt geltend gemacht werden, ist eine furchtbare Mechanisierung des gesamten Lebens, ist die Herrschaft des Materialismus, und zuletzt ein Zerfall des ganzen Gemeinwesens durch Verödung und zugleich durch einen tödlichen Kampf der verschiedenen Grup-



pen untereinander die sichere Folge. Die Wirtschaft wird durch die Maschine zum Tyrannen werden, oder ein drakonischer, alle Freiheit vernichtender Staat; aber bevor diese beiden Mächte ihren Kampf ausgekämpft haben, werden ihre Sklaven, die Menschen, innerlich zugrunde gegangen sein. Um die Mittel für das Leben zu erwerben, werden sie dieses selbst verloren haben! Denn wenn der einzige Inhalt des Lebens die Arbeit sein soll, und nicht mehr die Entfaltung aller Gaben, wie sie jeder nach seinem Maße erhalten hat, so erstickt der Mensch. Und wenn alle Arbeit rationalisiert und auf wenige Typen gebracht werden soll, so erstickt die Arbeit als individuelle und geistige. Und wenn jedes Lebensgebiet, und so auch die Wirtschaft, eigengesetzlich ist, und man bei seiner Förderung keine Rücksicht auf anderes nehmen darf, so löst sich der Organismus des Gemeinwesens auf.

Also sind die geistigen Werte heranzuziehen — nicht, wie man wohl oberflächlich meint, um das Leben zu verschönen oder interessanter zu machen, oder über seine Härten zu täuschen, sondern um es zu erhalten. Nicht um eine Nebenrolle handelt es sich, die man ihnen gütigst zugesteht, sondern als lebensnotwendige Mächte müssen die geistigen Werte ihre Stellung mitten im Leben haben.

Es kommen aber die geistigen Werte in doppelter Hinsicht in Betracht, erstlich bei der Arbeit selbst, sodann neben der Berufsarbeit und außerhalb derselben.

Es sind erst wenige Monate her, da saß ich in München im Arbeitszimmer des berühmten Psychiaters Professor Kraepelin, der uns zu unsrem tiefen Schmerze vor kurzem entrissen worden ist. Wir sprachen zuerst von dem großen neuen Gebäude für die psychiatrische Wissenschaft, dessen Errichtung nunmehr gesichert war, und an dessen Spitze er selbst treten sollte. Dann wandte sich das Gespräch dem Thema zu, welches den Gelehrten gerade vor allen andern fesselte — die Psychologie der Arbeit

und der Arbeiter. Mit leuchtenden Augen setzte er mir auseinander, wie notwendig diese Wissenschaft sei, um dem Arbeiter die Freudigkeit, ja die Seele zu erhalten und der Arbeit eine Seele zu geben. Die Arbeit und die Arbeiter müssen psychologisch rationalisiert werden, sagte er, das heißt, es müssen alle die Faktoren ermittelt werden, welche den Arbeitsprozeß durch innere Organisation und Ermittlung der psychologischen Voraussetzungen jeder Arbeit erleichtern und den Arbeiter durch richtige psychologische Leitung zu größerer Arbeitsleistung befähigen, ohne ihn frühzeitig zu ermüden. Er erzählte mir von seinen Experimenten auf diesem Gebiete, z. B. ohne daß die Arbeiter es wußten, daß sie Gegenstand einer Untersuchung werden sollten, wurde ihnen beim Beginn der Arbeit eine freudige Nachricht mitgeteilt. Das Ergebnis: die Arbeitsleistung sämtlicher Arbeiter ging an diesem Tage bedeutend in die Höhe! Dies ist das einfachste Experiment; es lassen sich viele ähnliche anstellen. „Wenn man Freude und Gemütswerte in die Arbeit einführt, steigert sich der Ertrag, jeder Verdruß aber mindert ihn!“ Doch auch die einfachste Arbeit selbst läßt sich vergeistigen und dadurch anmutiger machen, zunächst schon, indem man ihr einen Rhythmus gibt und sie dazu Tag für Tag statistisch ausmißt. Ich habe in einem langen Arbeitsleben sehr viele mechanische Arbeit in der Wissenschaft leisten müssen; denn ich bin stets mein eigener Kärner gewesen. Ich habe wochenlang einfach Abschriften gemacht, Texte verglichen, Wörterstatistik getrieben, öde Tabellen zusammengestellt und dergleichen. Was mir dabei die Arbeitsfähigkeit und -freudigkeit erhielt, war neben der täglichen Berechnung des Fortschritts der organisierende Rhythmus, den ich ihr gab, und ferner kleine Veränderungen in der Arbeitsweise, die wie eine Abwechslung wirkten. Auf solche kleine Abwechslungen, Freude und Gemütswerte muß der Arbeitgeber bedacht sein — er, aber auch jeder einzelne Arbeiter, muß erfinderisch werden, um seine Arbeit zu beleben und zu vergeistigen. Indem ich dies niederschreibe,

fällt mir die Philosophie eines alten Bauern in Tirol ein, der ein tiefgründiges Gespräch über das, was der Mensch außer Essen und Trinken bedarf, mit den Worten schloß: „Was braucht der Mensch? a Freid', a G'miet und a Abwechslung!“ Der Mann hat recht, und mit dieser Einsicht muß sich die Arbeitspsychologie durchdringen.

Doch gewiß — die Möglichkeit, der Arbeit eine Seele zu geben und die Seele des Arbeiters innerhalb der Arbeit vor Verödung zu schützen, ist begrenzt. Also müssen neben und außerhalb der Arbeit die geistigen Werte ihr Werk tun.

Hier ist es zunächst die **K u n s t** im weitesten Sinn des Wortes, die herbeizuziehen ist. Ich rede nicht davon, daß sie schon bei der Arbeit selbst eine Stelle finden kann, sei es auch nur durch gefällige Arbeitsräume, durch zweckmäßig ausgesuchte gute Bilder und durch die Anmut von Blumen. Was mir vorschwebt, ist die Erweckung des Sinns des Arbeiters — nicht nur des Fabrikarbeiters, sondern ebenso des Heeres von kleinen Beamten und Beamtinnen usw. — für die bildende Kunst, ist seine Erholung durch die Musik und nicht zuletzt seine Schulung durch Gymnastik und Sport, denn gerade diese haben durch ihre Vereinigung von Kunst, aktiver Übung und Geselligkeit eine eminente Bedeutung. Was die bildende Kunst betrifft, so ist sie vielleicht nicht jedermanns Sache — „Kunstwerke sind vornehme Herren; man muß warten, bis sie einen ansprechen“ — aber dennoch beobachtet man, wie dankbar und freudig die Kunst in weitesten Kreisen erfaßt wird, wenn nur die richtige Anleitung und Führung geboten wird, auf die hier alles ankommt. Die Anschauung von Kunstwerken vermag eine seelische Ruhe und eine innere Erhebung zu bewirken, die das Graue und die Unbill des Tages vergessen läßt. Daher müssen Führungen in den Museen und, wo diese nicht möglich sind, kleine Kunstausstellungen mit Erläuterungen häufiger geboten werden, als das heute der Fall ist. Viel tiefer freilich noch als die bildende Kunst greift die Musik in das

Seelenleben ein. Wie viele Menschen habe ich kennengelernt, die ihr ödes Arbeitsleben durch die Musik verschönern und erleichtern! Ich denke hier nicht in erster Linie an die eigene Musikausübung, sondern an gehaltvolle Musikaufführungen im Konzertsaal und in der Oper. Solche volkstümlich zu gestalten, das Beste zu gewähren und den Eintritt mit dem geringsten Entgelt zugänglich zu machen, ist eine Aufgabe, der wir zurzeit noch immer nur unvollkommen genügen. Kino und Radio, denen eine künstlerische Bedeutung — aber sie hemmen und schaden auch — nicht abzusprechen ist, können sie nicht ersetzen, auch nicht das Schauspiel; darüber bedarf es keiner Worte.

Noch ein Wort über den Sport. Er ist nicht nur Leibes-, sondern auch Seelenübung in Entschlossenheit und Mut, Enthaltung und Ausdauer; er ist daher durch keine andere Kunst zu ersetzen, und der Aufschwung, den er bei uns genommen hat, ist aufs wärmste zu begrüßen. Aber der Sport wird leicht zu einem tyrannischen Herrn. Wir müssen daher gegen jede Übertreibung ankämpfen, sonst schädigt er nicht nur die Gesundheit, sondern bewirkt auch das Gegenteil von dem, was er soll: er vertreibt alle anderen guten und notwendigen Geister und führt dadurch zu einer Verödung des geistigen und seelischen Lebens. Diese Gefahr ist bereits im Anzug! Begegnen wir ihr, damit nicht Schlimmes aus Gutem wird!

Höher noch als die Kunst ist die Bedeutung der Erkenntnis und des Wissens für Arbeit und Wirtschaft einzuschätzen. Allen zuvor kommt hier die Kenntnis des eigenen Faches und Berufs in Betracht. Je größer die Arbeitsteilung wird, und je seltener sich der Arbeiter an seinem Werke als einem Ganzen, das er geleistet hat, freuen kann, um so kräftiger muß die Forderung erhoben werden, daß jeder Arbeiter wenigstens einen Überblick über das ganze Arbeitswerk, von dem er nur einen kleinen Teil selbst herstellt, zu gewinnen vermag. Man unterscheidet mit Recht „gelernte“ Arbeiter; aber ein gelernter Arbeiter



ist man erst, wenn man nicht nur die Handgriffe gründlich versteht, sondern auch das ganze Werk, dem man dient, kennt und etwas von der geschichtlichen Entwicklung dieses Werks und seinen Fortschritten weiß. Arbeitgeber und Arbeitnehmer müssen dafür sorgen, daß dies ermöglicht wird. Freilich, nicht überall gibt es wie in München ein „Deutsches Museum“, in welchem jeder Industriearbeiter durch Anschauung die Entwicklungsgeschichte seines Faches aufs beste lernen kann; aber auch aus guten Vorträgen, Büchern und Besichtigungen von Werken läßt sich lernen, und der Erfolg für den Arbeiter und seine Arbeit wird ausgezeichnet sein.

Ebenso wichtig aber ist, was man *a l l g e m e i n e B i l d u n g* nennt in ihren beiden Zweigen: Naturwissenschaftliche Kenntnisse und Geschichte. Sie bieten die beste Bereicherung und Erholung des Geistes zugleich. Habe ich nötig dies auszuführen? Naturwissenschaftliche Kenntnisse sind neben und mit dem Naturgenuß eine nie versiegende Quelle der Belehrung, der Aufklärung, und sie führen aus dem dumpfen Zustande der Gebundenheit an die Natur heraus; Geschichtskennntnisse aber, auch wenn es bei den Anfängen bleibt, heben den Menschen aus seinem Eintagsleben heraus und erweitern sein Ich von Stufe zu Stufe. Gewähren uns die naturwissenschaftlichen Kenntnisse einen Einblick in das Weltgebäude vom Kleinsten bis zum Größten, wappnen sie uns gegen die Natur, wo es nötig ist, und erfüllen unsern Geist mit Staunen und Ehrfurcht, so sind geschichtliche Kenntnisse das einzige Mittel, um uns über das geistige Leben der Gegenwart zu orientieren, uns von der Vergangenheit, wo sie zum Hemmnis wird, zu befreien und uns in den Stand zu setzen, die Zukunft vorzubereiten. Jeder, auch wenn er nur anfängt, sich mit irgendeinem Zweige der Geschichte zu beschäftigen, erfährt das, ja man merkt es einem Menschen auch schon in einem kurzen Gespräch an, ob er nur im Tage lebt oder ob er etwas von Geschichte weiß — wieviel umsichtiger und besonnener sind



seine Urteile! Und damit ist noch nicht das letzte gesagt in bezug auf das, was uns die Geschichte leistet. Von G o e t h e stammt das Wort: „Das Beste an der Geschichte ist der Enthusiasmus, den sie erregt.“ Er will damit sagen, daß uns die Geschichte mit großen und guten Menschen zusammenbringt, an denen wir uns aufrichten und erheben können, und ferner, daß sie uns gewaltige Ereignisse vorführt, die uns erschüttern, warnen oder begeistern. Nichts vermag diese Wirkungen der Geschichte zu ersetzen! Zu unsrer Freude sehen wir aber auch in unsern Tagen und schon seit Jahrzehnten in dem Arbeiterstande — stärker als im Mittelstande — das Hervorbrechen eines rühmlichen Bildungshungers. Tiefe Bedürfnisse nach naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Kenntnissen tun sich kund und verlangen Befriedigung. Man warnt ihnen gegenüber vor Halbbildung. Gewiß, Halbbildung ist schädlich; aber man vermag ihr nicht dadurch zu begegnen, daß man die Unbildung in Kraft erhält, sondern daß man ihr ganze Bildung entgegensetzt. Ganze Bildung aber gibt es nicht nur auf den höchsten Stufen, sondern sie ist schon dort vorhanden, wo man seine eigne Sache gründlich versteht, stets vorwärts strebt, um den Geist zu bereichern, und Respekt vor den höheren Stufen bewahrt. In diesem Sinne ist die Volksbildung mit allen Mitteln zu pflegen, für Volksbibliotheken zu sorgen und jedem Arbeitenden Gelegenheit zu geben, seinen Geist lebendig zu erhalten.

Kunst und Wissenschaft, aber auch jegliche Arbeit, können nur in einem geordneten Staatswesen gedeihen. Also muß uns unser S t a a t , unser V a t e r l a n d , Gegenstand freudiger Wertschätzung und hingebender Mitarbeit sein! Aber wie selten überlegt man das und handelt danach! Trotz allem, was wir erlebt haben, steckt noch immer ein enger Parteigeist und zugleich die Vorstellung von dem Obrigkeitsstaat in uns, dem man mit Mißtrauen begegnen müsse. Wohl sagt man: „Das Vaterland über alles“, und singt man:

„Deutschland, Deutschland über alles“, aber man bedenkt nicht, daß dies bloße Worte bleiben, wenn man nicht zugleich mit dem Vaterland den deutschen Staat hochhält und wertschätzt. Das schließt nicht aus, daß man Kritik an ihm übt und vieles ganz anders wünscht; aber auch dafür ist die erste Bedingung, daß man sich in seinen Dienst stellt. Ein jeder, der in der Arbeit und Wirtschaft steht, muß sich als verantwortlicher Staatsbürger fühlen und muß empfinden, daß die Verantwortung für Recht und Gerechtigkeit und für die Gesundheit und Würde des Staats auf seinen Schultern ruht. Hier handelt es sich um einen geistigen Wert, den nationalen Staat, von dem nicht nur das Gesamtleben des Volks abhängig ist, sondern der auch als ein herrliches Gut jeder Arbeit und Wirtschaft seinen Stempel aufdrückt. Ein Arbeiter, der sich als verantwortlicher Staatsbürger fühlt und sich immer inniger mit seinem Vaterlande verbindet, kann nicht veröden! Möge er sich auch ernstlich darum kümmern, das Recht und die Einrichtungen des Staats immer besser kennen zu lernen. Arbeit und Wirtschaft können nur gedeihen, wenn seine Bürger wissen, wie das Gemeinwesen beschaffen ist, dessen Glieder sie sind.

Dem Staate kommt ein moralischer Wert zu. Damit sind wir zu den letzten und höchsten Werten gelangt, die für die Arbeit und Wirtschaft von Bedeutung sind. Schopenhauer hat das tiefe Wort gesprochen: „Daß die Welt bloß eine physische, keine moralische Bedeutung habe, ist der größte, der fundamentalste Irrtum, die eigentliche Perversität der Gesinnung.“ Ich füge diesem Ausspruch zwei Worte von Goethe hinzu: „Jedes Geschäft wird eigentlich durch ethische Hebel bewegt“, und „Wo ich aufhören muß, sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr“. Dem Geschlecht von heute muß man diese Bekenntnisse mit allem Ernste vorhalten. Was ist Moral? Man kann sie sehr verschieden definieren; aber die Antwort ist doch im letzten Grunde eindeutig: „Erst an seine Pflichten denken, dann

seine Rechte in Anspruch nehmen“, „Den Nächsten lieben als sich selbst“, „Das irdische Leben nicht als das höchste Gut schätzen, sondern höhere Güter anerkennen“, usw. Am besten ist es, hier nicht viel zu philosophieren, sondern von etwas ganz Einfachem auszugehen und sich daran zu halten — an die Treue und die Liebe.

Wenn Goethe sagt: „Jedes Geschäft wird eigentlich durch ethische Hebel bewegt,“ so meint er die Treue. Treue als Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit ist das Fundament alles Wirkens und Schaffens. Entfernt man die Treue aus der menschlichen Gesellschaft und ihrer Arbeit, so bricht alles zusammen. Umgekehrt erringt die Treue als Gewissenhaftigkeit und Vertrauenswürdigkeit den höchsten sittlichen und wirtschaftlichen Wert zugleich. Jeder, der in der Arbeit und Wirtschaft steht — er mag sonst denken, wie er will — muß das bestätigen; nur die Treue bringt Sicherheit in alle menschlichen Beziehungen und Geschäfte. Die Treue ist eine herrliche Tugend, und niemand kann sich ihrer Anerkennung entziehen, ja sie kann selbst da noch ihre Stelle finden, wo andere Tugenden längst erloschen sind. Oder schätzen nicht selbst Verbrecher die Treue ihrer Kameraden hoch und rächen sich mit Recht an ihrer Untreue? Ich wundere mich, daß noch kein Dichter erstanden ist, der das hohe Lied von der Treue in einem großen Epos gesungen hat. Jesus Christus hat an den Menschen und an menschlichen Einrichtungen kaum etwas zu loben gefunden; aber doch sagt er: „Wie ein großes Ding ist es um einen treuen Haushalter“, und der Apostel Paulus schreibt: „Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden.“ Treue im großen und kleinen; denn vor der Treue gibt es nichts Großes und nichts Kleines. Die Treue schließt aber auch das Sich-selbst-treubleiben ein, ja das ist gar nicht von ihr zu trennen. Sich selbst treu bleiben aber heißt nichts anderes als seinem besseren Ich, seiner höheren Bestimmung treu bleiben. Damit bekommt die Treue auch den höch-

sten Wert für die eigene Selbsterhaltung, so daß man nicht stückweise an seine Umgebung und an die Welt zerfällt, sondern sich ihr gegenüber als ein Ganzes in seiner Art behauptet. Welch unersetzliche Bedeutung hat also die Treue für Arbeit und Wirtschaft, wenn sie die Arbeit zuverlässig und zugleich den Arbeitenden zu einem geschlossenen und gefestigten Mann macht!

Die Schwester der Treue ist die **L i e b e** — ist es nötig von der Bedeutung zu sprechen, die sie für das gemeinschaftliche und Berufsleben der Menschen hat? Ohne Liebe — Liebe sowohl zu dem Werk und der Arbeit, die man treibt, als auch zu den Menschen, denen man dienen soll — bleibt alles ungenügend und ein trauriges Stückwerk. Wie der Arbeiter ein Knecht seiner Arbeit bleibt, der sie nicht liebt, so bleibt der fürsorgende Hirte ein Mietling, der seine Schafe nicht liebt. Umgekehrt wird jede Arbeit und jede Person, die mit Liebe erfaßt wird, gleichsam geadelt und auf eine höhere Stufe gehoben, und nicht anders wiederum der Mensch selbst, der sein Werk und Amt mit Liebe treibt; auch er steht nun nicht mehr nur in einem „geschäftlichen“ Beruf, sondern in einer seelischen Arbeit und verwirklicht die einzige wahrhaft wertvolle Demokratie, die Demokratie der Liebe. Selbst aus dem Elend der Not und des Todes kann die Liebe herausführen, wie ein tiefes Wort unserer Religion sagt: „Wir sind vom Tode zum Leben hindurchgedrungen; denn wir lieben die Brüder.“

Unserer Religion — im Mittelalter beherrscht eine gemeinsame, aus der Religion fließende Weltanschauung das ganze Volk und faßte es zu einer festen, geistigen Einheit zusammen. Leichtfertige und Widerspenstige gab es auch damals genug; aber die vom Gottesglauben getragene Weltanschauung bestimmte doch das ganze öffentliche Leben, griff in das Leben jedes einzelnen ein, richtete Ideale und Ziele auf und bot Kräfte dar, um ihnen nachzustreben. Diese einheitliche, auf dem christlichen Glauben ruhende Weltanschauung haben wir als die das öffentliche Leben



bestimmende Macht verloren, und das ist der größte Verlust, den uns die Neuzeit gebracht hat — der größte Verlust, weil sowohl die Gesundheit und Stärke des gemeinsamen Lebens als auch die Kraft des einzelnen, Not und Unglück zu überwinden und stark zu bleiben gegenüber einer See von Plagen, abhängig ist von dem Besitz eines festen Glaubens in bezug auf den Sinn des Lebens und der Welt. Der Besitz einer festen Weltanschauung ist so wichtig, daß es um den Menschen immer noch besser steht, der eine falsche Weltanschauung hat, als um den, der gar keine hat und sich wie ein Stück Holz auf der Oberfläche des Lebens von den Wellen treiben läßt. Denn wer eine Weltanschauung, einen Glauben hat, erkennt etwas Höheres über sich an, weiß sich ihm verpflichtet und bringt dafür Opfer; wer aber schlechterdings keine hat, der verfällt entweder dem Gesindel, das nur im Sinnlichen lebt, oder zehrt sich in einem trostlosen Pessimismus auf. Freilich — man hat eine Weltanschauung, man hat den Glauben an Gott, an eine höhere Bestimmung und ein ewiges Leben nicht so, wie man eine Uhr besitzt oder sonst einen irdischen Gegenstand; täglich will sie vielmehr aufs neue gewonnen sein; denn nur das, wonach wir mit Bewußtsein und mit allen Kräften streben, ist im höheren Leben unser Eigentum; was wir zu besitzen meinen, haben wir bald verloren. Umgekehrt gilt aber auch — mancher ist nicht ferne vom Reiche Gottes und weiß es selbst nicht: mit dem Kopf ist er ein Skeptiker, aber das Herz ist warm, die Hand ist offen, und er handelt aus der Tiefe sittlicher und religiöser Motive heraus, die er selbst nicht kennt; denn das ist gewiß: wir kennen uns selbst nicht, und nur Gott siehet das Herz.

Aber wie ist zu antworten, wenn wir gefragt werden: Wie kommt man zu einer festen Weltanschauung, die fähig ist, sich die gesamte Lebensarbeit zu unterwerfen, sie zu durchdringen und den Arbeitenden mit Kraft und Zuversicht zu erfüllen? Eins ist gewiß: man kann sie sich



nicht selbst durch den bloßen Willen schaffen; sie ist ein Geschenk, und so empfindet es jeder, der einen festen Glauben besitzt. Man muß also Geduld haben und warten, aber man darf dabei nicht müßig und stumpf sein. Es gibt einen innern Respekt, eine Ehrfurcht vor dem, was man nicht selbst besitzt, der ein Führer zu dem bisher Unerreichten werden kann, und dann: die T r e u e und die L i e b e haben auch hier ihre große Bedeutung: Wer sich geistig arm fühlt — arm, weil er keinen festen Glauben hat — möge mit um so größerer Gewissenhaftigkeit und Treue sein Werk tun, und möge sich immer hingebender in den Dienst seiner Brüder stellen. Er wird es erleben, daß sein Herz fest, und Unerreichtes erreicht wird! —

Von der Bedeutung geistiger Werte für Arbeit und Wirtschaft haben wir gesprochen. Von der Psychologie der Arbeit und der Arbeitenden sind wir aufgestiegen bis zu jenem höchsten Wert, der durch eine feste Weltanschauung gegeben ist. Wir haben gesehen, wie viele und wie große geistige Mächte bereit sind, unsrer Arbeit und Wirtschaft zu Hilfe zu kommen. Mögen wir sie herbeirufen, um uns vor Verödung zu schützen, das große Arbeitswerk, das unsrem Volk anvertraut ist, zu fördern und unsre Freiheit wiederzugewinnen!

---

## 6.

## Friedrich Althoff.

Arnold Sachse, Friedrich Althoff und sein Werk. 1928.

„Ich weiß, daß das, was ich hier biete, unvollkommen und unvollständig ist“ . . . . „Das Lebensbild, das ich hier entworfen habe, erhebt keineswegs den Anspruch, daß es Althoffs Person und Werk gerecht geworden ist. Eine solche Biographie würde die Kulturgeschichte Preußens und Deutschlands in einem Zeitraum von mehr als 25 Jahren umfassen und müßte von größten Gesichtspunkten aus nach der sehr viele Jahre erfordernden Durcharbeitung des Althoff-Nachlasses und der zugehörigen, noch viel umfangreicheren Ministerialakten geschrieben werden. Diese Arbeit soll einem Späteren vorbehalten bleiben.“

In diesen Worten der Vorrede hat der Verfasser zum Ausdruck gebracht, was sein Werk nicht sein will. Aus einem „Herzensbedürfnis“, wie er ebendort sagt, hat er es verfaßt auf Grund des großen, ihm freundlichst von den Verwaltern zur Einsicht gegebenen Materials und als ein Denkmal des Dankes — „dem Manne, dessen Geistesgröße ich aus nächster Nähe zu bewundern Gelegenheit hatte, dessen Herzensgüte ich ein Menschenalter lang zu empfinden das Glück hatte“.

Was man hiernach von dieser Biographie erwartet, erfüllt sie nicht nur in vollem Maße, sondern sie leistet auch mehr; denn vernachlässigt ist hier keine wichtige Seite der Aufgabe, verzeichnet ist, soviel ich sehe, keine Hauptlinie,

und an zahlreichen Stellen sind auch die Farben des Lebens bereits in einigen eindrucksvollen Strichen angelegt. Wer dieses Buch liest, empfängt zwar noch keinen vollen, aber einen richtigen Eindruck von dem Manne und von seinem Werke.

Eingeteilt ist es in drei sehr ungleich große Bücher. Auf 11 Seiten ist die Vorgeschichte, auf 36 Seiten die grundlegende Straßburger Zeit (1871—1882) skizziert in bewunderungswürdiger Kürze, aber hier möchte man mehr hören. Die mehr als 300 Seiten des dritten Buches sind der Berliner Zeit (1882—1908) gewidmet in vier Abschnitten (Der äußere Lebensgang — Der Charakter — Allgemeine Politik — Das Werk). Der Abschnitt „Der Charakter“ fesselt am meisten; aber der Schwerpunkt des Werkes liegt in dem vierten Abschnitt, der sich in folgende Kapitel gliedert: 1. Die Universitäten (Allgemeine Universitätsangelegenheiten; Die Professoren [ihre Berufungen und rechtliche Lage]; Die Privatdozenten; Die Studenten; Die wissenschaftlichen Anstalten der Universitäten [die neuen Gründungen; die medizinischen Einrichtungen; das Seminar für orientalische Sprachen; die mathematischen und physikalischen Einrichtungen der Universität Göttingen; der Botanische Garten und das Dahlemer Projekt; das Bibliothekswesen]; Selbständige wissenschaftliche Anstalten; Die Gründung der Universität in Münster). 2. Die Technischen Hochschulen. 3. Internationale Unternehmungen. 4. Das höhere Knabenschulwesen. 5. Das höhere Mädchenschulwesen.

In der Tat sind hier alle großen Gebiete, auf denen Althoff Bleibendes geschaffen und Zukünftiges vorbereitet hat, gekennzeichnet, und der Leser empfängt einen ausgezeichneten Überblick über das sachlich Geleistete. Auch sind mir runde Irrtümer nennenswerter Art fast nirgendwo begegnet; das will bei der Fülle der Aktionen, um die es sich handelt, viel bedeuten; aber andererseits — wer ist imstande, hier alles Einzelne sicher zu kontrollieren?

Fragt man nun aber, ob man einen vollen und tiefen Eindruck erhält von dem Gang der Aktionen auf den Hauptgebieten, von der Mitwirkung anderer Personen und der Direktion der Sachen und Personen durch Althoff, so wird der Verfasser gewiß der erste sein, der zugibt, daß dies nur in beschränkter Weise und daher nicht befriedigend der Fall ist. Die beiden Aktionen, bei denen ich mitgewirkt habe (Das höhere Knabenschulwesen, Das höhere Mädchenschulwesen), sind komplizierter und dramatischer verlaufen, als aus dieser Darstellung hervorgeht, und so wird es auch bei anderen Aktionen gewesen sein. Unzweifelhaft aber wird eine Einsicht in die Natur der Gegensätze, in die Charaktere der mitwirkenden Personen innerhalb und außerhalb des Ministeriums, in die Größe der zu überwindenden Widerstände und in die Politik Althoffs erst gewonnen, wenn man die authentischen Zeugnisse selbst sprechen läßt. Zwar besteht der pessimistische Satz zu Recht: „*Historia quo accuratius eo falsius narratur*“, aber er empfängt seine Begrenzung durch das persönliche Wort und die Urkunden. Der Verfasser aber hatte weder die Zeit, sie sämtlich durchzuarbeiten, noch den Raum, auch nur die wichtigsten mitzuteilen. Was tatsächlich durch Althoff geschehen ist, lernt man in sicheren Umrissen hier kennen; wie es unter seiner Leitung geschehen ist, darüber erhält man Andeutungen, deren Ergänzungsbedürftigkeit jeder Leser, vor allem aber jeder Mitarbeiter Althoffs, empfinden wird.

Einen gewissen Ersatz für diesen Mangel bietet, wie bereits angedeutet, das ausführliche Kapitel über den Charakter Althoffs (S. 63—118). Ich stehe nicht an, es vorzüglich zu nennen, obschon auch dieses der Ergänzung bedarf. Es ist liebevoll, ohne Schönfärberei und mit wirklichem Verständnis für diesen hohen und seltenen Charakter entworfen. Gerne sähe man das innere Verhältnis zur Wissenschaft näher ausgeführt. Meines Erachtens bestimmte der „*moderator scientiarum*“ in Althoff, nicht der Kenner, alle sachlichen Beziehungen und Interessen in bezug auf die

Wissenschaften; aber weil er als „moderator“ einen sicheren Sinn für wirkliche Größe und ein nie versagendes Gerechtigkeitsgefühl besaß, ging er auch im Sachlichen und in der Schätzung der Personen meistens den richtigen Weg. Die Direktiven, welche der Staatsmann, der der Überlieferung und den Majoritäten überall Rechnung tragen muß, dem „moderator“ geben mußte, empfand er nicht als etwas Fremdes, weil in seinem Bewußtsein Wissenschafts- und Staatspflege zu einer untrennbaren Einheit verbunden gewesen sind, und weil ihm nichts ferner lag als Neophobie. Wer ihn nicht von vornherein und durchweg als großen, unabhängigen und mutigen **S t a a t s m a n n** würdigt, der muß ihn notwendig vollständig verkennen.

Bis wir die umfassende Althoff-Biographie empfangen — wird sie kommen?, wann wird sie kommen? —, wird dieses Werk gute Dienste tun und das Andenken Althoffs in Kraft erhalten. Es wird diese Dienste aber noch besser erfüllen, wenn sich der Verfasser unter Zustimmung derer, die die geistige Hinterlassenschaft Althoffs verwalten, entschließen würde, das Werk durch einen Band ausgewählter Briefe und Denkschriften zu ergänzen. Aber indem ich diesen Wunsch zum Ausdruck bringe, muß ich mir selbst den Einwurf machen, ob ein solcher Band nicht das größere Werk, auf das wir hoffen, gefährden könnte.

---



## 7.

## Stufen wissenschaftlicher Erkenntnis.

(1930)

Wissenschaft ist die Erkenntnis des Wirklichen zu zweckvollem Handeln. Die Wissenschaft hat ihre Stufen. Die erste, unterste Stufe besteht im Feststellen, Analysieren und im Ordnen. Bedeutende Naturforscher haben versucht, die „reine“ Wissenschaft allein auf diese zu beschränken; aber es will nicht gelingen. Die Organisation unseres Verstandes sowohl als die sich uns aufdrängende Wirklichkeit und der Zusammenhang der Erscheinungen nötigen uns, eine zweite Stufe zu betreten.

Die zweite Stufe ist bezeichnet durch die Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhanges der Dinge. Hier handelt es sich um Zählen, Wägen und Messen, um die Erkenntnisse der Kräfte der Welt, soweit sie sich als quantitative und mechanisch wirkende darstellen. Unser Verstand ist der geborene mathematische Physiker, wie dieser abstrahiert er, rechnet er, wägt er. Zahlreiche große und kleine Gelehrte behaupten nun, in dieser Erkenntnis des Mechanismus der Welt erschöpfe sich die Wissenschaft, aber sie begründe und umschließe zugleich auch eine vollkommene und vollkommen befriedigende Weltanschauung. So sprechen sie von der „Weltanschauung des Naturforschers“, meinen aber zugleich, sie sei die einzig mögliche und haltbare. Doch diese Erkenntnisweise hat ihre Grenzen. Schon die uns umgebende unbelebte Natur drängt uns eine na-

turgeschichtliche Betrachtung auf, die wir nicht mit den Mitteln der dem Mechanismus entsprechenden abstrahierenden Methode zu bestreiten vermögen, und leitet uns zu einer sublimen Metaphysik. Aber das ist nicht die einzige Klippe. In der Welt, die uns umgibt, beobachten wir nicht nur Quantitäten bzw. mechanisch wirkende Kräfte, auch nicht nur eine bunte Fülle von rätselhaften Differenzierungen dieser Kräfte, sondern uns umgibt „Leben“. Wir selbst empfinden und wissen uns als einen Teil dieses „Lebens“, und wir beobachten es als eine Fülle zwar bedingter, aber doch selbständiger Zentren. Für dieses Lebendige ist charakteristisch, daß es sich in Formen darstellt, daß es aus harmonischen Teilen besteht, daß das Ganze stets vor den Teilen da ist, daß jedes eine Welt für sich ist, und alles doch harmonisch ineinander greift, daß jedes sich als Geschlossenes, Letztes gibt, also als Selbstzweck, und alles sich doch gegenseitig bedingt und dabei eine aufsteigende Kette bildet. Versteht man unter reiner Wissenschaft die der zweiten, mechanistischen Stufe eigentümlichen Denkopoperationen, so muß man gestehen, daß dem Leben in seinem letzten Wesen „wissenschaftlich“ überhaupt nicht beizukommen ist.

Aber dem Nachdenken ist das Lebendige nicht verschlossen. Das Leben zu erforschen ist die dritte Stufe der Erkenntnis; hierin war Goethe ein Meister. In der Gegenwart gebührt Uexküll vor allem das bedeutende Verdienst, der Lebensbewegung jeder lebendigen Art nachzugehen, ihre „Welt“ als die diesem Leben eigene Umwelt und Merkwelt zu ermitteln, ferner zu erkennen, wie die große Welt auf jede Spezies wirkt und wie sich jede in der großen Welt zurechtfindet: Jede Gattung und jedes Individuum in dieser Gattung hat seine „Merkwelt“, die ihm „die Welt“ ist. Von hier aus gesehen erscheint das Leben als ein unendlich Vieles von lebendigen Kreisen, deren jeder eine Welt für sich ist. Nicht e i n e Welt steht vor uns, sondern eine Fülle von solchen. Zu ihrer Erkenntnis ist ein Fixieren,

Analysieren und Ordnen nötig, wie auf der ersten Stufe, aber in höherer Betätigung, und es treten hier neue Fragen auf, die Fragen nach dem Passenden und Geeigneten, nach der Idee und nach der Richtung und dem Zweck. Ich möchte nicht mißverstanden werden: Die Wissenschaft, wie ich sie als die der zweiten Stufe kurz berührt habe, kann nur so getrieben werden, wie sie heute getrieben wird, darf sich daher jedes Dreinreden verbitten und muß als Mechanik vollkommen „rein“ erhalten werden. Es soll ihr auch kein Gramm von Sympathie und Bewunderung entzogen werden, jeder Fortschritt ist ihr vielmehr aufs innigste zu wünschen. Allein die Täuschung soll aufhören, als umfasse sie alles Wissenswürdige und vermöge eine vollkommene Welterklärung zu bieten. Es gibt neben ihr ein Wissen von konkret Wirklichem und vom Leben, das halb bewußt, halb unbewußt von jedermann, ja von jedem lebendigen Wesen geübt wird, weil man ohne solches Wissen überhaupt nicht leben kann. Dieses Wissen vom Leben ebenso bewußt zu treiben wie die Mechanik, es im ganzen und im einzelnen zu suchen, durch dieses Wissen die Totalität der Erscheinungen nicht nur zur durchdachten Umwelt des Menschen zu machen, sondern auch ihre Architektur, Richtung, Ideen und Zwecke zu verstehen, ist die Aufgabe der dritten Stufe wissenschaftlicher Erkenntnis.

Die vierte Stufe der Erkenntnis — der dritten sehr nahe verwandt — ist auf die Erkenntnis des Menschen gerichtet. Hier tritt uns der bewußte Geist entgegen mit seinen Ideen, Normen und Werten. Auf dieser Stufe ist die Wissenschaft von der Geschichte gegeben, die mehr ist als Entwicklung der Technik, der Zusammenschlußformen der Menschen oder ihrer Sprache, sie beginnt erst dort, wo die verpflichtende Idee von Normen und Werten aufgeleuchtet ist. In der Geschichte wirken nicht bloß Naturgesetze, in ihr ist der ideebildende, Werte und Normen aufstellende, d. h. Gesetze der Freiheit gebende Geist lebendig.

Diese letzte und höchste Stufe wissenschaftlicher Erkenntnis mündet in die Philosophie ein, die selbst jedoch keine „Wissenschaft“ ist. Philosophie ist eine aristokratische Betätigung und übt eine Synthese, die nicht jedermanns Sache ist. Man möge aber nicht vergessen: Nicht in dem Scheine der Fackeln quantitativ nachzuprüfender Einzelerkenntnisse hat die Menschheit ihren Weg nach aufwärts gefunden, sondern unter der Führung von Männern, die eine Zentralsonne ahnten und den Mut hatten, von der Physik zur Metaphysik, von der Historie zur Methistorie, von der Ethik zur Metethik vorzudringen. Es ist nicht jedermanns Sache, Philosophie zu treiben, und man muß den Standpunkt dessen respektieren, der sie für die eigene Arbeit ablehnt. Aber auch wenn man selbst außerstande ist, sich an der Arbeit der Philosophie zu beteiligen, drängt sich doch aus der Geschichte ihr unvergleichlicher Wert auf, und man verehrt ein Unternehmen, dem man sich selbst nicht gewachsen fühlt.

---





IV.  
AUS DEM WIRKEN  
IN DER  
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN  
UND IN DER  
KAISER WILHELM-GESELLSCHAFT



1.

Antrittsrede in der Preußischen  
Akademie der Wissenschaften.

(1890)

Bevor ich dem Brauche der Akademie folge und Rechenschaft ablege über meine wissenschaftlichen Ziele, spreche ich nochmals meinen Dank aus für die durch die Wahl mir erwiesene Ehre.

Die Geschichte des Christentums und der Kirchen habe ich in Ihrem Kreise zu vertreten, und es erfüllt mich mit hoher Freude, daß Sie, einer alten Tradition folgend, dieser Wissenschaft eine Stelle unter den Disziplinen gegeben haben, mit denen sich die Akademie beschäftigt. Man hat Mosheim mit Recht den Vater der kirchengeschichtlichen Wissenschaft genannt; aber dieser große Gelehrte verdankte das Beste, was er besaß, einem Größeren, Leibniz. Leibniz ist in Wahrheit, wenn auch mittelbar, der Begründer der unparteiischen und kritischen Kirchengeschichtsschreibung, und unsere Akademie folgt auch hier den Anregungen dieses universalen Geistes, indem sie die Beförderung der kirchenhistorischen Forschungen in den Kreis ihrer Aufgaben wieder aufnimmt. Möge es mir vergönnt sein, den Verpflichtungen nachzukommen, welche die Würde des Gegenstandes und die Traditionen der Akademie mir auferlegen! —

Durch eine Preisaufgabe über den Gnostiker Marcion, welche die Universität Dorpat vor zwanzig Jahren stellte, wurde ich zur Geschichte der alten Kirche geführt. Die Aufgabe gehörte zu jenen trefflichen Themen, die zur

genauesten philologischen und kritischen Arbeit zwingen und doch zugleich nötigen, den Blick auf den Zusammenhang der geschichtlichen Erscheinungen zu richten und bedeutende Gesichtspunkte zu gewinnen. Aus einer großen Menge von Fragmenten ist das Bild einer der einflußreichsten Persönlichkeiten der Kirchengeschichte des zweiten Jahrhunderts zu gestalten, und mit einem Schlage sieht sich der Forscher mitten in die zahlreichen und verwickelten Probleme versetzt, welche die Religionsgeschichte des ersten und zweiten Jahrhunderts bietet. Unter der ausgezeichneten Anleitung von Engelhardt's versuchte ich, mich in dieselben einzuarbeiten. Sie bilden noch heute den eigentlichen Gegenstand meiner Untersuchungen. Wenn es mir gelungen ist, Einiges zu ihrer Aufhellung beizutragen, so verdanke ich das dem glücklichen Umstande, daß mir niemals eine andere Aufgabe begehrenswerter oder interessanter erschienen ist.

Die Probleme der Kirchengeschichte des Altertums lassen sich auf ein einziges zurückführen: wie hat sich aus der Predigt des Evangeliums der Katholizismus und die katholische Reichs- und Staatskirche entwickelt? Diese Frage scharf gestellt zu haben, ist das unvergängliche Verdienst F. Chr. Baur's. Aber Baur hat sie nicht nur gestellt, sondern in umfassender Weise selbst zu lösen gesucht. Bei diesem Unternehmen folgte er dem Grundsatz, die Wandlungen, welche das Christentum im zweiten Jahrhundert in Lehre, Verfassung und Kultus erfahren hat, soweit irgend möglich, aus den inneren Spannungen abzuleiten, welche bereits im apostolischen Zeitalter vorhanden waren. Allein er selbst erkannte doch, daß diese Art der Ableitung ihre Grenzen hat, und daß man neben den inneren Spannungen auch die äußeren Zustände ins Auge fassen müsse, um die Entwicklung der christlichen Religion zum Katholizismus zu verstehen. In der Gegenwart ist unter den Forschern darüber kein Zweifel, daß keine der beiden Erklärungen vernachlässigt werden darf; aber über das Maß

ihrer Anwendung herrscht noch kein Einvernehmen. Ich habe mich — anfangs im Anschluß an Ritschl's Forschungen — bemüht, zu zeigen, daß die innerchristlichen Bewegungen des apostolischen Zeitalters nach der Zerstörung Jerusalems wesentlich zur Ruhe gekommen sind, und daß daher die Entwicklungen, welche nun folgten, nicht aus ihnen abgeleitet werden können. Demgemäß suchte ich nachzuweisen, daß die ungeheuren Krisen, welche die neue Religion im zweiten und dritten Jahrhundert erlebt hat, aus der Verflechtung mit der sie umgebenden griechisch-römischen Welt hervorgegangen sind, und daß die neue Ordnung der Kirche auf den Gebieten der Lehre, der Verfassung und des Kultus Kompromisse sind zwischen der evangelischen Verkündigung und der Denkweise und den Institutionen der Antike.

Diese Auffassung ist keineswegs neu; nicht wenige Forscher, vor allem R. R o t h e , haben sie bereits vorgetragen. Ich bin lediglich in die Reihe derer eingetreten, welche versuchen, sie pünktlich im Einzelnen durchzuführen. Mit dem allgemeinen Grundsatz ist wenig erreicht; es gilt vielmehr, alle Erscheinungen des kirchlichen Lebens im Altertum mit den entsprechenden des antiken Lebens zu vergleichen, um ihren Ursprüngen und ihrer Geschichte auf den Grund zu kommen. Der Religionshistoriker nimmt an diesen Untersuchungen einen noch höheren Anteil als der politische Historiker; denn seine oberste Aufgabe ist es, festzustellen, was in der Geschichte der Religion aus ihrem eigenen, ursprünglichen Geiste geflossen ist. Um dieser Aufgabe zu genügen, muß er versuchen, die Elemente kennen zu lernen und zu sondern, welche sich die Religion — in der Regel unter schweren Opfern — lediglich assimiliert hat. Sie hat auch bei diesen Assimilationen ihre Kraft bewiesen; aber man darf die so entstandenen Produkte doch nicht als ihren reinen Ausdruck betrachten.

Die Forschungen in dieser Richtung sind noch in den Anfängen. Im vorigen und in unserem Jahrhundert ist viel



Talent und viel Geist auf die Geschichte der Kirche im Altertum verwendet worden; aber verhältnismäßig wenig planvolle historisch-philologische Arbeit. Die Durchforschung der patristischen Literatur hat seit den Tagen der gelehrten Benediktiner und Jansenisten nur in bezug auf das zweite Jahrhundert und die lateinischen Schriftsteller erhebliche Fortschritte gemacht. Noch immer gleichen weite Strecken dieser Literatur nicht einem gepflegten Garten, sondern einem Urwalde, den man sich zu betreten scheut. Und doch sind die Schriften der Kirchenväter Quellen der Nationalliteraturen der Romanen, Germanen und Slaven und das Mittelglied zwischen der antiken und der mittelalterlichen Literatur. Nicht viel günstiger steht es in bezug auf die Geschichte der kirchlichen Institutionen. Zwar ist die Entstehungsgeschichte des Neuen Testaments mit vielem Fleiß untersucht worden, und an der Aufhellung der Geschichte der Dogmen hat man seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ununterbrochen gearbeitet. Allein eine Geschichte der kirchlichen Verfassung im Zusammenhang mit der allgemeinen Verfassungsgeschichte fehlt uns noch, und ebenso fehlt uns eine kritische und vergleichende Geschichte des kirchlichen Kultus, sowie eine Geschichte der sozialen Wirkungen des Christentums. Auf diesen Gebieten hat man eben erst damit begonnen, die ausgezeichneten Fortschritte, welche die Erforschung der römischen Kaiser- und Religionsgeschichte gemacht hat, für die Kirchengeschichte zu verwerten.

Der Zaun, welcher früher das Feld der Kirchengeschichte von dem Felde der allgemeinen Geschichte getrennt hat, ist niedergerissen. Für die Bearbeitung beider Gebiete bedeutet der begonnene Austausch die höchste Förderung; er stellt auch neue Aufgaben. Wenn es aber den Kirchenhistorikern in der Gegenwart möglich ist, sich außerhalb ihrer eigenen Grenzen auf den Gebieten der römischen Kaisergeschichte und der antiken Philosophie zurechtzufinden, so verdanken sie das in erster Linie der Lebens-

arbeit zweier Männer, welche unsere Akademie zu den ihrigen zu zählen das Glück hat. Es ist mir ein Bedürfnis, an dem heutigen Tage meinen besonderen Dank Herrn M o m m s e n und Herrn Z e l l e r auszusprechen, und ich weiß, daß alle meine Fachgenossen in diesem Danke mit mir übereinstimmen.

Mein Lehrauftrag an der Universität verpflichtet mich, über das gesamte Gebiet der Kirchengeschichte Vorlesungen zu halten. Es ist für den Einzelnen schlechterdings unmöglich, sich hier überall selbständige Kenntnisse zu erwerben oder auch nur dem Gang der Forschung pünktlich zu folgen. Zwar empfinde ich die Forderung, immer wieder den Blick auf das Ganze zu richten und die verschiedenen Entwicklungen in den verschiedenen Epochen zu verfolgen, als einen heilsamen Zwang; aber das Gefühl des Unvermögens gegenüber dem Umfang der Aufgabe ist oft genug drückend. Deshalb schätze ich meine Aufnahme in die Akademie als ein Glück, weil sie es mir ermöglichen wird, eine Fülle von Belehrung über die der Kirchengeschichte verwandten Disziplinen — auch in bezug auf das Mittelalter und die Neuzeit — in willkommenster Weise einzusammeln.

*Theodor Mommsen,*  
*als Sekretar der philosophisch-historischen Klasse,*  
*erwiderte:*

*Ich darf heute der Freude Ausdruck geben, daß es uns gestattet ist, den Verfasser der Dogmengeschichte des Christentums den unsrigen zu nennen, den Mann, welcher die Entwicklung des orientalischen Wunderkeimes zur weltgeschichtlichen, die Geister durch zwanzig Jahrhunderte bald befangenden, bald befreienden Universalreligion uns erschlossen, uns von Christus und Paulus zu Origenes und Augustinus und Luther geführt hat, welcher uns gelehrt hat, die Macht und die Wirkung des Christentums nicht lediglich in seinem Sprossen zu er-*

*kennen, sondern ebenso sehr in seiner Verzweigung und Verüstung. Freilich, die zufälligen Schranken, welche zwischen Theologie und Philosophie und Geschichte die Fakultätsorthodoxie zu gegenseitigem Schaden aufgerichtet hatte, schwinden hüben wie drüben mehr und mehr vor der mächtig vordrängenden rechten Wissenschaft; unsere Akademie aber darf mit Stolz darauf hinweisen, daß wir sie nie anerkannt haben, und daß in dem Kreise, den Leibniz gezogen hat, für die freie Forschung von je her Raum gewesen ist. In wie hohem Grade gerade Ihre Studien, Herr Harnack, ergänzend und belebend in diejenige Geschichtsforschung eingreifen, welche uns die Gegenwart verständlich macht, wie die griechisch-römische Zivilisation eben durch ihre meistens gegensätzliche Verschmelzung mit dem im Orient wurzelnden Christenglauben zu einem notwendigen Bestandteil der heutigen geworden ist, das mit einem Wort zu bezeichnen muß heute genügen; Ihre und meine und vieler anderer, die da waren und sind und sein werden, Lebensarbeit ist es, diesem in seiner vollen Höhe unerreichbaren Ziel näher und näher zu kommen. Aber einen der vielen Momente, um deren willen wir Sie mit besonderer Freude als unseren Genossen begrüßen, gestatten Sie mir heute noch besonders zum Ausdruck zu bringen. Ich meine Ihre Gabe, jüngere Genossen zu fruchtbarer Arbeitsgemeinschaft zu gewinnen und bei derjenigen Organisation, welche die heutige Wissenschaft vor allem bedarf, als Führer aufzutreten. Sie empfinden es, daß die Aufgabe des rechten Akademikers eine andere und eine höhere ist, als sich Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu nennen und statt des bescheidenen Oktavformats unserer Zeitschriften im vornehmen Quart gedruckt zu werden. Auch die Wissenschaft hat ihr soziales Problem; wie der Großstaat und die Großindustrie, so ist die Großwissenschaft, die nicht von Einem geleistet, aber von Einem geleitet wird, ein notwendiges Element unserer*

*Kulturentwicklung, und deren rechte Träger sind die Akademien oder sollten es sein. Als einzelner Mann haben Sie in dieser Richtung getan, was wenige Ihnen nachtun werden. Jetzt sind Sie berufen, dies im größeren Verhältnisse weiterzuführen; und die wenigen Monate, seit sie uns angehören, haben uns gezeigt, daß Sie es können, und daß Sie es wollen. Freilich hängt dies nicht allein von Ihnen und auch nicht allein von uns ab. Die Großwissenschaft braucht Betriebskapital wie die Großindustrie, und wenn dies versagt, so ist die Akademie eben ornamental, und müssen wir es uns gefallen lassen, von dem Publikum als Dekoration angesehen und als überflüssig betrachtet zu werden. Wir müssen es hinnehmen, aber es wird uns dies nicht leicht. Wenn der Soldat nichts leistet, so fragt man nicht viel danach, ob das Pulver gefehlt hat, oder der Mann versagt hat; ihm bleibt im ersteren Fall neben dem schmerzlichen Gefühl des vergeblichen Beginnens noch der bittere Eindruck des unverdienten Tadels.*

---

2.

Adresse an Herrn Leopold Delisle  
zur Feier seines fünfzigjährigen Jubiläums  
als Mitglied der Académie des Inscriptions  
et Belles-Lettres am 6. Dezember 1907.

Hochgeehrter Herr!

Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften bringt Ihnen zu dem heutigen Tage ihre aufrichtigen und warmen Glückwünsche. Sie freut sich, zugleich daran erinnern zu dürfen, daß in diesem Jahre vierzig Jahre verflossen sind, seit die Akademie die Ehre hatte, Sie unter ihre Mitglieder aufzunehmen, und sechzig Jahre, seit Ihre erste Arbeit erschienen ist. In diesen sechzig Jahren hat die Geschichtswissenschaft auf allen Linien gewaltige Fortschritte gemacht, die bedeutendsten aber in den Disziplinen, die man „die geschichtlichen Hilfswissenschaften“ nennt, die aber in Wahrheit die Fundamente der Geschichtskunde bilden. Auf dem Grunde, den Sc al i g e r , M o n t f a u c o n und M a b i l l o n gelegt haben, ist ein stolzer Bau errichtet worden, und die Wissenschaft hat in unermüdlicher Arbeit aus Kleinem und Kleinstem Größtes geschaffen und in Formen und Formeln das Leben selbst wiedererkannt.

In dieser Arbeit stehen Sie, hochgeehrter Herr, nun schon seit zwei Menschenaltern führend und ausführend als der anerkannte Meister. Wer die Fülle der nahezu zweitausend Publikationen überschaut, in denen Sie Ihre Untersuchungen niedergelegt haben, der muß annehmen, daß nicht sowohl ein einzelner als eine ganze Schule von Gelehrten



diese Werke hervorgebracht hat. Aber Sie wollten zeigen, was der einzelne vermag, wenn er sich ganz seiner Aufgabe hingibt, und wollten beweisen, daß uns die Geschichte keinen Stein hinterlassen hat, aus dem man nicht Funken schlagen kann, wenn man nur das richtige Instrument in Händen hat. Sie besitzen es, und so sind Sie von Urkunde zu Urkunde und von Buch zu Buch gegangen — Kirchliches und Weltliches, Form und Inhalt, Schrift und Beischrift, Tatbestand und Überlieferungsgeschichte gleichmäßig würdigend — und haben allem eine Sprache gegeben und jede literarische Reliquie gezwungen, Rede und Antwort zu stehen und das Leben zu bezeugen, aus dem sie geflossen ist. Das späte Altertum und das frühe Mittelalter haben Sie als Entdecker, als Sammler und als Forscher in ungeahnter Weise erhellt und darüber hinaus die Geschichte der literarischen Tradition durch die Jahrhunderte bis zur Gegenwart mit eminentem Scharfsinn verfolgt und aufgeklärt.

Jahrzehnte hindurch haben Sie diese Arbeit geleistet, indem Sie zugleich die *Bibliothèque Nationale* als Direktor leiteten. In dieser Eigenschaft sind Sie nicht nur für Frankreich, sondern für alle Kulturländer der große Bibliothekar gewesen und werden es bleiben. Wir Deutsche verehren in *Lessing* den Mann, der in unserem Vaterlande das hohe Muster dafür aufgestellt hat, wie die Handschriften- und Bücherschätze durch den Bibliothekar verwaltet und bearbeitet werden sollen. Sie haben sich neben ihn gestellt, das Ideal in der Ihnen kongenialen Weise verwirklicht — welche Fülle von Licht aus der Geschichte der Bibliotheken auf die allgemeine Geschichte fällt, haben Sie uns gelehrt! — und dabei das Glück genossen, in einem langen, der Wissenschaft gewidmeten Leben das ausführen und vollenden zu dürfen, was dem Jüngling und Mann als Aufgabe vorgeschwebt hat.

Aber noch ist die Ernte nicht abgeschlossen. Indem wir Ihnen in Verehrung und Bewunderung zu der durchmes-

218 IV. Akademie der Wissensch. Kaiser Wilhelm-Gesellschaft.

senen Laufbahn Glück wünschen, hoffen wir, daß Ihnen noch lange die Kraft und Frische erhalten bleibt, die Sie in den Stand gesetzt hat, so Großes zu leisten.

Die Königlich Preußische Akademie der  
Wissenschaften.

---

3.

Adresse zur Fünfhundertjahrfeier  
der Universität Leipzig.

(1909)

Zu ihrer Semi-Millennarfeier bringt der Leipziger Universität die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften ihre wärmsten Glückwünsche dar.

Zählt auch die Wissenschaft selbst ihr Alter nach Jahrtausenden, die sie in ununterbrochenem und sicherem Gange durchmessen hat, so ist es doch nur wenigen Universitäten bisher vergönnt gewesen, die Schwelle eines halben Jahrtausends zu überschreiten, und nicht für alle, die dieses Alter erreicht haben, bedeutete die lange Dauer freudigen Aufstieg und stetes Wachstum. Aber die Geschichte der Alma Mater Lipsiensis ist eine Geschichte sich entwickelnder und ausbreitender Kraft. Nicht nur die Verheißung hat sich an ihr erfüllt: „Dein Alter sei wie Deine Jugend“, sondern das Licht ihres Morgens wird durch die Sonne ihres Mittags weit überstrahlt. Aus kleinen Anfängen, die aber schon ihre zukünftige Bedeutung ahnen lassen, ist sie im 19. Jahrhundert nicht nur eine der ersten deutschen Universitäten, sondern auch eine Welt-Universität geworden, hat in mehr als einer Disziplin Jahrzehnte hindurch die Führung gehabt, hat in ihren Lehrinstituten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Schwester-Universitäten ein hohes Vorbild gegeben und ist heute an ihrem Jubeltage durch die Kraft und den Glanz ihrer Lehrer und durch

die Zahl und den Eifer ihrer Schüler das Juwel in der Krone Sachsens und der Stolz des deutschen Volks.

Unterstützt durch die beneidenswerte Verbindung mit dem Mittelpunkt des deutschen Buchhandels, steht die Leipziger Universität in lebendigstem Verkehr mit den Stätten der Wissenschaft in der ganzen Welt. An diesen Beziehungen nimmt auch die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften dankbar und freudig teil. Zwar sind für sie diese Beziehungen nicht älter als ein Jahrhundert; denn für die fridericianische Akademie war der Weg von Berlin nach Leipzig weiter als der nach Paris, und die Societät Friedrichs I. sah sich nur durch ihr Mitglied *G o t t s c h e d* mit dem Leipziger Musensitze verbunden. Die Akademie wird es aber niemals vergessen, daß ihr Stifter *L e i b n i z* ein Leipziger gewesen ist, und daß sie durch ihn neben den großen wissenschaftlichen Aufgaben auch die hohe Pflicht, mit der Wissenschaft dem Vaterlande zu dienen, empfangen hat. Sobald die fridericianische Akademie zu einer deutschen wurde, hat sie auch den Weg zu den neu aufblühenden deutschen Universitäten gefunden und weiß sich seitdem mit ihnen aufs festeste verbunden. In bezug auf die Leipziger Universität bezeichnet die Wahl von *R o s e n m ü l l e r*, dem Orientalisten, und *G o t t f r i e d H e r m a n n*, dem Philologen, noch vor den Tagen der großen Völkerschlacht den grundlegenden Anfang der Arbeitsgemeinschaft. Seitdem hat die Preußische Akademie die Ehre gehabt, eine große Anzahl der Gelehrten der Alma Mater Lipsiensis zu ihren Mitgliedern zu zählen. *W e b e r* und *F e c h n e r*, *F l e i s c h e r*, *R i t s c h l* und *G e o r g C u r t i u s*, *L u d w i g* und *L e u c k a r t* — um nur diese Namen zu nennen — durfte sie zu den ihrigen rechnen. Aber mit besonderem Danke gedenkt sie an dem heutigen Tage zweier Männer, deren sich auch Leipzig mit Stolz erinnert — *H a u p t* und *M o m m s e n*. Was sie der Wissenschaft bedeuten, und was insonderheit *M o m m s e n* geschaffen hat, das rühmt die Welt; aber wie sie als aufrechte Män-

ner in trüben Tagen echten Vaterlandssinn bewährt haben, das steht in den Annalen der Leipziger Universität geschrieben, und wie sie in demselben hochgemuteten Sinn als Sekretare die Preußische Akademie zu Berlin geleitet haben, das verkünden die Blätter unserer Geschichte. Leibniz, Haupt und Mommsen — diese drei Namen sind Ihnen, hochgeehrte Herren, so teuer wie uns, und ihr gemeinsamer Besitz schlingt ein starkes Band der Erinnerung und der Kraft um die wissenschaftlichen Gemeinwesen, denen wir angehören! Mögen die hohen Güter und Ideale, für welche diese Männer gewirkt haben, das unverlierbare Erbe der Alma Mater Lipsiensis bleiben, mögen sie, während die Welt sich wandelt, und die Wissenschaft immer neuen Aufgaben zueilt, die sicheren Leitsterne auf noch unbekanntem Pfaden sein, und mögen die Schüler, welche von Ihnen ausgehen, durch Charakter und Wissen ausgezeichnet, die Lehre und den Ruhm der Universität in unserem Vaterlande und weit über seine Grenzen hinaus bis in ferne Zeiten verbreiten!

Die Königlich Preußische Akademie der  
Wissenschaften.

---



4.

Die goldenen Jubiläen  
in der Königlichen Akademie der Wissenschaften.

Ein Beitrag zur Geschichte der Akademie.

(1915)

Herr v o n A u w e r s, den wir im Januar d. J. zu Grabe geleitet haben, hat der Akademie seit dem 18. August 1866 als ordentliches Mitglied angehört; er zählte noch nicht volle dreißig Jahre, als er in sie eintrat. Durch seinen Tod hat die Akademie nicht nur einen großen Gelehrten und das Mitglied verloren, welches sich in dem letzten Menschenalter um die innere Entwicklung, die Organisation und die Leitung der Akademie das bedeutendste Verdienst erworben hat, sondern sie vermißt in ihm auch den lebendigen Zeugen einer Tradition, die durch ihn bis zu den Tagen B ö c k h s und B e k k e r s hinaufreichte. Mit diesen Männern, die in der Zeit der Freiheitskriege in die Akademie eingetreten waren, hat er in den Sitzungen noch Zwiesprache halten können. Sein Vorgänger in der astronomischen Fachstelle war E n c k e, der am 21. Juni 1825 in die Akademie aufgenommen worden war. Fast 90 Jahre hindurch ist diese Fachstelle von den beiden Gelehrten allein bekleidet worden! Wie Encke, voll ernster Würde, in seiner Zeit in der Akademie als der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht galt, so waren wir gewohnt, Herrn von Auwers als den unbewegten Beweger der Akademie

zu verehren, und sahen seinem goldenen Jubiläum am 18. August 1916 dankbar entgegen.

Es ist anders gekommen; Herr von Auwers hat dies Jubiläum nicht mehr feiern können. Ist es überhaupt jemals in der Akademie gefeiert worden? Die Frage hat doch nicht nur ein „statistisches“ Interesse. Das innere Leben und die Entwicklung jeder Körperschaft wird von der Zusammensetzung ihrer Mitglieder in bezug auf Jugend und Alter durchgreifend bestimmt, und hier kommt nicht nur das Lebensalter in Betracht, sondern auch die Länge der Mitgliedschaft; denn die Wirksamkeit der lebendigen Tradition ist noch stärker von dieser abhängig als von jenem. Gewiß ist es dabei einigermaßen willkürlich, den Maßstab von 50 Jahren aufzustellen, und wichtiger ist in Hinblick auf die Zusammensetzung die Frage, wie groß der Prozentsatz derer ist, die mehr als 10 Jahre der Akademie angehören (zur Zeit bilden sie nur die Hälfte, und nur 10 Mitglieder von mehr als 60 gehören der Akademie länger als 25 Jahre an) — aber wir sind nun einmal auch sonst an solche Maßstäbe gebunden, und zugleich erscheint es als eine Ehrenpflicht, einmal der Jubilare und ihres Wirkens in der Akademie zu gedenken. Ist es doch, wie man gesagt hat, ein gewisses Verdienst, alt zu werden; aber auch, wenn man das bezweifelt, so kann die Geschichte einer Körperschaft an den Alten nicht vorübergehen, da selbst die weniger Bedeutenden unter ihnen schon durch die lange Dauer ihrer Mitgliedschaft den Charakter der Körperschaft mitbestimmen haben. Es finden sich aber gerade unter den Jubilaren sehr berühmte Mitglieder der Akademie; nicht nur, weil, wie ein Skeptischer gesagt hat, ein langes Leben häufig die wichtigste Voraussetzung des Ruhmes ist, sondern weil sie wirklich bedeutend gewesen sind.

Das goldene Jubiläum ist innerhalb der Akademie seit ihrer Gründung im Jahre 1700 z e h n m a l gefeiert worden. Gefeiert haben es im Jahre 1777 P o t t, im Jahre 1794

Formey, im Jahre 1800 Merian, im Jahre 1821 Gerhard, im Jahre 1848 Gruson, im Jahre 1850 A. von Humboldt, im Jahre 1861 von Savigny, im Jahre 1864 Böckh, im Jahre 1865 Bekker, im Jahre 1882 Ranke. Hinzurechnen kann man auch noch Mommsen; denn wenn er der Akademie als ordentliches Mitglied auch nur 45 Jahre angehört hat, so war er doch schon vorher 5 Jahre Korrespondent gewesen; als er im Jahre 1903 starb, war er also gerade 50 Jahre mit der Akademie verbunden. Von allen diesen Jubilaren der Akademie hat nur Ranke das 90. Lebensjahr überschritten; A. von Humboldt und Gruson sind im 90. Jahr gestorben. Auch sonst ist mir kein Mitglied außer Ranke bekannt, das über 90 Jahre alt geworden wäre. Der Spruch: „Wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre“, hat sich auch hier bewahrheitet.

Im folgenden sind die Jubilare nach der Zeitdauer ihrer Mitgliedschaft angeführt. Indem ich, ihre wissenschaftliche Bedeutung anlangend, auf die „Geschichte der Akademie“ verweise, beschränke ich mich hier darauf, die Bedeutung der einzelnen für die innere Geschichte der Akademie kurz anzugeben.

1. Gruson (angewandte Mathematik), geb. 2. Februar 1768, aufg. 6. Februar 1798 (in der zum Glück kurzen Periode, in welcher die Akademie dem Nützlichkeitsstreben der Aufklärung dienen sollte), gest. 16. November 1857. Er hat der Akademie somit fast 60 Jahre angehört! Schon im Jahre 1837 wurde er der Senior der Akademie und blieb es 20 Jahre lang. Wie in der Wissenschaft, so ist er auch im inneren Leben der Akademie kaum hervorgetreten. Nur selten begegnet man seinem Namen in akademischen Kommissionen. Herr du Bois-Reymond, der noch 7 Jahre mit ihm in der Akademie zusammengesessen hat, vermochte mir nichts über ihn zu berichten.

2. A. v o n H u m b o l d t , geb. 14. September 1769, aufg. 4. August 1800, gest. 6. Mai 1859. Er hat der Akademie also fast 59 Jahre angehört, lebte aber zeitweilig in Paris. Für die große Neuorganisation der Akademie am Anfang des vorigen Jahrhunderts war sein Einfluß sehr bedeutend, wenn er auch nicht ihre bewegende Seele war. In zahlreichen Briefen hat er seinen Bruder Wilhelm hier beraten. Seine größte Bedeutung liegt in seinem universalen wissenschaftlichen Wirken, ferner darin, daß er die Wissenschaft, vor allem die Naturwissenschaft, und damit auch die Akademie zum gebührenden Ansehen bei den Hochmögenden gebracht hat; endlich darin, daß er unermüdlich war, für die Akademie und Universität hervorragende Mitglieder zu gewinnen. Es ist vorübergehend daran gedacht worden, ihn zum Präsidenten der Akademie zu machen; aber die Akademie gab sich eine Verfassung, die die Präsidentenwürde ausschloß.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen — Abergläubische sprechen von einer „Duplizität der Ereignisse“ — daß die beiden Mitglieder, die der Akademie am längsten angehört haben, genaue Zeitgenossen waren. Welche Zeiträume verbinden sie! Die Gedächtnisrede auf Formey, der die friderizianische Akademie als Mitglied entstehen sah (s. u.), war eben verklungen, als sie eintraten, und die grundlegenden Arbeiten Mommsens haben sie noch erlebt!

3. M e r i a n , geb. 28. September 1723, aufg. 9. April 1750, gest. 12. Februar 1807. Er hat der Akademie fast 57 Jahre angehört. Jeder Verein braucht mindestens ein Mitglied, in welchem sich der Vereinsgedanke gleichsam verkörpert, und dessen ganzes Interesse in der Sorge für den gemeinsamen Zweck aufgeht. In unseren Tagen war es von Auwers, in der langen Zeit von 1770—1807 war es Merian. Nach Maupertuis hat Merian die fridericianische Akademie, soweit der König sie nicht selbst leitete, im Geiste Maupertuis' regiert. Er besaß schon als Schwie-

gersohn Jordans, des geliebten Freundes des Königs, das Vertrauen des Monarchen im höchsten Maße und hat es nie mißbraucht. Als der König gestorben war, hat der alternde Mann in der fast diktatorischen Leitung der Akademie noch 20 Jahre lang zahlreiche Beweise seiner Frische, ja auch einer gewissen Fähigkeit, den Bedürfnissen einer neuen Zeit entgegenzukommen, gegeben. Sein Ideal blieb freilich die alte französische Akademie Friedrichs, wie sein wissenschaftlicher Horizont von dem Gegensatz Newton-Maupertuis einerseits und Leibniz-Wolff andererseits bestimmt blieb. Aber er war doch von der Reformbedürftigkeit der Akademie überzeugt, arbeitete selbst Reformpläne aus und hat die überstürzten Projekte Hertzbergs mit Fug bekämpft. Sein wissenschaftliches Ideal, das des Universalgelehrten im Sinne des 18. Jahrhunderts in französischem Gewande, sah er dahinfliegen, desgleichen sein philosophisches Ideal — „L'Eclecticisme est la seule secte ou non-secte, qui doive respirer dans une académie“ — der Kantischen Philosophie prophezeite er im Jahre 1797, „sie werde in einiger Zeit wahrscheinlich ebenso vergessen sein wie jetzt die Wolffsche“; aber den deutschen Aufklärern in der Akademie war er durch Freiheit, Umsicht und Elastizität des Geistes überlegen, und wenn er auch die neue Zeit nicht mit heraufgeführt hat, so war er doch nicht, wie jene, das Hemmnis. Bis zuletzt hat dieser kluge und kenntnisreiche Schweizer die Akademie nach außen würdig vertreten und im Innern unter den schwierigsten Umständen widerstrebende Richtungen zusammengehalten. Hoch muß ihm angerechnet werden, daß der greise Mann im Jahre 1805 für Fichtes Aufnahme gestimmt hat: „Die philosophische Klasse kann nichts dadurch verlieren, wenn Philosophen von verschiedenen Meinungen darin existieren.“

4. B e k k e r , geb. 21. Mai 1785, aufg. 3. Mai 1815, gest. 6. Juni 1871. Er hat der Akademie etwas über 56 Jahre angehört. Der schweigsame Meister der Edition klassischer



Schriftwerke ist auch im inneren Leben der Akademie ein Schweigsamer gewesen, aber sein Name ist mit den großen Leistungen der Akademie auf dem philologischen Gebiet im vorigen Jahrhundert für immer verbunden.

5. P o t t , geb. 1692, aufg. 30. März 1722, gest. 29. März 1777. Er hat der Akademie 55 Jahre angehört. Dieser namhafte Chemiker, der Erforscher der Natur des Porzellans und Begründer der keramischen Pyrochemie, hat 18 Jahre hindurch das Elend der Sozietät Friedrich Wilhelms I. durchlebt, um dann noch 37 Jahre der friderizianischen Akademie anzugehören. Von den Franzosen in der Akademie zurückgedrängt und daher an ihrem inneren Leben wenig teilnehmend, hat er seiner Arbeit gelebt und die stolze Reihe bedeutender Chemiker in der Akademie begründet — jedoch im Kampfe mit dem jüngeren angesehenen Chemiker Markgraff.

6. R a n k e , geb. 21. Dezember 1795, aufg. 13. Februar 1832, gest. 23. Mai 1886. Er hat der Akademie 54 Jahre angehört. Gemeinsame Arbeiten mit anderen zu übernehmen und einen wissenschaftlichen Großbetrieb einzurichten, lag Ranke nicht nahe. In der Akademie unterließ er es; außerhalb derselben verdankt ihm die Münchener Historische Kommission das meiste. Im inneren Leben der Akademie ist der bedeutendste Universalhistoriker, den Deutschland besessen hat, wenig hervorgetreten.

7. B ö c k h , geb. 24. November 1785, aufg. 14. Mai 1814, gest. 3. August 1867. Er hat der Akademie 53 Jahre angehört. Was er der Akademie gewesen ist, als Mitglied und als Sekretar (von 1834—1861), der die Traditionen Schleiermachers und W. v. Humboldts fortsetzte, das lebt noch im Gedächtnis der Akademie. Er war der geistige Leiter der Körperschaft in den Tagen Friedrich Wilhelms IV. und hat sie mit Meisterschaft — auch in ihren ökonomischen Angelegenheiten — gelenkt.

8. **Formey**, geb. 31. Mai 1711, aufg. 1744, gest. 8. März 1797. Auch er hat, wie Böckh, der Akademie 53 Jahre angehört, aber das Amt eines beständigen Sekretars nicht nur 27 Jahre, sondern von 1748—1797, also 49 Jahre lang bekleidet! „Geleitet“ freilich hat Formey die Akademie niemals, dazu war er zu unbedeutend; aber er hat den verstorbenen Mitgliedern mehr als 40 „Eloges“ gehalten, denn als formgewandter Franzose vermochte er über alles zu sprechen und zu schreiben. Mit Euler und Lambert wetteiferte er außerdem in literarischer Fruchtbarkeit, ja er übertraf sie noch weit; aber von dieser ganzen überwältigenden Produktion des gewandten Popularphilosophen, der tief unter Merian stand, ist nichts nachgeblieben. Wirkliche Größe hat er auf keinem wissenschaftlichen Gebiete zu empfinden vermocht, wie seine „Eloges“ beweisen, und sein großes Vorbild, Fontenelle, hat er nicht im entferntesten erreicht. Der Einfluß dieses subalternen, unzuverlässigen und eitlen Mannes auf das innere Leben der Akademie konnte nur ein ungünstiger sein. Zum Glück begnügte er sich mit dem Schein des Einflusses und der Macht und mit den Schmeicheleien des Auslandes.

9. **C. A. Gerhard**, geb. 26. Februar 1738, aufg. 23. September 1768, gest. 9. März 1821. Er hat der Akademie 52 Jahre angehört. Ursprünglich Mediziner, dann Mineralog nicht ohne Verdienste, ist er dasjenige deutsche Mitglied der fridericianischen Akademie, welches den ganzen Umschwung der Zeiten und die große Neuorganisation der Akademie in deutschem Geiste erlebt und sich auch an ihr beteiligt hat. Noch in hohem Alter hat er in der neuen Akademie als Mitglied eines finanziellen Ausschusses an den Geschäften der Akademie teilgenommen.

10. **von Savigny**, geb. 21. Februar 1779, aufg. 29. April 1811, gest. 25. Oktober 1861. Er hat der Akademie 50 Jahre angehört. Was er der Akademie — mit W. von Humboldt, Schleiermacher, Niebuhr usw. zusammen arbei-

tend — in den großen Tagen des Umschwungs, und was er ihr für die gemeinsamen Arbeitsaufgaben, tätig bis zuletzt, geleistet hat, bedarf keiner Erinnerung. Auch mit dem Namen der Brüder Grimm bleibt der seinige in der Akademie für immer verknüpft.

Nach Savigny findet, wie oben bemerkt, **M o m m s e n** hier seine Stelle, dessen akademisches Wirken auch 50 Jahre beträgt. Dankbar rechnen wir auch ihn zu den goldenen Jubilaren, denn schon als Korrespondent war er für sie tätiger als manches ordentliche Mitglied.

**Herr v o n A u w e r s**, der fast 49 Jahre der unsrige war, reiht sich dieser Schar von Jubilaren nun an, zusammen mit **E h r e n b e r g**, der volle 49 Jahre der Akademie angehört hat (gest. 27. Juni 1876), und mit **K i r c h h o f f**, der 48 Jahre unser Mitglied gewesen ist. Unsere Verehrung richtet sich nicht auf die Jahre; aber wenn sich große Verdienste über einen Zeitraum von vielen Jahrzehnten erstrecken, soll auch die Verehrung eine besondere Dauer erhalten, ja sie soll niemals erlöschen. **F o r m e y** aber, der aus der Reihe der übrigen herausfällt, hat selbst dafür gesorgt, daß er nicht vergessen wird; denn als Chronist der älteren Sozietät und der friderizianischen Akademie hat er ein unentbehrliches Material für die Geschichte der Körperschaft im 18. Jahrhundert geboten.

---

5.

Die Berliner Akademie der Wissenschaften  
im Zeitalter Friedrichs des Großen  
und die Schweiz.

(1923)

Die im Jahre 1700 zu Berlin vom König *Friedrich I.* gestiftete „Sozietät der Wissenschaften“, der der Philosoph *Leibniz* die höchsten Ziele gesteckt hatte, verkümmerte schnell; aber *Friedrich der Große* reorganisierte sie bereits am Anfang seiner Regierung, verwandelte sie in die „Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres“ und sorgte dafür, daß sie mit ausgezeichneten Gelehrten besetzt wurde. Bald genoß sie ein europäisches Ansehen; aber sie wurde, wie schon ihr Name zeigt, eine halbfranzösische Akademie; ihr erster Präsident, der berühmte Naturforscher *Maupertuis*, war ein des Deutschen unkundiger Franzose; ihre „Mémoires“ erschienen in französischer Sprache, ein Drittel ihrer Mitglieder waren geborene Franzosen oder Franzosen aus der Berliner Kolonie, und nach *Maupertuis'* Tode wurde *d'Alembert* in Paris der heimliche Präsident der Akademie, mit dem der große König brieflich alles besprach.

Dennoch war die Akademie kein „Fremdkörper“ in Deutschland, vielmehr erhielt sie eine schwer zu überschätzende Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Kultur und Wissenschaft, denn sie wurde die Zentralstelle jener *Aufklärung*, die der Forderung der Zeit entsprach. Die Wissenschaft wurde durch die Preußische Akademie

aus den engen und verstaubten Formen, in denen sie auf den deutschen Universitäten ein kümmerliches Dasein hatte, in das öffentliche Leben herausgeführt; die Philosophie *Leibnizens* und *Newtons* wurde in den Mittelpunkt gerückt; eine freie und anziehende Darstellung aller wissenschaftlichen Probleme wurde geboten; der finstere Geist des Mittelalters wurde verbannt und die höchste Toleranz geübt: ein Jeder konnte sich hier zu Gehör bringen, mochte er Naturforscher oder Prediger sein und welche Weltanschauung auch immer vortragen, wenn er nur mit hellen Gründen und mit Geschmack seine Lehren verteidigte und sein Publikum auf eine höhere Stufe zu heben bestrebt war. Es war der Geist Friedrichs des Großen, der sich in der Akademie verkörperte und die Nation auf die herrliche Periode vorbereitete, die ihr durch *Kant*, *Goethe*, *Humboldt*, die *Klassiker* und die *Romantische Schule* werden sollte.

Diese Vorbereitung aber konnten die Franzosen an der Akademie und die französisch geschriebenen „Mémoires“ nur indirekt leisten; alles kam darauf an, daß der König auch Gelehrte gewann, die in *deutscher* Sprache die neuen Ideen und die modernen wissenschaftlichen Methoden eindringlich darzustellen vermochten. Wirklich gelang es ihm, einige hervorragende Deutsche der Akademie zuzuführen, aber ihnen fehlte in der Regel die Fühlung mit den Franzosen. *Da war es die deutsche Schweiz, die den Absichten des Königs zu Hilfe kam.* Mit scharfem Auge erkannte der französische Präsident der Akademie, *Maupertuis*, daß sie die beste Hilfe gewähren könne. Das geistige und wissenschaftliche Leben war damals in Zürich und Basel auf einer hohen Stufe, und so wurden im Laufe von 25 Jahren nicht weniger als *elf* Schweizer nach Berlin an die Akademie gezogen, nämlich *Euler sen.* (1741), *Beguelin* (1747), *Pas-savant* (1748), *Merian* (1750), *Sulzer* (1750), *Euler jun.* (1754), *Huber* (1756), *de Catt* (1760), *J. Bernoulli* (1764), *Lambert* (1765), *Weguelin* (1766). Von ihnen bedeuteten



*Passavant, Huber, J. Bernoulli* und *Euler jun.* wenig (die beiden letzten wurden bereits im Alter von 19 Jahren Akademiker!); denn teils waren sie ihrer Aufgabe nicht vollkommen gewachsen, teils verließen sie Berlin bald wieder. Allein die sieben anderen haben, ein Jeder in eigentümlicher Weise, den Geist der Akademie bestimmt und die hohen Aufgaben erfüllt, die ihr in jener Periode gestellt waren.

*Euler sen.* war der größte und fruchtbarste Mathematiker, den das 18. Jahrhundert besessen hat; was er für die Ausbildung der Mechanik getan hat, bezeichnet nur einen sehr kleinen Teil der mathematischen Riesenarbeit, die er geleistet. Allein in den „Mémoires“ der Berliner Akademie stehen 121, z. T. sehr umfangreiche Abhandlungen (im Ganzen hat er mehr als 700 geschrieben), daneben 32 Quartbände und 13 Oktavbände selbständiger Werke. Zwischen *Newton* und *Gauß* stehend, ist er der Begründer und Lehrer der modernen Mathematik geworden.

*Lambert* (geb. 1728, gest. 1777) hat sich aus ganz dürftigen Verhältnissen als Autodidakt zu einer Universalität wissenschaftlicher Geltung emporgearbeitet, die an *Leibniz* erinnert. In seinen Ideen kommt er, von der Geometrie und Astronomie ausgehend, *Kant* nahe; einen „Phantasten der Logik (im guten Sinne des Wortes) und einen Enthusiasten des Maßes und der symmetrischen Ordnung“ hat man ihn genannt. Hätte dieser kindliche und naturwüchsige Gelehrte eine ordentliche Schulung empfangen, so wäre er den beiden großen Gelehrten gleichgekommen, die soeben genannt worden sind, und hätte sich als der vielseitigste Naturforscher seines Zeitalters auch neben *Newton*, *Herschel* und *Hume* stellen dürfen. Aber unbeholfen, weltfremd und niedergehalten durch einen gewissen Mangel an Selbstkritik, hat er die Höhe nicht zu erreichen vermocht, auf die sein Geist angelegt war. Dennoch muß man ihn zu den ersten Gelehrten der Neuzeit zählen.

*de Catt* (geb. 1725, gest. 1795) war einer der vertrautesten Freunde des großen Königs. Er bildete das persönliche

Mittelglied zwischen ihm und der Akademie, ein Mann, der selbst in der Wissenschaft nichts Erhebliches zu leisten vermochte, wohl aber als ihr umsichtiger Freund und Patron, als guter Menschenkenner und als selbstloser Förderer aller fortschreitenden Bestrebungen der Akademie die besten Dienste geleistet hat.

Die vier Gelehrten, *Merian* (geb. 1723, gest. 1807), *Sulzer* (geb. 1720, gest. 1779), *Beguelin* (geb. 1714, gest. 1789) und *Weguelin* (geb. 1721, gest. 1791) sind die eigentlichen Vertreter des Friedericianischen und zugleich des Schweizer Geistes, der der Akademie im 18. Jahrhundert sein Gepräge im Sinne der damals so notwendigen Aufklärung aufgeprägt hat. Unter ihnen hat Merian der Akademie fast 57 Jahre angehört<sup>1)</sup>.

Neben ihm und mit ihm zusammenwirkend stand *Sulzer* (geb. 1720, gest. 1779), das 25. Kind eines Winterthurer Rats Herrn. Er, der in dem *Bodmer-Breitinger'schen* Kreis in Zürich seine Bildung empfangen hatte und dann der Führer der *Wolff'schen* Aufklärung wurde, verstand es in ausgezeichneter Weise, in gut geschriebenen und viel gelesenen Schriften das deutsche Publikum auf eine höhere Stufe zu heben und von alten Vorurteilen zu befreien. Ein ausgezeichnetes pädagogisches Talent kam ihm dabei zu Hilfe. Sein Ansehen war ein so großes, daß ihm die Akademie nach seinem Tode auf einem öffentlichen Platz in Berlin zusammen mit *Leibniz* und *Lambert* ein Denkmal setzen wollte, und der König bereits seine Genehmigung erteilt hatte. Es kam nicht dazu, und das war gut; denn so wertvoll und segensreich *Sulzer's*, des „Weltweisen“, Wirken in dem Zeitraum von 1750 bis 1765 gewesen ist, so sehr erschöpfte es sich auch in ihm. Sein enger moralistischer und sein dürftiger ästhetischer Standpunkt verhin-

<sup>1)</sup> [Im Original folgt hier eine Charakteristik Merians, die sich eng an die im vorigen Aufsatz „Die goldenen Jubiläen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften“, S. 225, enthaltene anschließt. Sie ist hier fortgelassen. — Anm. des Herausgebers.]

derte ihn, wirkliche Genialität anzuerkennen. Seinen Zeitgenossen hat er viel geleistet, aber dem folgenden größeren Geschlecht vermochte er nichts zu sagen.

Ein Universalgelehrter im Sinne Friedrichs des Großen war *Beguelin* (geb. 1714, gest. 1789), der von der Meteorologie bis zur Philosophie auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten tätig war, mit Merian und Sulzer als besonnener Aufklärer zusammenwirkte und ein bedeutendes Ansehen genoß. Der Universalhistoriker aber unter den Schweizer Akademikern war *Weguelin* (geb. 1721, gest. 1791). Er hat über Tacitus, Plutarch, Athanasius und Photius mit Verständnis und Geist geschrieben, eine Reihe von Abhandlungen zur Philosophie der Geschichte verfaßt und sich so bedeutende Probleme erwählt, wie „die historische Wahrscheinlichkeit“, „der periodische Lauf der Begebenheiten“ und „Sur l'histoire considérée comme la satire des travers du genre humain“. Seine Lebensaufgabe war eine „Histoire universelle et diplomatique de l'Europe“ von Karl dem Großen bis zum Jahre 1740; aber der dritte Band reichte erst bis zum Antritt der Capetinger, und das Werk, obgleich es von einem hohen Standpunkt aus geschrieben war, fand den erhofften Beifall nicht, weil es Weguelin zu weitläufig angelegt und mit zuviel politisch-moralischem Raisonement erfüllt hatte.

Die Preußische Akademie der Wissenschaften wird den „sieben Schweizern“ im Zeitalter Friedrichs des Großen stets ein dankbares Andenken bewahren. Denn daß sie damals ihrer Aufgabe zu genügen und das geistige Leben Deutschlands zu heben vermochte, das verdankt sie nicht zum wenigsten ihnen. Daher ist es unmöglich, die Schweizer, die in ihrem Zusammenwirken eine eigentümliche, führende Gruppe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts darstellten, aus der Geschichte der Akademie wegzudenken.

Auch noch in der Folgezeit und bis heute verdankt die Akademie Schweizer Gelehrten, die sie als Mitglieder gewonnen hat, sehr viel. Ich nenne *Tralles* (geb. 1763, auf-

genommen 1804, gest. 1822), der in der angewandten Mathematik Ausgezeichnetes geleistet hat, und *Steiner* (geb. 1796, aufgenommen 1834, gest. 1863), den genialen Entdecker auf dem Gebiet der synthetischen Geometrie. Auch den berühmten Historiker *Johannes von Müller* müßte ich nennen, wenn er nicht nur vorübergehend (1804—1807) der Akademie angehört hätte, und wenn das Gedächtnis seines politischen Charakters ein reineres wäre. Lieber gedenke ich der fünf Schweizer, mit denen zusammenzuwirken mir persönlich in der Akademie vergönnt gewesen ist, des Botanikers *Schwendener*, des Chemikers *Landolt*, der beiden Vertreter der romanischen Sprachwissenschaft *Tobler* und *Morf* und des Germanisten *Andreas Heusler jun.*, der leider aus Berlin in seine Vaterstadt Basel zurückgekehrt ist. Sie alle waren bzw. sind in ihrer Wissenschaft Gelehrte ersten Ranges und haben der Berliner Akademie Ansehen und Glanz verliehen; aber keiner Landschaft ist es im 19. und 20. Jahrhundert mehr möglich, sich durch ihre Gelehrten in einer großen wissenschaftlichen Körperschaft so kräftig zum Ausdruck zu bringen, wie das die Schweiz im 18. Jahrhundert in der Berliner Akademie vermocht hat. Das ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Schweiz! Mit ihren Zentren Basel, Zürich, aber auch Bern und Genf konnten sich nur wenige nicht-schweizerische Städte Europas in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Hinsicht auf das geistige und wissenschaftliche Leben messen. Seitdem ist es anders geworden, aber jene Städte sind nicht rückwärts gegangen, sondern andere Städte sind ihnen nachgekommen — nicht nur außerhalb der Schweiz, sondern auch in der Schweiz selbst, und es ist mir eine Freude und Ehre, mich an der Festschrift der „Freien Vereinigung Gleichgesinnter“ in *Luzern*, die ihren Zweck in der Förderung der Volksbildung und Volkserziehung sieht, beteiligen zu dürfen.

---



6.

Adresse  
an Herrn Friedrich Teutsch in Hermannstadt  
zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum  
am 6. August 1924.

• Hochgeehrter Herr Bischof!

An dem Tage, da die Sächsische Nation im Königreich Rumänien, deren Haupt und Führer Sie sind, in dankbarer Gesinnung und herzlicher Verehrung zu Ihnen kommt, gedenkt auch die Preußische Akademie der Wissenschaften Ihrer und sendet Ihnen die besten Glückwünsche.

Seit Sie sich vor 50 Jahren mit Ihrer Doktorschrift in die Reihe der Gelehrten gestellt haben, haben Sie Ihrer stets wachsenden praktischen Tätigkeit, die Sie in Kirche und Schule bis zur höchsten Spitze geführt hat, die Arbeit des Geschichtsschreibers Ihrer Nation hinzugefügt und bis auf den heutigen Tag fortgesetzt. Aber diese Arbeit war Ihnen nicht eine zweite neben der des Lehrers, Predigers und Bischofs, vielmehr wurde sie Ihnen mit dieser gegeben; denn Sie erkannten, daß man ein um seine Existenz und Eigenart fort und fort kämpfendes Volk nur zu schützen und zu stärken vermag, wenn man es mit seiner Geschichte vertraut macht. Diese Aufgabe aber faßten Sie, dem großen Vorbild Ihres verewigten Herrn Vaters folgend, alsbald im weitesten Umfang und im tiefsten Sinn. Nicht die äußere politische Geschichte genügte Ihnen, sondern auch das ganze innere Leben Ihrer Nation im Laufe von



sechs Jahrhunderten haben Sie aus den Quellen herausgearbeitet. Unzählige Urkunden und Aktenstücke sind durch Ihre Hände gegangen, und aus den trockenen Berichten über Besitzverhältnisse, Verfassungstreitigkeiten, politische und kirchenrechtliche Organisationen und Schulordnungen haben Sie die Entwicklungsgeschichte des gemeinschaftlichen Lebens Ihrer Nation auf allen Linien zur Darstellung gebracht. So haben Sie Geschichtswerke geschaffen, die den strengsten Anforderungen der Geschichtswissenschaft genügen und zugleich Volksbücher in Ihrem Lande geworden sind. Das ist der höchste Ruhm, den der Geschichtsschreiber ernten kann! Mit Stolz dürfen Sie darauf hinweisen, daß Ihre Geschichtswerke bei Ihnen nicht nur von den Gelehrten gelesen werden, sondern auch in den Handwerkerstuben und Bauernhäusern ebenso zu finden sind wie Ihre eindrucksvollen Ansprachen. Dieser Erfolg wurde Ihnen zuteil, weil Sie die Seele Ihres Volkes kennen, und weil Sie neben der Pflege des ehrwürdigen heimischen Dialekts auf ein klares, volkstümlich erfrishtes Hochdeutsch bedacht sind, dessen Kenntnis und Wertschätzung ein festes Band zwischen dem Mutterlande und der Sächsischen Nation bildet. Ebendiese Nation verehrt in Ihnen den „pater patriae“ und weiß sich mit Ihnen untrennbar verbunden; die Akademie aber, die Sie, hochverehrter Herr Bischof, zu den ihrigen zählen darf, gibt an dem heutigen Tage der Freude Ausdruck, daß sie in Ihrer Person auch eine lebendige Beziehung zu dem unverlorenen deutschen Stamme besitzt, der im fernen Osten eine neue Heimat gefunden hat, und sie faßt alle ihre Wünsche am heutigen Tage in dem einen Wunsch zusammen: Möge Ihnen die unvergleichliche Arbeits- und Tatkraft, mit der Sie Ihr Volk und seine Wissenschaft erbauen und pflegen, noch viele Jahre erhalten bleiben.

Die Preußische Akademie der  
Wissenschaften.

---

7.

Adresse  
an Herrn Karl von Müller  
zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum  
am 8. August 1926.

Hochverehrter Herr Kollege!

Am festlichen Tage, der ein halbes Jahrhundert Ihrer wissenschaftlichen Arbeit beschließt, bringt Ihnen die Preußische Akademie der Wissenschaften als Ihrem Mitgliede herzliche Glückwünsche dar und blickt mit Ihnen zurück auf Ihr erfolgreiches Schaffen. — Nachdem Sie in Tübingen und Göttingen den Grund zu Ihren Studien unter der Leitung Karl Weizsäckers, Albrecht Ritschls und Julius Weizäckers gelegt und von dem letzteren die strenge methodische Schulung empfangen hatten, haben Sie sich nicht lange nach Ihrer Doktorpromotion in die Wissenschaft durch die umfangreiche Untersuchung und Darstellung eingeführt: „Der Kampf Ludwigs des Bayern mit der Kurie“. Dies Werk, das eine bedeutende Epoche deutscher und universaler Geschichte aufgeklärt hat, sicherte Ihre akademische Laufbahn, die Sie von Berlin über Halle, Gießen und Breslau auf den Lehrstuhl Ferdinand Christian Baur nach Tübingen geführt hat. Zahlreiche Monographien sind der ersten gefolgt, in denen Sie mit Vorliebe die Anfänge geschichtlicher Erscheinungen — des Minoritenordens, der Waldesier, der kirchlichen Verfassung usw. — untersucht

haben, immer darauf bedacht, von der Tradition zum festen Kern der Dinge vorzudringen und den Wurzelstock verzweigter Entwicklungen und blühender Legenden aufzudecken. Aber alles, was Sie in diesen maßgebenden Einzeluntersuchungen geleistet haben, tritt hinter Ihrem „Grundriß der Kirchengeschichte“ zurück, der allmählich zu dem führenden Lehrbuch dieser Disziplin geworden ist. Wenige Wissenschaften können sich rühmen, daß sie ein Lehrbuch besitzen, das in allen Abschnitten ganz überwiegend selbständige Forschung enthält und deshalb zu den großen Originalarbeiten gerechnet wird. Ihr Lehrbuch, wie es heute vor uns liegt, hat diese Eigenschaft, und da es, wie die Monographien, von einem unbestechlichen Tatsachensinn getragen und von der ungemeinen Fähigkeit bestimmt ist, überall die Rechtsverhältnisse und Institutionen, sei es als Ausgangspunkt, sei es als Niederschläge der geschichtlichen Entwicklungen zu erfassen, so bringen Ihnen am heutigen Tage mit den Kirchenhistorikern auch die Kirchenrechtshistoriker ihre besonderen Glückwünsche dar. Die Preußische Akademie aber, der von ihrem Ursprung her die innige Verbindung aller Wissenschaften als Aufgabe gesetzt ist, schließt sich an Ihrem Ehrentage dem Kreise Ihrer engeren und weiteren Fachgenossen an, indem sie Ihnen mit dem Dank für das, was Sie geleistet, die besten Wünsche zur Fortsetzung der Arbeiten darbringt, mit denen Sie die Wissenschaft noch immer bereichern.

Die Preußische Akademie der  
Wissenschaften.



8.

**Bericht über die Ausgabe der griechischen  
Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte  
(1916—1926).**

In der Festsitzung der Akademie vom 27. Januar 1916 habe ich über die akademische Kirchenväter-Ausgabe — sie ist im Jahre 1891 begonnen worden; der erste Band erschien 1896 — berichtet. Ein Jahrzehnt ist seitdem verflossen; ich setze heute diesen Bericht fort.

Die griechische christliche Literatur stellt sich in drei aufeinanderfolgenden Schichten dar: die älteste umfaßt die im Neuen Testamente enthaltenen Schriften und die ihnen gleichzeitige oder auf dem Fuße folgende Literatur bis gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts. Die zweite, die apologetische und altkatholische, reicht von dieser Zeit bis auf Eusebius und Konstantin. Die dritte und mächtigste Schicht umfaßt die kirchliche Literatur bis zum Bilderstreit im 8. und 9. Jahrhundert.

Die Akademie hat sich zunächst darauf beschränkt, die Literatur der beiden ersten Schichten vollständig, aber mit Ausschluß des Neuen Testaments, herauszugeben; doch ediert sie auch Werke des 4. und 5. Jahrhunderts, wenn solche wichtige literarische Fragmente aus der Geschichte der drei ersten Jahrhunderte enthalten.

Erst in ihrer dritten Schicht, seit Eusebius und Athanasius, hat die patristische Literatur ihre weltgeschichtliche Bedeutung für die Verschmelzung des Christentums und

der Antike, für alle Zweige der Wissenschaft und für die Entstehung der morgen- und abendländischen National-literaturen erlangt; aber nur in der ersten Schicht ist das Eigentümliche, was die christliche Religion besitzt, zu einem deutlichen Ausdruck gelangt, und nur aus der zweiten kann man lernen, wie das große Gebilde, die katholische Kirche, in seiner Selbständigkeit und als Reichskirche, entstanden ist, welches die Literatur der Folgezeit geschaffen hat.

Lediglich die beiden genannten Gesichtspunkte — die ältesten genuinen Quellen der christlichen Religion zusammenzustellen und das Werden der katholischen Kirche deutlich zu machen — geben das Recht, aber fordern es auch, die altchristliche Literatur aus der gleichzeitigen antiken auszugliedern; denn sie hängt fast von Anfang an in ihren Formen und in steigendem Maße auch durch ihren Inhalt mit ihr aufs innigste zusammen, und sie ist schon seit der Mitte des 2. Jahrhunderts als Literatur lediglich ein Teil von ihr. In gewisser Weise hat das schon der Vater der Kirchengeschichte, Eusebius von Cäsarea, eingesehen; denn es ist ihm nicht eingefallen, in seine Kirchengeschichte eine besondere christliche Literaturgeschichte aufzunehmen, vielmehr behandelt er die christlichen Schriften unter dem einzigen hier berechtigten Gesichtspunkt, nämlich als **D o k u m e n t e**. Die altchristliche Literaturgeschichte darf nur als **D o k u m e n t e n g e s c h i c h t e** selbständig auftreten, wie die Literaturgeschichte des römischen Rechts oder die Literaturgeschichte der griechischen Philosophie. Erst der nicht vorbildliche Kirchenvater Hieronymus hat geglaubt, die christliche Religion dadurch dem großen gebildeten Publikum zu empfehlen, daß er ihr eine eigene Literaturgeschichte schuf, deren Form er dem Sueton, deren Inhalt er zum größten Teil durch flüchtige Scherensarbeit Eusebius' Kirchengeschichte entnahm.

Was wir in der Ausgabe der griechischen Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte sammeln, wird also von uns



als Dokumente gesammelt; denn im Inhalte, nicht in den Formen liegt hier der spezifische Wert. Die Ausgabe ist auf etwa 54 Bände berechnet; 27 sind in den ersten zwanzig Jahren (1896—1916) erschienen, im letzten Jahrzehnt 9 Bände. Wir haben also zwei Drittel der Arbeit erledigt, und zwar den wichtigeren Teil; denn manches Bedeutende, was noch aussteht, existiert bereits in nahezu ausreichenden Ausgaben anderer. Die Verzögerung in den letzten Jahren hat ihren Hauptgrund in den wirtschaftlichen Notständen, in denen wir noch immer stehen. Die deutsche Kaufkraft ist geschwächt, und unsere Nährmutter, die *Wentzel-Heckmann-Stiftung*, hat den größten Teil ihres Kapitals durch die Inflation eingebüßt und hat uns in den letzten Jahren nichts mehr geben können. Zwar trägt sich die Ausgabe fast selbst, aber eben nur „fast“, d. h. für die handschriftlichen Vorarbeiten fehlen die Mittel und müssen jetzt, von Fall zu Fall und aufs Nötigste beschränkt, von der Akademie erbeten oder ihre Aufbringung muß den Mitarbeitern bzw. ihren Patronen überlassen werden. Doch steht zu hoffen, daß die *Wentzel-Heckmann-Stiftung* in nicht allzu ferner Zeit kleinere Bewilligungen wieder leisten wird.

Von den neun im letzten Jahrzehnt erschienenen Bänden verdanken wir drei dem Fleiße Prof. *Bährens'* in Göttingen. Er hat die Auslegung des Origenes zu Büchern des Alten Testaments herausgegeben — eine entsagungsvolle Arbeit, da Goldkörner in diesen Auslegungen selten sind, aber andererseits doch eine Aufgabe eigenen Reizes, weil überhaupt noch keine kritische Ausgabe vorhanden war, und weil Origenes die Gelehrten, die sich um ihn bemühen, zwar nicht mit geistreichen Gedanken, aber mit der Kenntnis seiner lauterer religiösen und wissenschaftlichen Persönlichkeit und mit der Einsicht in sein ungeheures Wissen und in seine exegetische Methode belohnt, durch die er der Vater der Bibelwissenschaft geworden ist.

Vier Mitarbeitern des letzten Jahrzehnts können wir den Dank nur noch ins Grab nachrufen. **Wendland** hat für uns die Philosophumena Hippolyts, **Löschcke** die Kirchengeschichte des Gelasius, **Bonwetsch** die Werke des Methodius und **Holl** die beiden ersten Bände der Werke des Epiphanius ediert. **Bonwetsch** ist uns im Greisenalter, **Wendland** und **Holl** im Mannesalter, **Löschcke**, ein Gelehrter großer Hoffnungen, im jugendlichen Alter genommen worden. Das, was sie in ihren Ausgaben der Wissenschaft geschenkt haben, stiftet ihnen allen ein bleibendes Andenken in unserer Akademie und in der gelehrten Welt. Aber ich darf noch besonders die Ausgaben von **Bonwetsch** und **Holl** hier hervorheben. In **Bonwetsch** besaßen Göttingen und wir den Gelehrten, der die altslawische Sprache beherrschte und zugleich ein ausgezeichnete Kenner der alten Kirchengeschichte gewesen ist. Nicht nur durch die Ausgabe des Methodius, sondern auch durch zahlreiche andere Editionen, Katalogisierungen und Untersuchungen hat er das Abendland mit der slawischen patristischen Überlieferung bekanntgemacht und ihre Schätze uns zugeführt wie kein anderer vor ihm; **Holl** aber hat in seiner Epiphaniusausgabe, die er mit einem exquisiten Kommentar ausgestattet hat, ein Musterwerk geschaffen, das bei jeder näheren Prüfung die dankbare Bewunderung steigert.

Neben diesen entschlafenen Gelehrten haben wir Herrn **Violet** die Ausgabe der Apokalypse Esras, Herrn **Helm** die der Chronik des Eusebius-Hieronymus zu danken. Die geschichtlich besonders wichtige Esra-Apokalypse, zeitlich der Apokalypse des Johannes nahestehend, liegt uns nur in Supraübersetzungen in verschiedenen Sprachen vor. Im ersten Bande seiner Ausgabe hat sie **Violet** sämtlich kritisch rezensiert; im zweiten hat er auf dieser Grundlage die außerordentlich schwierige Aufgabe erfolgreich unternommen, dem Originaltext so nahe wie möglich zu kommen — in deutscher Sprache. Vielleicht ermutigt der

Fortschritt, den seine Ausgabe bezeichnet, in Zukunft einen Gelehrten, eine Rückübersetzung ins Griechische zu versuchen; allerdings wäre mit einer solchen der Urtext noch immer nicht gewonnen. Die Chronik des Eusebius, die ebenfalls im Original verloren ist, liegt nun in der armenischen Übersetzung (deutsch wiedergegeben) und in der Bearbeitung des Hieronymus (2 Bände) vor. Helm hat sich der großen Mühe unterzogen, beide Bände zu autographieren, und den höchsten Fleiß an die Ausgabe gesetzt, auch ausführlich Rechenschaft von seinen überlieferungsgeschichtlichen Erkenntnissen gegeben. Unzweifelhaft sind wir durch ihn in der Hauptfrage, was dem Eusebius gebührt und was nicht, nach Beseitigung falscher Annahmen, ein bedeutendes Stück weitergekommen; in bezug auf die Anlage des Werks des Hieronymus schwebt noch eine Kontroverse.

Dem „Archiv“ für die von der Kirchenväter-Kommission unternommene Ausgabe sind im letzten Jahrzehnt vier umfangreiche Bände hinzugefügt worden. Zwei von ihnen umfassen je ein größeres Werk: der wissenschaftliche Beamte der Kommission, Prof. Dr. Karl Schmidt, hat nach jahrelanger Vorarbeit das apokryphe, bisher unbekanntes Buch aus dem zweiten Jahrhundert „Gespräche Jesu mit seinen Jüngern nach der Auferstehung“ herausgegeben und es aufs gründlichste nach allen Richtungen durchforscht; ich habe in der Monographie über den Reformator und Kirchenstifter Marcion Untersuchungen abgeschlossen, die mich seit meinem Eintritt in die Wissenschaft beschäftigt haben, um eine religiöse Persönlichkeit von unerhörter Eigenart — die selbständigste Erscheinung des 2. christlichen Jahrhunderts — ans Licht zu stellen. In der zweiten Auflage des Werks konnte ich die Arbeit bereichern. In den beiden anderen Bänden des Archivs hat Herr Bährens die Überlieferung bzw. die Textgeschichte der lateinisch erhaltenen Origeneshomilien zum Alten Testament, Herr Heussi die

Überlieferung über den Asketen Nilus behandelt, Herr **B o n w e t s c h** das slawische Henochbuch herausgegeben, Herr **B a u e r n f e i n d** den Römerbrieftext des Origenes untersucht, Herr **L o o f s** eine Monographie über Paul von Samosata vorgelegt, in welcher die Dogmengeschichte des 3. Jahrhunderts bedeutend gefördert worden ist. Ich selbst habe in zwei Heften den kirchengeschichtlichen Ertrag der exegetischen Arbeiten des Origenes extrahiert und beurteilt.

Ich darf aber diesen Bericht nicht schließen, ohne eines unersetzlichen Verlustes zu gedenken, den die Kirchenväter-Kommission und mit ihr die Wissenschaft infolge des Weltkrieges erlitten hat. In unseren Sitzungsberichten (4. März 1926) sind die Vorgänge, um die es sich handelt, eingehend geschildert worden; ich beschränke mich daher hier auf die Hauptsache: Im Frühling des Jahres 1914 gingen Geh.-Rat **M o r i t z** und der wissenschaftliche Beamte der Akademie, Prof. Dr. **K a r l S c h m i d t**, nach gründlichster Vorbereitung und mit der besten Ausrüstung auf den Sinai, um einen wissenschaftlichen Katalog sämtlicher Handschriften des Katharinenklosters, der griechischen und der orientalischen, teils herzustellen, teils zu revidieren, besonders das hagiographische, synodale und medizinische Material aufzunehmen, die Urkunden der politischen und inneren Geschichte des Klosters zu ermitteln und alle wichtigeren Handschriften und Bilder teils vollständig, teils in genügenden Proben (schwarzweiß, auch in Farben) zu photographieren. Die Expedition erfüllte ihre Aufgabe in fast viermonatlicher Arbeit restlos. In 30 Kisten gelangte das gesammelte Material samt dem Katalog und den Ausrüstungsgegenständen bis nach Suez — da brach der Weltkrieg aus. Mit Mühe konnten die Leiter der Expedition in die Heimat zurückkehren, aber die Früchte ihrer Arbeit wurden von den Engländern mit Beschlag belegt und — um gleich alles zu sagen — die Ausrüstungsgegenstände



wurden verkauft, und die in Tausenden von Photographien, in den Katalogen und in den Beschreibungen niedergelegten Ergebnisse der Arbeit wurden eingezogen und einige Jahre später — der Krieg war schon beendet! — so gut wie sämtlich vernichtet, sei es auf direkte Anordnung des englischen Generalstabs in Kairo, sei es unter seiner Zulassung. Nur ein ganz kleiner Teil hat sich durch Zufall oder in dem Handgepäck der Gelehrten erhalten. Ob sinnlose Spionagefurcht, ob grobe Unwissenheit hier die Triebfeder gewesen ist, wird wahrscheinlich niemals ermittelt werden können. Ob eine neue Expedition das Verlorene jemals wieder ersetzen wird, ist zweifelhaft; denn während die erste Expedition durch den damaligen Erzbischof-Abt des Sinai-Klosters veranlaßt worden war, der in einem Schreiben an mich um eine solche gebeten hatte, will die Klosterleitung jetzt, wie es scheint, keine Expedition mehr gestatten. Das ist die Kunde, die der wissenschaftliche Beamte der Kommission, Prof. Dr. Schmidt, aus Ägypten uns gebracht hat. Er ist vor kurzem von einem mehrmonatlichen Aufenthalt daselbst zurückgekehrt. Erfolgreich hat er unsere alten Verbindungen dort wieder aufgenommen, aber in bezug auf den Sinai konnte er leider nur Negatives berichten.

Ich bin am Ende meines Rückblicks. Nach vorwärts schauend, kann ich mitteilen, daß z. Z. an neun Stellen die Fortsetzung der Kirchenväter-Ausgabe vorbereitet wird, an einigen schon seit langer Zeit, so daß unsere Geduld so stark in Anspruch genommen ist wie unsere hochgespannte Erwartung. Aber wir drängen keinen Mitarbeiter und sind noch niemals in unsern Hoffnungen getäuscht worden. Den Werken des Irenäus, dem Registerband zu Clemens Alexandrinus, der Chronik des Hippolyt, der Fortsetzung der Werke des Origenes, der „Praeparatio“ des Eusebius, den Pseudoklementinen, der Ausgabe der Martyrien und der Hagiographika, endlich der Fortsetzung der Ausgabe des Epi-



8. Bericht über die Ausgabe der griech. Kirchenväter. 247

phanus, die Herr Lietzmann übernommen hat, sehen wir entgegen. Die Vollendung der ganzen Ausgabe noch zu erleben darf ich nicht hoffen; aber gewiß wird sie kein Torso bleiben, obschon es bei der heutigen Richtung der Studien immer schwerer fällt, geeignete Mitarbeiter zu gewinnen.

---

9.

**Ansprachen bei der Einweihung des Neubaues  
des Kaiser Wilhelm-Instituts  
für Arbeitsphysiologie.**

am 22. und 23. Oktober 1929 in Dortmund und Münster.

**A n s p r a c h e i n D o r t m u n d .**

Meine Damen und Herren! In dieser ruhmvollen Stadt der Arbeit, in dieser schönen deutschen Stadt hat die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften ein neues Institut eröffnen können. Es ist mir ein Bedürfnis, alle diejenigen zu begrüßen, und ihnen zu danken, die, sei es durch werktätige Teilnahme, sei es durch großes Interesse und geistige Förderung, an der Schaffung dieses Werkes geholfen haben. Es hat in kleinerer Form schon lange bestanden und die Proben geliefert, die notwendig waren; aber nun ist es wie ein Phönix nach dem Verluste des alten Leibes zu neuer, höherer Existenz erstanden. Ich begrüße alle die, die an diesem Werke in irgendeiner Form teilgenommen haben und heute hier vertreten sind, vor allen Dingen den Herrn Reichsminister des Innern und seine Mitarbeiter. Ich begrüße die Herren Vertreter der Preußischen Ministerien, weil sie das Institut mit begründet haben. Ich begrüße aber vor allem auch diejenigen, die uns dieses schöne Gebäude geschaffen haben: den Herrn Oberbürgermeister und die Vertreter des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung dieser guten Stadt Dortmund. Ich begrüße die Vertreter der Universitätsbehörden, die von Münster zur Eröffnung des In-

stituts hierhergekommen sind, und den Herrn Landeshauptmann, der unser Werk fort und fort gefördert hat. Ich begrüße auch die Vertreter der Bauverwaltung und der Bauausführung, und, meine Damen und Herren, was ich bis jetzt nicht genannt habe, das begrüße ich alles mit. So stark ist das Institut nach allen Seiten hin und in so vielen Körperschaften verankert, deren Vertreter zahlreich erschienen sind, daß es nicht möglich ist, sie alle zu nennen: seien Sie alle herzlichst begrüßt!

Im Namen der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft spreche ich nun der Stadt Dortmund, insbesondere ihrem Herrn Oberbürgermeister und ihrer gesamten Vertretung, meinen allerherzlichsten Dank aus für dieses große Geschenk, das sie uns gemacht hat.

Lassen Sie mich nun, meine Damen und Herren, um die Bedeutung des Instituts ins rechte Licht zu stellen, in ganz kurzen Worten zwei Punkte nennen, auf die es ankommt. Die Wissenschaft hat es mit zwei großen Gesichtspunkten zu tun: erstens mit alledem, was objektiv außerhalb des Menschen liegt, damit er es erkenne, und damit er es bearbeiten und bewältigen kann, und zweitens mit dem Menschen selbst, seinen physischen und psychischen Anlagen. Dieses Institut, das wir heute seiner Zweckbestimmung übergeben, hat es nun zu tun mit dem Menschen in seiner Beziehung zur Arbeit und mit der Arbeit in Beziehung auf den Menschen. Wie Sie wissen, ist es die Aufgabe des Instituts, festzustellen, wie der Mensch durch seine Arbeit modifiziert wird: physiologisch, pathologisch, als einzelner in der Gesamtheit, und den Einfluß der Arbeit auf den Menschen. Das zu erforschen ist die Aufgabe des Instituts. Es ist uns damit eine unendliche Aufgabe gestellt. Kein einzelnes Institut kann sie bewältigen. Es gilt, die Natur und Physiologie der Arbeit im weitesten Umfang des Worts zu studieren, ein ungeheures Gebiet mit zahlreichen Grenzgebieten, vor allem dem der Pathologie. Und die Frage erhebt sich: Was ist zu tun, nicht um Maximal-

leistungen, sondern Optimalleistungen bei geringster körperlicher Anstrengung zu erzeugen? Und lassen Sie mich noch etwas Allgemeines sagen: Festzustellen, was wirklich ist, das ist auch hier die erste Aufgabe der Wissenschaft. Seien Sie versichert, solange ich und gewiß auch meine Nachfolger an der Spitze der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft stehen, soll immer das Entscheidende sein: festzustellen, was ist wirklich, was ist tatsächlich, also zu trachten nach der Beseitigung des Irrtums und nach der Wahrheit. Auch hier gilt: „Alles übrige wird euch zufallen, wenn ihr die Hauptsache habt, den Wahrheitsbesitz.“ Das wollen wir in erster Linie erstreben, und das soll unverbrüchlich das Entscheidende sein, denn dann haben wir zugleich die sichere Aussicht, Herr der Dinge zu werden, auch auf den großen, der Arbeitsphysiologie benachbarten Gebieten, der Gewerbehygiene und der Pathologie der Arbeit. Diese Gebiete dürfen wir schon jetzt nicht aus den Augen lassen. Ich gedenke hierbei insbesondere des Herrn *Leipart*, des Mannes, der uns immer wieder auf die Fragen der Arbeitshygiene im Zusammenhange mit unserem Institut aufmerksam gemacht hat. Ich kann nur wiederholen, daß wir diese Fragen nicht aus den Augen lassen werden. Wir gedenken heute herzlich dieses hochverdienten Mannes und wollen hoffen und wünschen, daß er sich vollkommen von seinem schweren Leiden erholen möge.

Wir wollen die Arbeit studieren in bezug auf ihre Wirkung auf den Arbeiter, und wir wollen nichts anderes, als die Wirklichkeit der Dinge kennenlernen. In diesem Zeichen werden wir siegen, wie die Wissenschaft immer siegt, langsam und vorsichtig vorgehend, und nicht den zweiten Schritt vor dem ersten tuend. Ich bin überzeugt, daß die Popularität dieses Instituts, das unter seinen beiden Direktoren schon so ausgezeichnet gearbeitet hat, mehr und mehr steigen, und daß es zu einem Edelstein werden wird im Kranze unserer Institute.

### A n s p r a c h e i n M ü n s t e r .

An dem heutigen Tage der Einweihung unseres Arbeitsphysiologischen Instituts bei der Universität in Münster beginne ich mit einem Bekenntnis: Niemals darf an dem Charakter unserer deutschen Universitäten und Hochschulen, daß sie dem Unterricht und der Forschung dienen sollen, etwas geändert werden. In der Verbindung von Forschung und Unterricht ist die Eigenart der deutschen Hochschulen ausgeprägt; aber diese Eigenart, in der sich Forschung und Unterricht gegenseitig befruchten, würde vollständig aufgelöst werden, wenn diese Verbindung aufgehoben würde. Man darf sich hier nicht einfach nach dem Vorbild der Universitäten in anderen Staaten richten, denn die verschiedenen Länder haben eigenartige Hochschulen, und in manchen wird das Hauptgewicht darauf gelegt, die Studierenden an die Ergebnisse der Wissenschaft heranzuführen. Wir aber wollen sie auf den Universitäten auch an die Wissenschaft selbst heranzuführen und sie lehren, wie man zur Wirklichkeit und Wahrheit der Dinge gelangt, und wie man den Fortschritt der Wissenschaft befördern kann. Fünfundfünfzig Jahre hindurch bin ich an der Universität in diesem Sinne tätig. Wie kann man meinen, daß ich jemals etwas tun würde, um den Forschungscharakter der Hochschulen zu beeinträchtigen!

Aber wenn dem so ist, was bedarf es besonderer Forschungsinstitute neben den Universitäten und Technischen Hochschulen? Die Frage ist öfters an mich gerichtet worden und wird mir auch heute noch gestellt. Ich könnte sie einfach mit dem Hinweise darauf beantworten, daß Wilhelm v. Humboldt, der Neuschöpfer der Preußischen Universitäten, es gewesen ist, der auch zuerst große wissenschaftliche Forschungsinstitute neben den Universitäten und Akademien verlangt hat. Aber ich will lieber aus der Sache heraus Antwort geben. Große wissenschaftliche Forschungs-



institute sind aus den triftigsten Gründen nötig: 1. Weil es bedeutende Gelehrte gibt, die Gott aus Gnaden zu ausgezeichneten Forschern, aber in seinem Zorn zu Lehrern gemacht hat; sie muß man vom Unterricht befreien und ganz an die Forschung binden. 2. Weil es gewisse Forschungsgebiete gibt — Zwischengebiete, werdende Forschungen, theoretisch-praktische Forschungen usw. — die auf den Universitäten nicht vertreten sind und ihnen nicht leicht angegliedert werden können. 3. Weil es große Forschungsgebiete gibt, die so kostspielig sind, daß man sie kaum an einer Hochschule betreiben kann, geschweige denn an mehreren. 4. Weil es Forschungsgebiete gibt, auf denen der Forscher ununterbrochen und ohne Nebenzwecke (wie der Unterrichtszweck) tätig sein muß. 5. Weil man — und das halte ich für einen besonders wichtigen Grund — durch die einzelnen Forschungsgebiete die Interessierten in dem weiten Kreise des Bürgertums gewinnen, ihre intellektuelle, werktätige und finanzielle Teilnahme an der Wissenschaft sich sichern und so die Wissenschaft in den verschiedenen Schichten des Volkes verankern kann. In diesem Sinn hat die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft ihre Institute — es sind jetzt 32 — gegründet; ihre Absichten hat sie verwirklichen können, soweit die Unendlichkeit der Aufgabe es zuläßt. Den Hochschulen und Akademien gegenüber, die die Gesamtwissenschaft repräsentieren, sind unsere Institute „Hilfsinstitute“ und wollen nichts anderes sein; an und für sich aber sind sie die einzigen Stätten, in denen die Regierungen, die Wissenschaft und das deutsche Volk ohne Ansehen der Parteien in Frieden zusammen wirken, um dem Fortschritt, der Forschung und dem Vaterlande zu dienen.

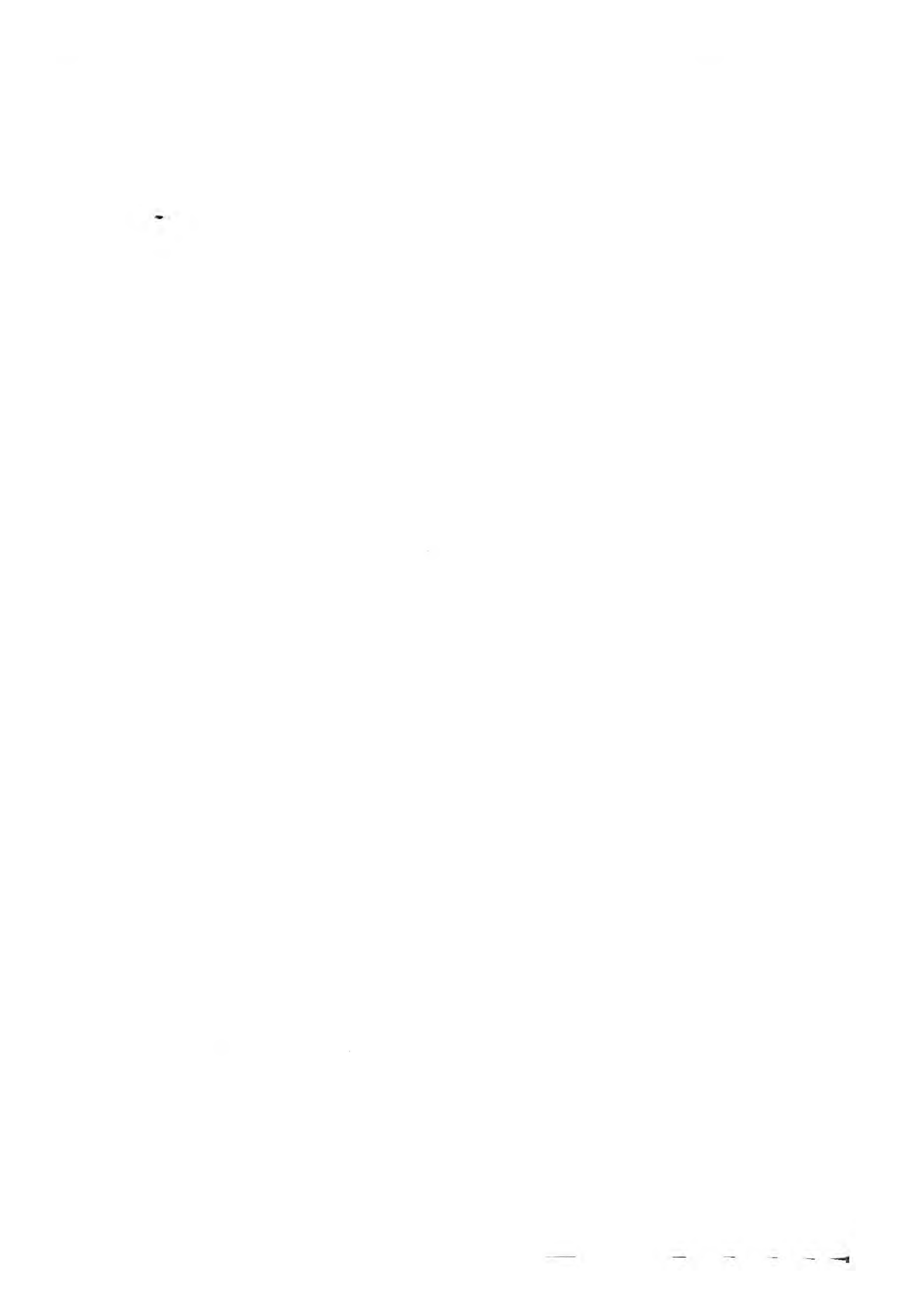
Und nun noch ein persönliches Wort: Gern würde ich jedes einzelne Stadium der Verwaltung und Entwicklung jedes einzelnen der 32 Institute persönlich begleiten, jede Kuratorialsitzung mitmachen, von jeder Einzelfrage Kenntnis nehmen; aber Sie werden freundlichst zugestehen, daß

mir das an sich und bei meinem vorgerückten Alter unmöglich ist. Seien Sie aber versichert, daß der Generaldirektor Glum und die anderen Geschäftsführer, welche die Gesellschaft entsendet, nicht nur mein vollstes Vertrauen genießen, sondern daß auch stets alle Hauptfragen für jedes Institut von uns eingehend besprochen werden, und wir ein Herz und eine Seele sind. Also schenken auch Sie ihnen vollstes Vertrauen! Und nun übernehme ich mit ehrerbietigem und herzlichem Dank gegenüber der Stadt das Gebäude, das Sie, Herr Oberbürgermeister, im Namen der Stadt uns zur Verfügung gestellt haben, und danke gleichzeitig ehrerbietig und herzlich Euer Magnifizenz und der Universität, die uns den Anschluß an sie vergönnt haben. Möge das Dortmund-Münstersche Arbeitsphysiologische Institut unter dem Schutze der beiden Städte und der Universität ersprießliche Arbeit leisten zum Wohle des Vaterlandes.

---



V.  
GRATULATIONEN





## 1.

## Nathan Söderblom.

(1926)

Im Anfang war das Wort — aber das Wort muß fort und fort in der Geschichte zur Tat werden; sonst verhallt es ohne Wirkung.

Die Tatkräftigen allein machen die Geschichte. Sie wissen es, daß die Unterlassungssünden die schwersten Sünden sind, und daß jede Gemeinschaft in Trägheit und Egoismus versinkt, wenn sie nicht wirkt und handelt, und wenn ihre Ziele nicht höher sind als die ihrer Selbsterhaltung.

Die Kirchen der evangelischen Christenheit, auf den Glauben gegründet, sind von Anfang an von der doppelten Gefahr bedroht gewesen und sind es noch, träge im Tun zu werden und zu vergessen, daß sie Pflichten für die ganze Christenheit und für die Menschheit haben.

Doch sind den evangelischen Kirchen immer wieder Männer geschenkt worden, die diesen Gefahren mutig und kraftvoll entgegengetreten sind, Männer wie Spener, Wesley, Wichern und Andere.

In der Reihe dieser Männer sehen wir Nathan Söderblom stehen, den evangelischen Mann der Tat, den ökumenischen Lutheraner, und grüßen ihn in dankbarer Verehrung an seinem 60. Geburtstag.

## 2.

Martin Rade.

(1927)

Lieber Freund!

Wenn ich an Dich denke — und es geschieht oft — stehst Du vor mir, wie Du vor fünfzig Jahren warst, und ich muß diese Deine Erscheinung immer erst gewaltsam zurückschieben, damit sie Deinem jetzigen Bilde Platz mache. Aber auch ich bin, wenn ich Deiner gedenke, augenblicks nicht der alte Berliner Professor, sondern ein ganz junger Leipziger Dozent, dessen Leben beglückend ausgefüllt war durch seine Arbeit am Schreibtisch und durch den regsten Verkehr mit Dir und Euch, den fast gleichalterigen Studiengenossen. Ihr saht mich als Euren Lehrer an; mir aber wart Ihr liebe Kameraden.

Vor uns lag, wie ein gewaltiger Ozean, das große Gebiet der alten Kirchengeschichte, eng verbunden mit der Reformationsgeschichte. Sonnenbeglänzt war dieser Ozean, und wir wußten, welches Schiff wir zu besteigen, und welchen Kurs wir zu nehmen hatten.

Die Sonne, welche dieses Meer beglänzte, war die evangelische Botschaft — jüngst war sie wieder von einem großen Theologen kraftvoll ans Licht gestellt worden — das Schiff war die strenge geschichtliche Wissenschaft, der wir uns bedingungslos anvertrauten; der Kurs ging aus dem Verworrenen zum Einfachen, aus dem Mystischen zum Logos.

Ich habe in den nun fünfzig Jahren, die hinter uns liegen, Erhebendes und Beschämendes in meiner Arbeit erlebt, aber keinen Schiffbruch und keinen Wandel: die Sonne hat sich mir nicht verdunkelt, nichts hat mich gezwungen, das Schiff zu wechseln, und an dem Kurs bin ich nicht irre geworden. Neues habe ich in Fülle gesehen, aufgenommen und durchdacht; der Horizont wurde immer weiter, aber das Steuer habe ich niemals umgelegt. Kämpfe hat es auch genug gegeben — keinen habe ich absichtlich herbeigeführt, und jeder war mir im Innersten unwillkommen — aber kein Kampf ist mir an die Seele gegangen. Dem gradlinigen inneren Leben entsprach das äußere: es war das des deutschen Professors, der nur den Ort wechselt, nicht den Beruf; und was mir an ungeahnten neuen Aufgaben reichlich zugewachsen ist, habe ich stets der großgefaßten Aufgabe des Kirchenhistorikers einzugliedern vermocht, die im Grunde meine einzige geblieben ist.

Der äußere Gang Deines Lebens, lieber Freund, war wechselvoller: Lehrer in einem Hause, das Dir durch seine Großzügigkeit neue Einblicke in das Leben gewährte und Deinen tiefen künstlerischen Sinn erweckte, Dorfpfarrer, Stadtpfarrer, Dozent, Professor; von der dörflichen Seelsorge zur universalen kirchlichen Fürsorge — an welcher ihrer zahllosen Aufgaben hast Du ausführend und führend nicht teilgenommen? — von der Katechismuslehre zu den großen theologischen Kontroversen und Kämpfen; von der ländlichen Bücherei zur evangelischen Kulturpolitik; von der kritischen Biographie des Papstes Damasus zum umfassenden Lutherbuch, vom Lutherbuch zur „Christlichen Welt“!

Die „Christliche Welt“ — ursprünglich einem engeren theologisch-kirchlichen Zweck dienend, ist sie Produkt und Spiegel Deiner Eigenart und Deiner Persönlichkeit geworden. Sie hat verschiedene Phasen durchlaufen und ist immer dieselbe geblieben, ganz wie Du selbst. Sie erscheint dem oberflächlich und nach dem Schema der üblichen kirch-

lichen Zeitschriften Urteilenden als ein „Sprechsaal“ und erhebt sich doch hoch über einen solchen. Worin besteht ihre Eigenart?

In ihrer **T r e u e** zum evangelischen Bekenntnis, das hier groß und weit gefaßt ist, weil es so fest ist.

In ihrem **U n i v e r s a l i s m u s**, der sich auf die herzliche Liebe zu allem Lebendigen und zu allen Brüdern als Kindern Gottes gründet, so verschieden sie sein mögen.

In ihrer **G e r e c h t i g k e i t**, der nichts unerträglicher ist, als mit doppeltem Maße messen, unterdrücken, hemmen, totschweigen, und nichts notwendiger erscheint, als pflegen und wachsen lassen bis zur Ernte.

In ihrer **F r e i h e i t**, die in der Liebe zur Wahrheit, in der Liebe zur Selbständigkeit und in der zarten Ehrerbietung gegen jedermann wurzelt.

Endlich in ihrer **F r e u d i g k e i t** — „Non potest non laetari qui sperat in domino“.

In diesem Geiste hast Du die „Christliche Welt“ geleitet und leitest sie noch — heute sicherer als in irgendeiner früheren Periode; denn auch Du hast lernen müssen, bist durch dürre Zeiten gegangen, hast Freunde gewonnen und Freunde verloren; aber Dein Werk ist Dir nicht aus den Händen entglitten, und Du hast niemals kapituliert, auch nicht wohlmeinenden Freunden gegenüber, wenn sie Dir das Innere stören oder Dein Werk verengen wollten. Empor geführt hast Du es trotz allem Widerspruch, und es ist heute das einzige kirchliche Weltblatt, welches wir evangelischen Deutschen besitzen.

Ein Führer bist Du uns geworden, aber eine neue Führerschaft hast Du ausgebildet — nicht persönliche Autorität wirfst Du in die Wagschale, sondern die zwingende Gewalt der Offenheit und Gerechtigkeit, des geistigen Reich-

tums und der umfassenden Einsicht, dazu eine nicht zu ermüdende Güte.

Für all das sei an Deinem siebzigsten Geburtstage herzlich bedankt von Deinem ältesten Freunde, der sich nach dem innern Gang seines Lebens aufs tiefste mit Dir verwandt fühlt,

Adolf v. Harnack.

---



## 3.

**Hans Delbrück.**

(1928)

Grad gewachsen, grad gezogen,  
Ungebeugt und unverbogen,  
Tapfer trotzend den Gefahren,  
Sturmgeprüft in achtzig Jahren,  
Jede Mauer überragend,  
Schattenspendend, fruchttragend:  
So steht in dem Weltenraum  
Dieser starke Lebensbaum.

---

## 4.

## Friedrich Schmidt-Ott.

Berlin, im Mai 1930.

Euer Exzellenz!

. . . . Vertreter aller deutschen Hochschulen traten zu einer Beratung zusammen, wie der bevorstehende Jubeltag Euer Exzellenz würdig zu feiern sei. Sofort wies man darauf hin, daß Sie bereits Doctor aller Fakultäten und auch der Ingenieurwissenschaft seien; daher wurde erwogen, Sie in Zusammenfassung aller wissenschaftlichen Ehrungen zum „Doctor universalis“ zu promovieren. Dieser Vorschlag aber wurde verworfen, weil er die Eigenart Ihrer Verdienste um die Wissenschaft nicht zum Ausdruck bringe. Ein zweiter Vorschlag wurde gemacht, man solle einen ganz neuen Titel wählen und den Jubilar zum „Procurator“ oder „Moderator“ der Wissenschaften promovieren. Noch bevor es zur Abstimmung über diesen Antrag kam, wünschte der Vorsitzende zu hören, wie das Elogium lauten solle. Eine Fülle von Vorschlägen stellte sich sofort ein, z. B.:

„Vir iudicio circumspecto et firma voluntate gravis“ —

„Indefessa sedulitate et diligentia eximius“ —

„Circa scientiarum utilitates sollicitus semper ac per-vigil“ —

„Optimis imbutus traditionibus auctoritates doctorum clarorum semper servavit et servatas vult“ —

„Fere omnes Germaniae homines doctos respiciens et recognoscens ad singulas scientiarum quaestiones absolvendas idoneos quosque invenit“ —

„Propositi tenacissimus scientias cum cogitando tum agendo excolendas esse profitetur“.

Als es zur Abstimmung kam, wurde eingewandt, die Hochschulen besäßen nicht das Recht, einen neuen Titel für die Promotionen zu schaffen. Die Majorität erkannte diesen Einspruch an und verzichtete schweren Herzens auf den „Procurator“ und „Moderator“.

Was aber nun, wenn diese Anregung erfolglos bleiben mußte? Man muß die Ehrung des Jubilars aus der Geschichte der Wissenschaften des letzten Jahrzehnts nehmen! Er hat in dieser Zeit als Präsident der „Notgemeinschaft“ ausschließlich und mit allen Kräften der Wissenschaft gedient — wer kann daher für eine Ehrung aus der Geschichte würdiger sein? Wir wollen zeigen, wie sich die einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen bei uns jüngst entwickelt haben. „Das ist nicht mein Werk“, wird der Jubilar einwerfen; „ich habe nur die Früchte der Bäume bewirtschaftet; denn ein voller wissenschaftlicher Herbst ist mir Jahr um Jahr entgegengebracht worden, und die reichen finanziellen Mittel verdankt man der Reichsregierung und dem Reichstag“. Gewiß, aber ohne die zielstrebige, erleuchtete und energische Tätigkeit Euer Exzellenz wäre das große Werk der Restitution der deutschen Wissenschaft, das uns am Herzen liegt und von der Regierung der Länder betrieben wird, nach dem Kriege schwerlich geglückt!

Und so beschloß man, die Geschichte der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen der jüngst verflommenen Zeit bei uns zu schreiben und sie Ihnen, hochverehrter Herr Staatsminister, zu unterbreiten als ein Zeichen des großen Dankes, den die deutsche Wissenschaft Ihnen schuldet. — —

Der Schreiber dieser Zeilen, der als Marburger und Berliner Professor Ihre Tätigkeit und Ihren Aufstieg im Kultusministerium sowie Ihre Arbeit als Präsident der „Notgemeinschaft“ von Anfang bis heute erlebt hat, reiht sich in herzlicher Verehrung dem Kreise der dankbaren und glückwünschenden Kollegen an. Wir alle wissen aber auch Euer Exzellenz tiefen Dank für Ihre vorbildliche Arbeitskraft und -lust und für das persönliche und kollegiale Wohlwollen, das Sie Ihren Mitarbeitern, den alten und den jüngeren, stets bewiesen haben und fort und fort beweisen.

Ad multos annos!

Adolf v. Harnack.

---





VI.  
IN MEMORIAM



1.

**Gedächtnisrede bei der Trauerfeier für Herrn  
Geheimen Kommerzienrat Eduard Arnhold  
am 15. August 1925.**

O Ewigkeit, du Donnerwort,  
O Schwert, das durch die Seele bohrt,  
O Anfang sonder Ende!  
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit —  
Ich weiß vor großer Traurigkeit  
Nicht, wo ich mich hinwende.

**A n d ä c h t i g   L e i d t r a g e n d e !**

Ein jeder Sarg, vor dem wir stehen, stellt uns vor die Ewigkeit.

Wir leben dahin in der Zeit, wirken und schaffen in der Zeit, als bliebe es immer so — und wir können gar nicht anders tätig sein — aber dann, und immer wieder, stehen wir um einen Sarg, und die Ewigkeit spricht zu uns ihre Sprache. Sie spricht eine andere Sprache als das Leben, dem sie nun die Grenze setzt; unmittelbarer redet sie die Sprache Gottes; aber eben diese Sprache kommt uns hart an, und wie der Tod auch eingetreten sein mag, ob sanft, ob plötzlich, ob vorhergesehen oder unberufen — immer ist es der schmerzlichste Riß, gegen den sich alle Gefühle des Lebens und der Natur sträuben. Sich beugen, sich ergeben, das ist ein bittres Muß und ein Herzeleid. Und ob es auch ein langes Leben war, das nun seine Grenze gefunden hat —

der Tod macht auch ein langes Leben zu einem kurzen Leben.

Aber bei all dem Herzeleid, das kein menschlicher Trost zu bannen vermag, erhebt sich doch eine Frage, die, wenn sie bejaht werden kann, den Schmerz zu lindern vermag: War das Leben des Entschlafenen ein vollendetes Leben? War es vollendet, so empfinden wir an ihm selbst etwas Beständiges, Ewiges, das über die Zeit hinausführt, und das Rätsel des Todes, vor dem wir so oft stumm und ratlos stehen müssen, verliert etwas von seiner Bitterkeit. Vollendet ist ein Leben aber, wenn ein geschlossenes Werk in ihm und hinter ihm liegt, und wenn ein solches Wirken und Werk durch Gottes Gnade die Persönlichkeit selbst gestaltet und vollendet hat.

Andächtig Leidtragende! Das Leben unseres teuren Freundes und Bruders, um dessen Sarg wir hier versammelt sind, war ein vollendetes Leben im hohen Sinn des Worts. Ich weiß, indem ich das sage, daß Sie alle das bezeugen — die, welche ihm am nächsten gestanden haben, und auch die, die irgendwie in seinen Kreis getreten sind. Er hat sein Werk vollendet, und das Werk hat ihn vollendet. So hat er sein Leben gelebt. Vollendet — so lautet das Siegel an der Urkunde dieses Lebens.

Wirken — das war die Losung des Entschlafenen von der Jugend bis zum Alter. „Ich muß wirken, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ Meine Freunde, es gibt auch ein enges, egoistisches Wirken; da macht man selbst sich aus dem Beruf ein Gefängnis, schaut nicht rechts und nicht links, und kommt sich sogar noch sehr sittlich und treu vor, wenn man um des Berufswillens sonst keine Pflichten und keine Freude kennt. Aber von solchem Wirken war die Art des Entschlafenen weit entfernt. Sein Wirken war ein Schaffen, war ein Helfen und war Erfreuen. In diesem Dreiklang hatte es seine Eigenart.

Es war ein S c h a f f e n — von Jugend auf ist er nicht einen vorgezeichneten Weg gegangen, sondern hat sich selbst seinen Weg gebahnt und sich ein großes, weites Arbeitsfeld geschaffen. Auf diesem wurde er ein Meister und einer der verdientesten Männer des Vaterlands. Hier hat er sein Glück gesucht, eben weil er nicht nach Glück trachtete, sondern nach seinem Werke, und nur das größte Werk genügte ihm, umspannte es doch die weitesten Gebiete unseres deutschen Landes. Aber er schloß sich in dieses Werk nicht ein, sondern schenkte seine Sachkunde und Umsicht noch zahlreichen anderen. Sie alle aufzuzählen ist unmöglich, aber eines muß doch genannt werden: Auf dem großen Gebiet des Verkehrswesens, von dem die Wirtschaft und Wohlfahrt unseres Vaterlandes abhängig ist, wurde er schon früh eine hohe Autorität. Jahrzehnte hindurch haben Handel und Industrie, hat vor allem der Staat seine Mitwirkung und seinen nie versagenden Rat in Anspruch genommen, und ich bin ermächtigt, ihm dafür den tiefgefühlten Dank der Leitung unseres Verkehrswesens auszusprechen. Aber schweigen darf ich auch nicht darüber, was er der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften gewesen ist. Er hat diese Gesellschaft nicht nur mitbegründet, sondern war auch von Anfang an und bis zuletzt ihr erster Schriftführer. Diese Aufgabe hielt er fest, auch als er sich genötigt sah, manche andere Ämter niederzulegen. Er sorgte dafür, daß unsere Gesellschaft weder vereinsmäßig verflachte, noch sich zu einem bürokratischen Staatsinstitut versteifte. Er hat stets mit besonderem Ernste die eigenartige Würde dieser Gesellschaft gewahrt. Dafür spreche ich dem Entschlafenen im Namen der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft den innigsten Dank aus. Doch Wirtschaft und Wissenschaft genügten seinem Schaffen noch nicht — auch die Kunst, sowohl die bildende als auch die Musik, waren ihm Lebens- und Schaffensbedürfnis. Seine erlesene Sammlung der Meisterwerke der Malerei, die er nicht nur für sich, sondern auch für andre schuf, ist eine der größten



Zierden unserer Stadt. Seiner nie rastenden Tätigkeit lag kein Gebiet fern; überall legte er die Hand an, wo etwas Tüchtiges entstand, aber kein egoistischer Ehrgeiz trieb ihn, nein, er wollte schaffen und helfen!

Helfen — das war die zweite Triebfeder seines Wirkens. Wem hat er nicht geholfen? Soll ich von den Künstlern reden, denen er zur Seite gestanden hat? Soll ich von den Kindern, den Waisen und Witwen sprechen, deren Vater und Helfer er geworden ist mit jener Hilfe, die die Tränen wirklich trocknete und den Armen ein gehaltvolles Leben schuf, und ferner mit jener Hilfe, da die Linke nicht weiß, was die Rechte tut? Soll ich von seinen Arbeitern, Angestellten und Mitarbeitern sprechen, denen er Freund und Berater war? Es ist nicht nötig; denn die Fülle von Danksagungen in diesen Tagen, die dem Entschlafenen öffentlich dargebracht worden sind, bezeugen, was er ihnen gewesen ist. So verschieden sie lauten, sind sie doch alle auf den einen Ton gestimmt: Er war im tiefsten Sinne des Wortes unser Vater und Helfer. Der Entschlafene betrachtete seinen Besitz als ein Kapital der Hilfe, und er verstand die höchste Kunst des Verwaltenden, für die Sache zu sorgen, ohne die Personen zu schädigen, und für die Personen zu sorgen, ohne die Sache zu gefährden. Im Namen aller, denen er geholfen hat, spreche ich dem Entschlafenen an dieser Stelle den heißen Dank aus, und auch im Namen derer, denen er durch seinen Rat und seine Liebe ein Freund geworden ist. Wir werden ihn niemals vergessen!

Aber das Wirken des Vollendeten empfing seine volle Eigenart erst in dem Dreiklang von Schaffen, Helfen und Freude. Er war ein freudiger Mann, und diese Freude drückte seinem Wirken erst den eigentlichen Stempel auf. „Die Tränen lassen nichts gelingen, wer schaffen will, muß fröhlich sein“ — das war sein Wahlspruch, den er immer wieder betonte und selbst auf den Wänden seines Hauses anbringen ließ. Wer mit ihm verkehrte, der empfand an ihm etwas von dem Wort des Dichters: „Er ist in Werde-

lust schaffender Freude nah.“ Und diese Freude war immer zugleich ein Erfreuen; denn er wollte sie mitteilen und teilte sie mit, war doch seine größte Freude, wenn andere sich durch ihn und seinen Besitz freuten. Und wie konnte es anders sein, als daß er bei solcher Freude ein Optimist sein mußte. Kaum in den Tagen schwerster Krankheit hat ihn dieser Optimismus verlassen — wir alle haben ihn nur als den stets zuversichtlichen, unverzagten und freudigen Mann gekannt, als die geschlossene und aufgeschlossene Persönlichkeit, die Mut und Freude verbreitete. Nehme ich hinzu seine ungewöhnliche und ungetrübte Welterfahrung und -klugheit und dabei eine große Zartheit im Verkehr von Person zu Person, so vollendet sich erst der Eindruck des seltenen Mannes, an dessen Sarge wir stehen.

Er ist uns entrissen, und wir müssen Abschied nehmen und aus der Zeit in die Ewigkeit schauen. Hören wir, was der Psalmist im 90. Psalm sagt:

„Herr Gott, Du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge wurden, und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist Du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der Du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommet wieder, Menschenkinder! Denn tausend Jahre sind vor Dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache.

Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom, und sind wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blühet und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorret.

Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon.

Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.

Deinen Knechten zeige Deine Werke und Deine Ehre ihren Kindern. Und der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns; ja das Werk unserer Hände wolle er fördern.“

Unser entschlafener Bruder hat die achtzig Jahre des Psalmisten nicht erreicht; aber daß er ihnen nahegekommen ist, das verdanken wir der Sorge und Aufopferung seiner Gattin, die ihm die treueste Lebensgefährtin gewesen und in den letzten drei Jahren trotz schwerster Anläufe der Krankheit ihm immer wieder im Verein mit den Ärzten nicht nur das Leben erhalten, sondern Frische und Arbeitskraft zurückgegeben hat.

Teurer Bruder! Wir befehlen Deine Seele Gott dem Herrn, der ein Vater ist über alles, was Kinder heißt. Er möge mit ihr handeln nicht nach Seiner Gerechtigkeit, sondern nach Seiner großen Barmherzigkeit. Vater unser, der Du ein Gott der Lebendigen bist, und nicht der Toten, nimm diese Seele zu Deinen Gnaden auf. Wir aber scheiden von dem Sarge unseres Bruders mit dem Gebet, Gott möge auch das Werk unserer Hände fördern und uns allen, insonderheit der tiefgebeugten Witwe, Seine Kraft geben, unser Leben ferner zu leben nach Seinem Willen.

Teurer Bruder! Der Herr segne Deinen Ausgang und Deinen Eingang von nun an bis in Ewigkeit. Er segne Dich und behüte Dich und uns: Er lasse Sein Angesicht leuchten über uns und gebe uns Seinen Frieden. Amen.

---

2.

Karl Holl.

Rede bei der Gedächtnisfeier der Universität Berlin  
am 12. Juni 1926.

Magnifizienz!  
Kollegen!  
Kommilitonen!  
Hochansehnliche Trauerversammlung!

Zum zweiten Mal im Laufe weniger Monate hat die Theologische Fakultät Sie zu einer akademischen Trauerfeier eingeladen: dem Grafen von Baudissin ist Karl Holl im Tode gefolgt, und ein tiefes Gefühl der Verarmung erfüllt die Lehrer und Schüler unserer Fakultät — Verarmung in einem doppelten Sinn: nicht nur haben wir verloren, was wir besaßen, sondern auch was wir noch erhoffen durften; denn wer ihn und seine Arbeiten kannte, wußte, daß Karl Holl trotz seiner sechzig Jahre noch ein Mann großer Hoffnungen für die Wissenschaft und für den gesamten Protestantismus gewesen ist. Seinen wissenschaftlichen Höhepunkt hat er nicht mit vierzig Jahren, wie so viele Gelehrte, erreicht, um dann auf dem gewonnenen Plateau fortzuschreiten, sondern er ist Stufe für Stufe höher gestiegen. Als er vor zwanzig Jahren als Ordinarius der Unsrige wurde, kannten ihn die Fachgenossen als hervorragenden Kirchenhistoriker; als er die Augen schloß, war er in die vorderste Linie deutscher Gelehrter getreten, und

die Evangelischen Kirchen aller Länder kannten und verehrten ihn als einen Führer, dem sie sich mit Dank und Bewunderung anvertrauen durften. Unsere Universität aber, die ihn vor zwei Jahren an ihre Spitze gestellt hat, weiß nicht nur, daß sie einen ihrer besten Männer verloren, sondern auch, daß sein Heimgang eine Lücke in ihren Lehrkörper gerissen hat, die wohl geschlossen, nicht aber ausgefüllt werden kann. Es bleibt ihr nur sein fortwirkendes Gedächtnis und der tiefe Dank!

Darf ich in diesem Zusammenhang von mir selber reden. Im Jahr 1889, als ich vor kurzem erst nach Berlin berufen worden war, trat Karl Holl als jugendlicher Kandidat aus Tübingen in mein Zimmer; bald erkannte ich, wes Geistes Kind dieser Jüngling war, und über welche Kräfte er verfügte. Vom Mitglied des Seminars, sodann vom selbständigsten Hilfsarbeiter, den ich je besessen, ist er als Gelehrter und Meister langsam, zielstrebig und sicher aufgestiegen bis zu der Höhe und der Anerkennung, die er gewonnen hat. In dieser langen Zeit von mehr als einem Menschenalter sind wir stets verbunden geblieben; Wege habe ich ihm ebnet, Türen aufgeschlossen und Hemmnisse wegräumen können — aber mehr habe ich nicht getan und brauchte ich nicht zu tun; denn alles verdankte er ausschließlich seinem Genius, der, was von außen in ihn dringen wollte, stets energisch ablehnte: jeder, der ihm näher trat, empfand diese Eigenart und respektierte sie. Jahre hindurch sind wir jeden Sonnabend zu gemeinsamer Beratung und Arbeit zusammengetreten. Das konnte nicht fort dauern; aber wenn auseinandergelungene äußere und innere Führungen die gemeinsame Arbeit auch noch seltener gemacht hätten, als sie es wurde, so wäre das starke Band doch bestehen geblieben, das mich mit dem Freunde verband. Ein eigenes Stück Leben ist für mich mit seinem Heimgang zu Grabe getragen.

In dieser Stunde liegt es mir ob, das Bild des Entschlafenen im Lichte seines Lebenswerks zu erfassen und fest-



zuhalten; aber nur um wesentliche Striche kann es sich handeln. Daß das Bild voll in die Erscheinung trete, ist eine Verpflichtung der Wissenschaft, der ich nicht vorgreife.

Karl Holl war ein universaler Kirchenhistoriker — nicht nur weil er in der alten, mittleren und neueren Kirchengeschichte nahezu gleichmäßig zu Hause war, auch nicht nur weil er die literarischen Probleme, die Institutionengeschichte, die Geistesgeschichte und die Biographik mit derselben Sachkunde, inneren Aufgeschlossenheit und Reife bearbeitete, sondern vor allem, weil er Handschriftenforscher, Philologe, philosophischer Denker und Theologe in einer Person war.

Wie er die verschiedenen Methoden dieser Disziplinen, ohne je ein Wort über „Methode“ zu verlieren, streng beherrschte, so hat er sie dadurch zusammengehalten, daß er stets, wo er als König baute, sein eigener Kärner gewesen ist.

In einem Zeitalter, in welchem die Geistesgeschichte von der Gefahr bedroht ist, in Schauungen, Einfällen und Paradoxien sich aufzulösen, und ein gescheiter Kopf durch geschickte Kombinationen und mit flinkem Stil mühelos Fragmente neuer Weltanschauungen zu produzieren vermag — in einer solchen Zeit wachte er unerbittlich über der Wissenschaft als *res severa* und über ihrer Methode als *res iudicata*; ja in diesem strengen Eifer wurde er mißtrauisch und hart gegen solche Forscher, deren umfassendes wissenschaftliches Thema sie nötigte, sich auch auf die Arbeiten anderer zu stützen. Aber das war nur der Schatten seiner Tugenden!

Zu der technisch wissenschaftlichen Meisterschaft, die ihm die Bewunderung und Freundschaft auch der Gelehrten aus den Nachbargebieten gewann, trat bei ihm ein ungemaines Vermögen hinzu, in jedem großen oder kleinen geschichtlichen Problem den Hauptpunkt herauszufinden und diesem den gesamten Quellenstoff systematisch zu unterwerfen. Diese Fähigkeit, die ihn vor jeder unnützen und

kleinlichen Fragestellung, wie sie heute so häufig sind, schützte, traf zusammen mit der eigentümlichen Anlage seines Geistes, die Erkenntnisobjekte in Religion und Geschichte in Kontrasten zu schauen.

Nicht nur die großen Denker, nein, wir alle scheiden uns ja im Leben und in der Wissenschaft in zwei Gruppen, in die Gruppe solcher, denen die geistige Welt als ein aus Stufen und Nuancen zusammengesetztes Ganzes erscheint, und in die andere Gruppe, die die Dinge und die Personen in großen Gegensätzen schaut. Zu dieser zweiten Gruppe gehörte unbestritten Karl Holl, und er hat alle die Vorzüge, die sich aus einer solchen Geschichtsschau ergeben, glänzend entwickelt, aber auch ihre ganze Schwere und Tragik erlebt.

Alle ihre Vorzüge — denn der höhere Moralismus, der mit jener Kontrastschau unzertrennlich verbunden ist, gab ihm nicht nur den schärfsten Blick für alle versteckten Unzureichendheiten, Ausflüchte und Menschlichkeiten in Wissenschaft und Leben, sondern auch ein ethisches Pathos, welches jeder seiner Arbeiten und seiner ganzen Persönlichkeit den Stempel aufdrückte. Verbunden mit seiner lückenlosen Quellenkenntnis und seinem systematischen Drang, den Stoff restlos in die Einheit einer Hauptbetrachtung aufgehen zu lassen, verlieh dieses ethische Pathos allen seinen Arbeiten eine eigentümliche Würde und schuf ihnen den tiefen Eindruck.

Aber auch die ganze Schwere und Tragik solch einer Geschichtsbetrachtung hat Karl Holl erlebt; denn alle diese, in Antithesen denkenden und ordnenden Historiker müssen erfahren, daß das, was sie suchen und verehren, und neben welchem sie Stufen und Nuancen nicht leicht erblicken — daß dies erhabene Gute nur wie ein seltener Gast, ja wie ein Fremdes auf dieser Erde vorkommt. Diese Erfahrung versetzt sie fort und fort in den tragischen Zustand einer seelischen Erschütterung, und wenn sie auch für ihre Person den Seelenfrieden finden, so bleibt ihnen

doch Welt und Geschichte in tiefem Dunkel liegen — ἐν τῷ πονηρῷ κεῖνται. Ich will nicht sagen, daß Holl das Schmerzhafte dieser Erfahrung, die Beleidigungen und die Sünde des Weltgeschehens, grenzenlos empfunden habe — es fehlten ihm vielmehr ausgleichende und sänftigende Lebens- und Geschichtsbetrachtungen nicht, vor allem erkannte er sie in den mächtigen sittlichen Persönlichkeiten, die der Menschheit geschenkt worden sind, und an denen er sich erhob. Aber auch hier ist es charakteristisch, daß er ein befreiendes positives Verhältnis nur zu solchen Persönlichkeiten gewinnen konnte, die ihm in ihrer dezidierten Weltbeurteilung kongenial waren — also zu Paulus, Tertullian, den großen Mönchen, Luther, Kalvin, Kant. Dagegen, wo er die Kraft strenger Exklusive vermißte oder gar Eudämonismus witterte, da konnten ihn auch die glänzendsten Anlagen des Geistes oder die gewaltigsten weltgeschichtlichen Wirkungen mit einer Persönlichkeit nicht versöhnen. An seiner tiefen Studie über Augustin tritt das mit besonderer Deutlichkeit hervor. Eine verhaltene Abneigung gegen den größten Mann, den die lateinische Welt hervorgebracht hat, der aber trotz der „duae civitates“ und trotz des Antipelagius, Stufen und Nuancen wohl kannte, zieht sich durch die ganze Studie. Ähnliches gilt von dem Verhältnis Holls zu Leibniz und selbst zu Goethe. Es blieb da immer ein starker Vorbehalt für ihn zurück, weil er die aus dem Gewissen hervorbrechende Kraft der Exklusive an diesen Männern vermißte. „Amicus Plato, magis amica severitas“ darf man mit dieser Variante von ihm sagen.

Umgekehrt aber, wer seine Verehrung besaß — er verschwendete sie wahrlich nicht! — der durfte sicher sein, daß Holl als Biograph alles aufbieten würde, um einen solchen Mann als geschlossene Persönlichkeit so zur Darstellung zu bringen, daß sein Leben und Wirken restlos, und ohne Widersprüche und ohne Schwanken, in seinem Typus und in seiner Größe aufging.

So hat er uns Luther vorgestellt, und von dem Lutherbuch, seiner größten Leistung, datiert die Wissenschaft und die Evangelische Kirche mit Recht eine neue Stufe in der Erkenntnis des Reformators.

Dieses Lutherbuch, original und kongenial empfunden, tief gedacht und mit verhaltener Leidenschaft geschrieben, ist eine umfassende Darlegung der Bedeutung Luthers auf allen großen Linien seines Wirkens — gesehen und ausschließlich beleuchtet von einem Standort her, nämlich dem Gotterlebnis, das den Reformator zum Reformator gemacht hat.

In wesenlosen Schein versinken neben diesem Buch alle kleinlichen, tendenziösen und tückischen Angriffe auf den Reformator, und alle halben und unsicheren Würdigungen. Gewiß, auch dieses epochemachende Buch hat seine Schranken: daß auch Luther ein Mensch war „mit seinem Widerspruch“, daß er stärker durch sein Temperament und vor allem durch seine Zeit gebunden gewesen ist, als hier zugegeben wird, und daß er ein gottesfreudigerer und -seligerer Mann war, als er nach dieser Darstellung erscheint, soll offen gesagt werden; auch ist manches hier Luther zugeschrieben, was er nicht allein und nicht zuerst verkündigt hat. Aber das alles kann ergänzt werden, und es ist ein Geringes gegenüber der Tatsache, daß hier das Wichtigste — was es für Luther bedeutet hat, Gott zu finden und zu haben, und was das überhaupt bedeutet — zu einem ergreifenden Ausdruck kommt. Hier steht nicht „Gott und die Seele“, sondern vielmehr „Gott und das Gewissen“ im Obersatz, wie für Luther, so auch für den Biographen.

Dieses Lutherbuch, das mit eigener Flamme brennt, wird bleiben, solange es eine theologische Wissenschaft gibt und einen evangelischen Glauben, und sein Verfasser wird den Ruhm behalten, ein Erneuerer des Luthertums geworden zu sein. Dieses Werk konnte ihm aber auch das hohe Bewußtsein einer Tat erwecken, jenes Bewußtsein, welches



die tragischen Historiker selten aufzubringen vermögen, weil ihre Weltanschauung wie eine schwere Last auf ihrer Tatkraft liegt.

Mit dem Lutherbuch sind wir zur Würdigung der wissenschaftlichen Arbeit Karl Holls im einzelnen übergegangen und haben die letzte und reifste Frucht, die sie getragen, vorweggenommen. Begonnen hat Holl als Forscher mit der Alten Kirchengeschichte, und er ist diesem Arbeitsfelde bis zuletzt treu geblieben. Man darf sagen: dem Forscher war und blieb die Alte Kirchengeschichte das Hauptgebiet, dem Lehrer aber die Reformationsgeschichte, die er auch in seinem Seminar fast ausschließlich pflegte. Dieses Seminar gestaltete sich mehr und mehr zu einer Pflanzschule der Wissenschaft, wie wir kaum eine zweite in der Theologie besitzen. Ausgezeichnete junge Gelehrte sind aus ihm hervorgegangen, die da bekennen, ihr bestes Teil von ihm empfangen zu haben. Es ist der große Lehrer, um den wir trauern — nicht minder heiß als um den Gelehrten. Wenn heute in der Theologie an vielen Stellen der zweideutige Ruf nach einer Umkehr der Wissenschaft und nach einer pneumatischen Methode ertönt, so können diese Rufer an Holls Arbeit lernen, wie das Objekt selbst dafür bürgt, daß die alte Methode streng kritischer Arbeit seine Würde nicht schmälert, sondern ans Licht stellt.

Doch nun zur Charakteristik seiner Hauptarbeiten auf dem Gebiete der Alten Kirchengeschichte:

Zeitlich an der Spitze steht hier sein Werk in zwei Bänden, das er im Auftrage der Kirchenväter-Kommission der Akademie unternommen hat, die Herausgabe der *Sacra Parallela*. Die Quellen der Alten Kirchengeschichte bestehen zu einem erheblichen Teil aus Fragmenten, die im byzantinischen Zeitalter zusammengestellt worden sind. Die bedeutendste Sammlung ist in den sogenannten *Sacra Parallela* des Johannes Damascenus enthalten. Sie in dem best-erreichbaren Text zu publizieren und zugleich alles zu tun, um sie wissenschaftlich brauchbar zu machen, war die ge-



stellte Aufgabe. Sie verlangte eine umfassende Handschriftenforschung in Italien und die gründlichsten patristischen Kenntnisse; denn jedes der vielen Hunderte von Fragmenten forderte eine eigene Behandlung. Hier hat Holl seine Schulung als Handschriftenforscher und Philologe erfahren und in den zwei Bänden eine abschließende Arbeit geleistet. Aber gleichzeitig zeigte er in seiner Berliner Habilitations-Vorlesung (1897) über Tertullian, daß er sich auch in die christlich-lateinische Literatur eingearbeitet hatte. Sehr viel und Bedeutendes war schon über Tertullian geschrieben worden; aber eine Charakteristik, wie sie Holl in dieser Vorlesung über den ihm kongenialen großen Afrikaner geboten hat, besaßen wir bisher nicht. Wer in Kürze einen Eindruck von Karl Holl als zusammenschauenden Historiker gewinnen will, der greife nach diesem in den „Preußischen Jahrbüchern“ veröffentlichten Vortrag.

Nicht lange dauerte es, im Jahre 1898, da erschien ein neues Werk von ihm: „Enthusiasmus und Bußgewalt beim griechischen Mönchtum“. Gestehen wir es — vor dem Erscheinen dieses Werkes begnügten wir uns in bezug auf das griechische Mönchtum, im Unterschied vom vielseitigen abendländischen, mit dem Urteile, es sei als die eindeutige und unveränderliche Erscheinung einer dumpfen Askese einer tieferen differenzierenden Betrachtung nicht würdig und nicht fähig. Mit einem Schlage hat Holls Untersuchung diesem bequemen und falschen Urteil ein Ende gemacht. Von dem Begriff „Enthusiasmus“ ausgehend, den ich in die Geschichte der Würdigung des alten Christentums eingeführt hatte, zeigte er, welches neue und reiche Leben in dem griechischen Mönchtum steckte und wie groß die Bedeutung gewesen ist, die es in bezug auf die Theorie und Praxis der Buße und auf die Formierung des inneren Lebens und der kirchlichen Frömmigkeit besessen hat. Er wurde selbst ein innerlich ergriffener, verständnisvoller Freund dieses griechischen Mönchtums, und die erfolgreiche

Untersuchung wurde ihm der Ausgangspunkt für immer neue, bis zuletzt fortgesetzte Arbeiten, die sich bis zu umfassenden Studien über die heutige russische Kirche und bis zu Tolstoi und Dostojewski erstreckten. Sie mündeten in der abschließenden und leuchtenden Abhandlung: „Die religiösen Grundlagen der russischen Kultur“.

Aus diesen zahlreichen Untersuchungen strengster und formvollendeter Art ragen besonders zwei mit bescheidenen Titeln hervor: „Die schriftstellerische Form des griechischen Heiligenlebens“ und „Die Vorstellung vom Märtyrer und der Märtyrerakte in ihrer geschichtlichen Entwicklung“. Hier hat er uns das Wesen und den Begriff des griechischen Heiligen und namentlich des Märtyrers erschlossen, und er hat zuerst das griechisch-christliche Vollkommenheitsstreben, die προκοπή, auf ihre Wurzeln zurückgeführt und zum Verständnis gebracht. Was er herausgearbeitet, erscheint heute als eine elementare Einsicht; aber eben das ist das Siegel wahrer Erkenntnis. Dazu: die in der protestantischen Kirchengeschichtsschreibung bisher verkannte und vernachlässigte, zuletzt noch mißhandelte und ihrem Verfasser abgesprochene Urquelle für die gesamte Geschichte der griechischen Asketik, die Vita Antonii des Athanasius, hat er in ihrem unvergleichlichen Werte erkannt und an die Spitze gestellt. Er durfte seine Untersuchung mit dem Urteil schließen: „Athanasius hat auf den ersten Wurf etwas geschaffen, das seine Nachfolger nicht zu übertreffen, ja kaum zu erreichen vermochten. Seine ‚Vita Antonii‘ stellt das Muster dar, dem man im Orient nacheiferte, solange dort überhaupt Heiligenleben geschrieben wurden.“

Bald nach dem Werk über „Enthusiasmus und Bußgewalt“ verließ uns Holl im Jahre 1900, um als Prof. extraord. nach Tübingen zu gehen, wo er sechs Jahre geblieben ist. Hier begann er seine Arbeiten über Luther, speziell über seine Rechtfertigungslehre, sowie über den Stifter des Jesuitenordens, dessen „Exerzitien“ er neu beleuchtet, ja eigentlich erst durchschaut hat — wie anders urteilt man

heute über diese Exerziten als noch vor einem Menschenalter! — setzte aber seine Untersuchungen zur Alten Kirchengeschichte fort und überraschte uns im Jahre 1904 mit einem neuen Werk. Die Geschichte der Trinitätslehre im 4. Jahrhundert ist hier im Rahmen einer Monographie über „Amphilochius in seinem Verhältnis zu den großen Kappadoziern“ aufgehell. Dogmengeschichtlich gibt es kaum ein intrikateres Problem; denn die Spekulationen über die Trinität in jener Zeit sind von einer Feinheit und Kompliziertheit, von der sich der Laie keine Vorstellung machen kann; aber den schwäbischen Denker reizte eben diese Aufgabe, und wenn hier auch manches noch zu tun übrig bleibt, so werden die Arbeiten nur auf der Grundlage des Werkes von Holl fortgeführt werden können.

Im Jahre 1906 wurde Holl als Ordinarius an unsere Fakultät berufen. Bald blickten wir mit Staunen, aber auch mit Besorgnis auf sein pausenloses Arbeiten und mit Bewunderung auf die Mannigfaltigkeit und Fülle der Probleme, die er bemeisterte. Auch an eine bloße Aufzählung der wichtigsten ist hier nicht zu denken. Aber mochte er nun über die Entstehung des Epiphaniensfestes oder die griechische Altarbildwand, über die Zeitlage eines altlateinischen polemischen Gedichtes oder über neue ägyptische Urkunden zur Kirchengeschichte des 4. Jahrhunderts, über den Kirchenbegriff des Paulus im Unterschied von dem der Urgemeinde oder über die Struktur und den Sinn des altrömischen Glaubensbekenntnisses, über das Mönchtum oder über den Beruf schreiben — niemals griff er abgegriffene Probleme auf, niemals isolierte er sie, niemals trug er künstliche Fragen an sie heran, vielmehr waren seine Untersuchungen stets original, fruchtbar und in der Regel abschließend.

Und doch sind alle diese Abhandlungen für ihn in seiner Berliner Zeit nur Parerga gewesen, zu denen er in unbegreiflicher Weise noch Zeit fand; denn zwei Hauptthemata beschäftigten ihn hier von Anfang an und fort und fort: die

umfassende neue Darstellung Luthers, an der er sich selbst emporgehoben und gestählt hat — ich habe von ihr schon gesprochen — und gleichzeitig eine nicht minder gewaltige Aufgabe, die Herausgabe eines der schwierigsten, wenn nicht des schwierigsten Kirchenvaters des 4. Jahrhunderts, Epiphanius. Sie mußte ab ovo gemacht werden, und sie war deshalb so schwierig, weil das Werk des Epiphanius nicht ein Einzelwerk ist, sondern eine „Bibliotheca“ der wertvollsten Exzerpte aus drei christlichen Jahrhunderten, zusammengebracht von einem ehrlichen, aber völlig unkritischen, gelehrten, aber wüst-gelehrten Bischof, einem typischen Konfusionarius und schrecklichen Chronologen — und doch besitzen wir nur durch ihn einen kostbaren Teil der altchristlichen Literatur! Holl hat an diese Aufgabe seine unvergleichliche Arbeitskraft, sein exquisites zuverlässiges Wissen und sein unbestechliches kritisches Urteil gesetzt und sie dadurch zur Musterausgabe eines antiken Schriftstellers gemacht, zumal da er einen ebenso reichhaltigen wie knappen Kommentar den Quellenstücken beigegeben hat. Leider ist es ihm nicht mehr vergönnt gewesen, die Ausgabe zu vollenden; aber das noch Fehlende ist doch schon so weit vorbereitet, daß der berufenste Gelehrte und Freund Holls sich zu unserer Freude bereit erklärt hat, die Ausgabe zu Ende zu führen.

Ich kann aber diese Übersicht über das schriftstellerische Lebenswerk Holls nicht schließen, ohne der Arbeit zu gedenken, die wir von ihm aus dem letzten Jahre besitzen; es sind Vorträge, die er über das gewaltige Thema „Urchristentum und Religionsgeschichte“ gehalten hat, Vorlesungen, die, wie der Vortrag über Tertullian, auch weiteren Kreisen zugänglich sind. Es ist einfach unvergleichlich, wie Holl hier auf 48 Seiten den umfassendsten Stoff bewältigt hat. Und was ist das Ergebnis? Holl nimmt in den Vorlesungen Stellung zu der großen Frage: Ist das Christentum, sei es von Anfang an, sei es im Laufe seiner ältesten Entwicklung, eine synkretistische Religion, oder hat



es eine von allen anderen Religionen im Reiche sich scharf abhebende Eigenart und hat diese auch behauptet? Die Antwort lautet: den Erlösungsgedanken und den Gerichtsgedanken, die Verehrung eines absoluten Herrn und die Kyriosmystik, die Sakramentsvorstellung und die mystische Ausgestaltung des Gottesdienstes teilt das Christentum mit anderen Religionen; aber dennoch ist es etwas von ihnen ganz Verschiedenes, nämlich durch seinen einzigartigen neuen, von Jesus stammenden Gottesbegriff, den es auch behauptet hat und dem es den Sieg über alle anderen Religionen verdankt. Man darf es also nicht eine synkretistische Religion nennen.

Die Herausarbeitung des christlichen Gottesbegriffs im Kontrast mit allen anderen ist die bleibende Leistung dieser Vorlesungen. Ob aber die Kritik das scharfe Entweder — Oder anerkennen und dazu den Sieg des Christentums über die anderen Religionen aus seinem Gottesbegriff mit Holl ableiten wird, muß gefragt werden. Wann ist jemals in der Geschichte eine Religion in der Welt zum Siege gekommen durch ihr Eigenes und Bestes? Waren es nicht immer die zweiten Gründe und die zweiten Motive, die die Massen bezwungen und den Sieg in der Welt herbeigeführt haben? War es in der Geschichte des Urchristentums oder in der Reformationsgeschichte anders? Das Christentum verdankt seinen Sieg in der Welt seinem Synkretismus; also gilt das „Entweder — Oder“ nicht. Es muß in ein „Sowohl — als auch“ verwandelt werden. Das Christentum war wirklich trotz seines eigentümlichen Gottesbegriffs eine synkretistische Religion. Aber wenn das festgestellt ist, kommt die These Holls doch noch indirekt zu ihrem Rechte; denn der christliche Synkretismus unterscheidet sich spezifisch von allen anderen durch die beispiellose Organisationskraft; diese aber stammt nicht aus ihm selbst, sondern letztlich aus der heißen Sorge für das Seelenheil und die Erziehung der Menschheit und aus der Bruderliebe — also aus dem eigentümlichen Gottesbegriff.



Nun ist der Mund verstummt, der uns so viel zu sagen hatte, und unbeschrieben sind die Blätter zurückgeblieben, die seiner Feder noch harften. Wir erwarteten noch so viel von ihm, vor allem eine große Studie über Luther und Augustin, die zu einer prinzipiellen Auseinandersetzung mit der abendländisch-katholischen Kirche hätte führen müssen; er beurteilte sie herber als den morgenländischen Katholizismus.

Welchen theologischen Standpunkt hat Karl Holl eingenommen? Es ist der beste Beweis für seine charaktervolle Eigenart, daß niemals jemand meines Wissens diese Frage in bezug auf ihn gestellt hat. Die leichtfertigen Schlagworte: „positiv, liberal“ prallten von ihm ab. Von dem schwäbischen Luthertum mit seinem pietistischen Einschlag und seinem Gemeinschaftssinn ist er hergekommen — auch seine Auffassung Luthers verleugnet diesen Ursprung nicht — und von Ritschl hat er dankbar viel gelernt. Aber einfach einen Jünger Ritschls kann man ihn so wenig nennen, wie einen Jünger der schwäbischen Theologen Bengel und Beck oder andererseits Ferdinand Christian Baur. Er war überhaupt kein typischer schwäbischer Theologe, sondern ein freier historisch-kritischer Forscher und zugleich ein Theologe, der sich auf Luthers Lehre gründete. Das muß genügen; aber damit ist noch nicht ausgesprochen, welcher leidenschaftliche Drang nach Wahrheitserkenntnis ihn be-seelte, welcher ein heißes Ringen um ein höheres Leben ihn, den schwer Lebenden, erfüllte, und mit welchem heiligen Ernste er alles, was er dachte und lebte, unter den Prinzipat des Gewissens gestellt hat. So haben wir ihn kennen gelernt — vor dem Kriege, im Kriege, nach der Kriegszeit — und dieses Bild wird uns bleiben! Bei Kalvins frühem Tode hat man gesagt, der Eifer um das Haus Gottes habe ihn verzehrt. Das Wort gilt auch von Karl Holl in seinem inneren Ringen um die Wahrheit, um Gott: „Der Eifer um das Haus Gottes hat ihn verzehrt.“

Kollegen, Kommilitonen! Seit dem erschütternden Ausgang des Weltkriegs und dem noch tiefer erschütternden „Frieden“ gewahren wir in beiden Kirchen, und auch in ihrer Theologie, ein mächtiges Streben, in die Tiefe zu gehen und die Innerlichkeit und den Ernst der Religion unmittelbarer zu erfassen. Auf verschiedenen Linien offenbart sich dieses Streben; unser entschlafener Kollege gab ihm durch seine Arbeit als Historiker einen reinen Ausdruck. Er ist uns genommen. Sein Tod steigert die Verantwortlichkeit derer, die nachgeblieben sind, steigert unsere Verantwortung. „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige“ — so klagt man heute mit Recht in unsrem Vaterland. Möge der fortwirkende Geist des entschlafenen Lehrers zahlreiche Arbeiter erwecken helfen! Möge er nun erst zu voller Wirksamkeit gelangen!

Mortuus doceat vivos!

---

## Nachwort.

### Die erste Abteilung:

#### Zur eigenen Lebensgeschichte.

Das erste Stück: „Ansprache bei der Übernahme der Generalverwaltung der Königlichen Bibliothek“ ist die Erwiderung auf die einführenden Worte des Kultusministers Dr. Studt. Gedruckt wurde sie im „Zentralblatt für Bibliothekswesen“, Band 22, 1905, S. 542—544.

Das zweite Stück: Die „Ansprachen in der Festsetzung des Kirchenhistorischen Seminars zur Feier des sechzigsten Geburtstags“ sind in einem Privatdruck des Seminars unter dem Titel „Zur Erinnerung an den sechzigsten Geburtstag Adolf Harnacks am 7. Mai 1911“, Berlin: Druck von F. Rosenthal 1911, veröffentlicht worden.

Das dritte Stück: „Ein Wort der Erinnerung“ leitete den fünfzigsten Jahrgang der „Theologischen Literaturzeitung“ ein. Leipzig 1925.

Das vierte Stück: „Erinnerungen an Wolf Grafen von Baudissin“ ist bisher nicht gedruckt worden. Graf von Baudissin (1847—1926) war zuletzt Professor für alttestamentliche Theologie an der Universität Berlin. Adolf v. Harnack widmete ihm am 2. März 1926 vor einem Kreise theologischer Freunde in seinem Hause die hier mitgeteilten Worte der Erinnerung.

Das fünfte Stück: „Ansprache bei der Einweihung des Harnack-Hauses“ ist in einem Privatdruck „Ansprachen bei der Einweihung des Harnack-Hauses der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften am 7. Mai 1929“, Berlin 1929, enthalten.

Das sechste Stück: „Meine Zeitgenossen aus dem achtzehnten Jahrhundert“ wurde zuerst in „Velhagen und Klasings Monatsheften“, Band 44, 1929, Heft 1, veröffentlicht.

Das siebente Stück: „Begrüßung des Akademisch-Theologischen Vereins zu Giessen“ ist als Vorwort erschienen zu „Stromata. Festgabe des Akad.-Theol. Vereins zu Giessen anlässlich seines 50. Stiftungstages . . . Hrsg. von G. Bertram.“ Leipzig: Hinrichs 1930. Die Korrektur hat Adolf v. Harnack noch selbst gelesen, das Erscheinen des Buches jedoch nicht mehr erlebt.

### Die zweite Abteilung:

#### Aus dem religiösen und theologischen Wirken.

Das erste Stück: „Fünfzehn Fragen an die Verächter der wissenschaftlichen Theologie unter den Theologen“ steht in der „Christlichen Welt“ Jahrgang 37, 1923, Spalte 6—8.

Das zweite Stück: „Die Erhaltung der Kraft im höheren Leben“ wurde zuerst im „Estländisch-deutschen Kalender für 1925“ veröffentlicht und später gelegentlich nachgedruckt.

Das dritte Stück: „Kann das deutsche Volk gerettet werden? Die Erneuerung der Arbeitsfähigkeit und öffentlichen Sittlichkeit“, ist ein Leitartikel der „Neuen Freien Presse“ in Wien vom 12. April 1925 (Nr. 21760).

Das vierte Stück: „Über den sogenannten „Consensus quinque-saecularis“ als Grundlage der Wiedervereinigung der Kirchen“ erschien in der Zeitschrift „Die Eiche“, Jahrgang 13, 1925, Sonderheft, S. 287—299.

Das fünfte Stück: „Die Weltkirchenkonferenz in Stockholm“ ist ein Brief an Erzbischof Söderblom in Upsala vom 20. August 1925 und im „Amtlichen deutschen Bericht über die Stockholmer Weltkirchenkonferenz von A. Deißmann“, Berlin 1926, S. 549, sowie an anderen Stellen, veröffentlicht.

Das sechste Stück: „Die religionsgeschichtliche Bedeutung der Reformation Luthers. Nach einem Vortrag gehalten in der Universität Münster“ erschien in der „Christlichen Welt“, Jahrgang 40, 1926, Spalte 4—10.

Das siebente Stück: „Weihnachten“ erschien im „Berliner Tageblatt“ vom 25. Dezember 1926 (Nr. 608).

Das achte Stück: „Rückblick auf den Evangelisch-Sozialen Kongreß“ ist einer auf dem 34. Ev.-Soz. Kongreß in Hamburg im Jahre 1927 gehaltenen Ansprache entnommen und in den „Verhandlungen“, S. 71—74, veröffentlicht.

Das neunte Stück: „Möhler, Diepenbrock, Döllinger“ erschien als Anzeige des Buches von F. Vigener in der „Historischen Zeitschrift“, Band 135, 1927, S. 133—135.

Das zehnte Stück: „Der gegenwärtige Christus“ erschien in der „Christlichen Welt“, Jahrgang 42, 1928, Spalte 307—308.

Das elfte Stück: „Weihnachten“ erschien im „Berliner Tageblatt“ vom 25. Dezember 1928 (Nr. 608).

Das zwölfte Stück: „Die Neuheit des Evangeliums nach Marcion“ erschien in der „Christlichen Welt“, Jahrgang 43, 1929, Spalte 362—370.

### Die dritte Abteilung: Zur Wissenschaftsgeschichte.

Das erste Stück: „Baltische Professoren“ erschien im „Baltenbuch“, Dachau 1916, S. 49—51.

Das zweite Stück: „Bücher-Widmungen und Büchertitelaufnahmen. Eine bibliographische Anregung“ wurde im „Zentralblatt für Bibliothekswesen“, Band 41, 1924, S. 177—182, veröffentlicht.

Das dritte Stück: „Das kommende Zeitalter des Geistes und der Geist unserer Zeit“ bildete den Leitartikel der „Neuen Freien Presse“ in Wien vom 8. Juni 1924 (Nr. 21460).

Das vierte Stück: „Immanuel Kant. 1724—1924“ ist die bei der Einweihung des Grabmals Kants in Königsberg am 21. April 1924 gehaltene Gedächtnisrede. Sie erschien selbständig im gleichen Jahre bei J. Springer in Berlin. Außerdem wurde sie in der Zeitschrift „Die Naturwissenschaften“, Jahrgang 1924, Heft 17, veröffentlicht.

Das fünfte Stück: „Die Bedeutung geistiger Werte für Arbeit und Wirtschaft“ erschien in „Velhagen und Klasings Monatsheften“, Band 41, 1927, Heft 7, S. 60—64.

Das sechste Stück: „Friedrich Althoff“ wurde als Besprechung in der „Deutschen Literaturzeitung“ 1928, Nr. 1, veröffentlicht. Zu vergleichen ist hierzu Adolf v. Harnacks Gedächtnisrede auf Althoff („Aus Wissenschaft und Leben“ Band 2, 1911, S. 332).

Das siebente Stück: „Stufen wissenschaftlicher Erkenntnis“ erschien in der Zeitschrift „Die Koralle“ (Berlin: Ullstein) vom 7. August 1930. Dieser Aufsatz ist die letzte Arbeit Adolf v. Harnacks; er hat sie nicht mehr selbst korrigieren können. Der Gegenstand hat ihn noch bis in seine letzten Lebensstunden beschäftigt.



**Die vierte Abteilung:****Aus dem Wirken in der Preußischen Akademie der Wissenschaften  
und in der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung  
der Wissenschaften.**

Das erste Stück: Die „Antrittsrede“ wurde in der Leibniz-Sitzung der Akademie im Jahre 1890 gehalten und in den „Sitzungsberichten“, S. 788—91, veröffentlicht. Die Beigabe der Antwort Theodor Mommsens, damals beständiger Sekretar der Akademie, wird dem Leser erwünscht sein.

Das zweite Stück: „Adresse an Herrn Leopold Delisle zur Feier seines fünfzigjährigen Jubiläums als Mitglied der Académie des Inscriptions et Belles Lettres am 6. Dezember 1907“ erschien in den „Sitzungsberichten“ des gleichen Jahres S. 914—15.

Das dritte Stück: „Adresse zur Fünfhundertjahrfeier der Universität Leipzig“ erschien in den „Sitzungsberichten“ 1909, S. 981—982.

Das vierte Stück: „Die goldenen Jubiläen in der Königl. Akademie der Wissenschaften. Ein Beitrag zur Geschichte der Akademie“ erschien in den „Sitzungsberichten“ 1915, S. 152—157.

Das fünfte Stück: „Die Berliner Akademie der Wissenschaften im Zeitalter Friedrichs des Großen und die Schweiz“ bildet einen Teil der „Festschrift der Freien Vereinigung Gleichgesinnter, Luzern“. Zürich: Rascher 1923, S. 209—214.

Das sechste Stück: „Adresse an Herrn Friedrich Teutsch in Hermannstadt zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum am 6. August 1924“ erschien in den „Sitzungsberichten“ des gleichen Jahres S. 291—292.

Das siebente Stück: „Adresse an Herrn Karl v. Müller zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum am 8. August 1926“ erschien in den „Sitzungsberichten“ des gleichen Jahres S. 356—357.

Das achte Stück: Der „Bericht über die Ausgabe der griechischen Kirchenväter der ersten drei Jahrhunderte (1916—1926)“ wurde in der öffentlichen Sitzung der Akademie vom 27. Januar 1927 vorgetragen und in den „Sitzungsberichten“ S. XXVI—XXX gedruckt. Er knüpft an den im Jahre 1916 erstatteten an. Vgl. „Aus der Friedens- und Kriegsarbeit“ 1916, S. 163—172.

Das neunte Stück: Die „Ansprachen bei der Einweihung des Neubaus des Kaiser Wilhelm-Instituts für Arbeitsphysiologie am 22. und 23. Oktober 1929 in Dortmund-Münster“ sind in einem von der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft als Privatdruck unter diesem Titel im Jahre 1929 herausgegebenen Heft veröffentlicht worden.

#### Die fünfte Abteilung:

##### Gratulationen.

Das erste Stück: „Nathan Söderblom“ erscheint hier zum ersten Male in deutscher Sprache. Schwedisch wurde es am 13. Januar 1926 in der Zeitung „Aftonbladet“ veröffentlicht.

Das zweite Stück: „Martin Rade“ bildet die Einführung der Martin Rade zu seinem siebzigsten Geburtstage gewidmeten Festschrift: „Vierzig Jahre Christliche Welt“. Gotha: Klotz 1927, S. 1—3.

Das dritte Stück: „Hans Delbrück“ ist bisher ungedruckt. Mit diesen Versen begrüßte Adolf v. Harnack seinen Schwager, Professor Hans Delbrück (1848—1929), an seinem achtzigsten Geburtstage (11. November 1928).

Das vierte Stück: „Friedrich Schmidt-Ott“ ist das Geleitwort zu der dem Staatsminister Schmidt-Ott an seinem siebzigsten Geburtstag dargebrachten Festschrift „Aus fünfzig Jahren deutscher Wissenschaft“ Berlin: de Gruyter 1930.

#### Die sechste Abteilung:

##### In memoriam.

Das erste Stück: „Gedächtnisrede bei der Trauerfeier für Herrn Geheimen Kommerzienrat Eduard Arnhold am 15. August 1925“ erschien zuerst als Privatdruck der Familie (Berlin 1925). Ferner fand es Aufnahme in das von Johanna Arnhold veröffentlichte Werk „Eduard Arnhold. Ein Gedenkbuch.“ Berlin 1928. (Privatdruck).

Das zweite Stück: „Karl Holl“. Diese in der Aula der Berliner Universität am 12. Juni 1926 gehaltene Gedächtnisrede erschien in der Schrift „Karl Holl †. Zwei Gedächtnisreden von Adolf v. Harnack und Hans Lietzmann.“ Bonn: Marcus und Weber 1926. (Arbeiten zur Kirchengeschichte. 7).



# ADOLF v. HARNACK

veröffentlichte die sieben Bände seiner Reden und Aufsätze  
unter folgenden Titeln:

## Reden und Aufsätze

Geh. 14 RM      2 Bände. 2. Auflage 1906      Geb. 18 RM

## Aus Wissenschaft und Leben

Der Reden und Aufsätze Neuer Folge Erster und Zweiter Band  
Nur gebunden      1911      30 RM

## Aus der Friedens- und Kriegsarbeit

Der Reden und Aufsätze Neuer Folge Dritter Band  
Geh. 6 RM      1916      Geb. 9 RM

## Erforshtes und Erlebtes

Der Reden und Aufsätze Neuer Folge Vierter Band  
Geh. 6 RM      1923      Geb. 9 RM

## Aus der Werkstatt des Vollendeten

Der Reden und Aufsätze Neuer Folge Fünfter Band  
Als Abschluß des Werkes herausgegeben von Axel v. Harnack  
Mit zwei Bildnissen  
Geh. 8.50 RM      1930      Geb. 11 RM

Inhaltsangabe:

**Reden und Aufsätze** I. Band: Legenden als Geschichtsquellen — Sokrates und die alte Kirche — Augustins Konfessionen — Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte — Martin Luther, in seiner Bedeutung für die Geschichte der Wissenschaft und der Bildung — Philipp Melanchthon — August Neander — Das apostolische Glaubensbekenntnis, ein geschichtlicher Bericht nebst Einleitung und Nachwort — Antwort auf die Streitschrift D. Cremers: Zum Kampf um das Apostolikum — Als die Zeit erfüllet war. Der Heiland — Die jüngsten Entdeckungen auf dem Gebiete der ältesten Kirchengeschichte. —

---

VERLAG VON ALFRED TÖPELMANN IN GIESSEN

**II. Band: Das Christentum und die Geschichte — Die evangelisch-soziale Aufgabe im Lichte der Geschichte der Kirche — Die sittliche und soziale Bedeutung des modernen Bildungstrebens — Grundsätze der evangelisch-protestantischen Mission — Zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus — Die Aufgabe der theologischen Fakultäten und die allgemeine Religionsgeschichte, nebst einem Nachwort — Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften — The present state of research in early church history — Einige Bemerkungen zur Geschichte der Entstehung des Neuen Testaments — Was wir von der römischen Kirche lernen und nicht lernen sollen — Das Testament Leos XIII. — Die Bedeutung der Reformation innerhalb der allgemeinen Religionsgeschichte — Der evangelisch-soziale Kongreß zu Berlin — Ritschl und seine Schule — Über Wissenschaft und Religion. Angeeignetes und Erlebtes.**

## **Aus Wissenschaft und Leben I. Band. Wissenschaft, Schule und Bibliothek:**

Gedanken über Wissenschaft und Leben — Vom Großbetrieb der Wissenschaft — Leibniz und Wilhelm von Humboldt als Begründer der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften — Zur Kaiserlichen Botschaft vom 11. Oktober 1910: Begründung von Forschungsinstituten — Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit — Die Beziehungen zwischen Universität und Schule in bezug auf den Unterricht in Geschichte und Religion. Anhang: Zur Behandlung der römischen Kaisergeschichte auf der Schule — Die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Preußen. Anhang: Offener Brief an die „Karpathen“ — Die Königl. Bibliothek zu Berlin. Anhang I: Ein kulturgeschichtliches Werk und ein bibliothekarisches Hilfsmittel. Anhang II: Das Prümer Evangelienbuch Kaiser Lothars. Anhang III: Über Anmerkungen in Büchern — **Soziales und Politisches:** Über die Vorzeichen der in der Geschichte wirksamen Kräfte — Carnegies Schrift über die Pflicht der Reichen — Die Nachlaßsteuer vom sozial-ethischen Gesichtspunkt — Eröffnungsrede beim 21. Evangelisch-Sozialen Kongreß — Bismarck (Zum zehnjährigen Todestage) — Deutschland und England — Der Friede die Frucht des Geistes — **Katholische Kirche:** Die Entstehung des Papsttums — Protestantismus und Katholizismus in Deutschland — Die päpstliche Enzyklika von 1907, nebst zwei Nachworten — Religiöser Glaube und freie Forschung — Die Borromäus-Enzyklika. Anhang: Konfession und Politik — Pater Denifle, Pater Weiß und Luther — Die Lutherbiographie Grisars — Das Konklave. — **II. Band. Zur Religionswissenschaft und Kirchenpolitik:** Was verdankt unsere Kultur den Kirchenvätern? — Internationale und nationale christliche Literatur — Über das Verhältnis der Kirchengeschichte zur Universalgeschichte — Der Brief Sr. Majestät des Kaisers an den Admiral von Hollmann — Naumanns Briefe über Religion — Christus als Erlöser — Das neue kirchliche Spruchkollegium nebst zwei Nachworten — Beunruhigungen des christlichen Glaubens und der Frömmigkeit — Soll in Deutschland ein Weltkongreß für freies Christentum gehalten werden? Offener Brief an D. Rade — Die Theologische Fakultät der Universität Berlin — **Zur Geschichte des Urchristentums:** Hat Jesus gelebt? — Der proletarische Charakter des Urchristentums — Vorfragen, die Glaubwürdigkeit der evangel. Geschichte betr. — Das doppelte Evangelium im Neuen Testament — Hat Jesus das alttestamentliche Gesetz abgeschafft? — Ein neues Evangelienbruchstück — Das Urchristentum und die sozialen Fragen. Anhang: Thesen über den Wert der Arbeit nach urchristlicher Anschauung — **Alte Bekannte Festbetrachtungen:** Die Weihnachtsbetrachtung des vierten Evangelisten — Gloria in excelsis deo! — Weihnachten — Dies ist der Tag, den Gott gemacht — Eine kurze Betrachtung — Pfingsten — In memoriam: Die Kaiserin Friedrich — Theodor Mommsen — Friedrich Althoff — Oskar von Gebhardt — Emil Schürer — Friedrich Paulsen.



**Aus der Friedens- und Kriegesarbeit** **Aus der Geschichte des Christentums und der Kirchen:** Über den Ursprung der Formel „Glaube, Liebe, Hoffnung“ — Die älteste Kircheninschrift — Die älteste Kirchenbibliotheksinschrift — Griechische und christliche Frömmigkeit am Ende des 3. Jahrhunderts — Die Höhepunkte in Augustins Konfessionen — Der Geist der morgenländischen Kirche im Unterschied von der abendländischen — Die Askese, eine Skizze — Bericht über die Ausgabe der griechischen Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte (1891—1915) — **Aus der Kultur- und Wissenschafts-Geschichte:** Über wissenschaftliche Erkenntnis — Protestantische Kultur — Protestantische Kultur und Dr. Max Maurenbrecher — Die Benutzung der Königlichen Bibliothek und die deutsche Nationalbibliothek, mit einem Nachwort — Die Geschichte der Königlichen Bibliothek, Rede, gehalten bei der Einweihung der neuen Königlichen Bibliothek — **Aus dem Weltkriege:** — Offener Brief an Herrn Pastor Lic. Siegmund-Schultze, 17. Januar 1912 — Rede zur deutsch-amerikanischen Sympathiekundgebung im Berliner Rathaus, 11. August 1914 — Schreiben von elf großbritannischen Theologen an den Verfasser, 27. August 1914. Antwort auf dieses Schreiben, 10. September 1914 — Der Abschied von der weißen Weste, 21. April 1916 — Eine Betrachtung und ein Gedicht, ins Feld geschickt — Was wir schon gewonnen haben und was wir noch gewinnen müssen, Rede, am 29. September 1914 in Berlin gehalten — An der Schwelle des dritten Kriegsjahrs, Rede, am 1. August 1916 in Berlin gehalten — Die Leistung und die Zukunft der baltischen Deutschen — Die deutsche Universität Dorpat, ihre Leistungen und ihr Untergang.

**Erforschtes und Erlebtes** **Zur Geschichte, besonders zur Religions-Geschichte:** Über die Sicherheit und die Grenzen geschichtlicher Erkenntnis — Der ursprüngliche Text des Vater-Unsers und seine älteste Geschichte — Zum Johannesevangelium — Einige Worte Jesu, die nicht in unseren Evangelien stehen — Die apokalyptischen Reiter — Heilige Schriften — Dante — Die Reformation und ihre Voraussetzung. I. Die römisch-katholische Kirche im Mittelalter. II. Vorreformation und Vorreformatoren. III. Luther. — Die Religion Goethes in der Epoche seiner Vollendung — Was hat die Historie an fester Erkenntnis zur Deutung des Weltgeschehens zu bieten? — **Zur Wissenschaftsgeschichte:** Die Bedeutung der Theologischen Fakultäten — Die Professur für Bibliothekswissenschaften in Preußen — Über die Zukunft des Orientalischen Seminars, den Plan einer Auslandshochschule und die Teilung der Berliner Philosophischen Fakultät — Die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft im Jahre 1922 — Rede zur Weihe des Kaiser Wilhelm-Instituts für Eisenforschung am 26. November 1921 in Düsseldorf — Die Krisis der deutschen Wissenschaft: I. Meine Veröffentlichung in The Nation and the Athenaeum. II. Offener Brief an Viscount Haldane über die Krisis der deutschen Wissenschaft nebst Anhang. — **Aus dem Weltkrieg:** Friedensaufgaben und Friedensarbeit (An den Reichskanzler, 1916) — Das Gebot der Stunde (An den Reichskanzler, 1917) — Offener Brief an Herrn Clémenceau — Die Religion im Weltkriege — Deutschland und der Friede Europas — Politische Maximen für das neue Deutschland. Der akademischen Jugend gewidmet — In memoriam. Gedenkreden: Albrecht Ritschl — Otto von Gierke — Emil Fischer — Ernst Troeltsch — Walter Lisco — Paul Schwenke — **Aus dem akademischen Gottesdienst und Verwandtes:** Vom Reiche Gottes — Vom inwendigen Menschen — „Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen“ — Vom Geiste.

**Aus der Werkstatt des Vollendeten** Zur eigenen Lebensgeschichte:  
 Ansprache bei der Übernahme der Generalverwaltung der Königlichen Bibliothek — Ansprachen in der Festsitzung des Kirchenhistorischen Seminars zur Feier des sechzigsten Geburtstages — Ein Wort der Erinnerung — Erinnerungen an Wolf Grafen von Baudissin — Ansprache bei der Einweihung des Harnack-Hauses der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften — Meine Zeitgenossen aus dem achtzehnten Jahrhundert — Begrüßung des Akademisch-theologischen Vereins in Gießen zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens — **Aus dem religiösen und theologischen Wirken:** Fünfzehn Fragen an die Verächter der wissenschaftlichen Theologie unter den Theologen — Die Erhaltung der Kraft im höheren Leben — Kann das deutsche Volk gerettet werden? — Über den sogenannten „Consensus quinque-saecularis“ als Grundlage der Wiedervereinigung der Kirchen — Die Weltkirchenkonferenz in Stockholm — Die religionsgeschichtliche Bedeutung der Reformation Luthers — Weihnachten (1926) — Rückblick auf den Evangelisch-Sozialen Kongreß — Möhler, Diepenbrock, Döllinger — Der gegenwärtige Christus — Weihnachten (1928) — Die Neuheit des Evangeliums nach Marcion — **Zur Wissenschaftsgeschichte:** Baltische Professoren — Bücher-Widmungen und Bücher-Titelaufnahmen — Das kommende Zeitalter des Geistes und der Geist unserer Zeit — Immanuel Kant — Die Bedeutung geistiger Werte für Arbeit und Wirtschaft — Friedrich Althoff — Stufen wissenschaftlicher Erkenntnis — **Aus dem Wirken in der Preußischen Akademie der Wissenschaften und in der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft:** Antrittsrede in der Preußischen Akademie der Wissenschaften und Erwiderung Theodor Mommsens — Adresse an Herrn Leopold Delisle zur Feier seines fünfzigjährigen Jubiläums als Mitglied der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres am 6. Dezember 1907 — Adresse zur Fünfhundertjahrfeier der Universität Leipzig — Die goldenen Jubiläen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften — Die Berliner Akademie der Wissenschaften im Zeitalter Friedrichs des Großen und die Schweiz — Adresse an Herrn Friedrich Teutsch in Hermannstadt zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum am 6. August 1924 — Adresse an Herrn Karl von Müller zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum am 8. August 1926 — Bericht über die Ausgabe der griechischen Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte (1916—1926) — Ansprachen bei der Einweihung des Neubaus des Kaiser Wilhelm-Instituts für Arbeitsphysiologie — **Gratulationen:** Nathan Söderblom — Martin Rade — Hans Delbrück — Friedrich Schmidt-Ott — In memoriam: Eduard Arnhold — Karl Holl.

# ADOLF v. HARNACK

## REDEN UND AUFSÄTZE

---

Systematisches Inhaltsverzeichnis der sieben Bände:

*Die in Klammern stehenden römischen Ziffern bedeuten: I u. II: Reden und Aufsätze 2 Bände — III u. IV: Aus Wissenschaft und Leben 2 Bände — V: Aus der Friedens- und Kriegesarbeit — VI: Erforschtes und Erlebtes — VII: Aus der Werkstatt des Vollendeten.*

### I. Zur allgemeinen Wissenschaftslehre und Kulturgeschichte.

Über wissenschaftliche Erkenntnis (V 173) — Stufen wissenschaftlicher Erkenntnis (VII 202) — Gedanken über Wissenschaft und Leben (III 1) — Vom Großbetrieb der Wissenschaft (III 10) — Friedrich Althoff [Anzeige seiner Biographie] (VII 198) — Zur kaiserlichen Botschaft vom 11. Oktober 1910: Begründung von Forschungsinstituten (III 39) — Die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft im Jahre 1922 (VI 243) — Rede zur Weihe des Kaiser Wilhelm-Instituts für Eisenforschung in Düsseldorf (VI 253) — Ansprachen bei der Einweihung des Neubaus des Kaiser Wilhelm-Instituts für Arbeitsphysiologie (VII 248) — Die sittliche und soziale Bedeutung des modernen Bildungsstrebens (II 77) — Was verdankt unsere Kultur den Kirchenvätern? (IV 1) — Martin Luther in seiner Bedeutung für die Geschichte der Wissenschaft und der Bildung (I 141) — Protestantische Kultur (V 203) — Protestantische Kultur und Dr. Max Maurenbrecher (V 212) — Adresse an Herrn Friedrich Teutsch (VII 236) — Die Krisis der deutschen Wissenschaft (VI 264) — Über Wissenschaft und Religion. Angeeignetes und Erlebtes (II 369) — Die Erhaltung der Kraft im höheren Leben (VII 55).

### II. Akademie, Universität und Bibliothek.

Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften, ihre Geschichte (II 189) — Die Berliner Akademie der Wissenschaften im Zeitalter Friedrichs des Großen und die Schweiz (VII 230) — Leibniz und Wilhelm von Humboldt als Begründer der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften (III 21) — Die goldenen Jubiläen in der Königlich Akademien der Wissenschaften (VII 222) — Über die Zukunft des Orientalischen Seminars, den Plan einer Auslandshochschule und die Teilung der Berliner philosophischen Fakultät (VI 224) — Adresse zur Fünfhundertjahrfeier der Universität Leipzig (VII 219) — Die deutsche Universität Dorpat, ihre Leistungen und ihr Untergang (V 362) — Baltische Professoren (VII 147) — Die Aufgabe der theologischen Fakultäten und die allgemeine Religionsgeschichte (II 159) — Die Bedeutung der theologischen Fakultäten (VI 199) — Die theologische Fakultät der Universität Berlin (IV 153) — Politische Maximen für das neue Deutschland, der akademischen Jugend gewidmet (VI 321) — Die Beziehungen zwischen Universität und Schule in Bezug auf den Unterricht in Geschichte und Religion (III 83) — Die Königliche Bibliothek zu Berlin (Anhang I: Ein kulturgeschichtliches Werk und ein bibliographisches Hilfsmittel. Anhang II: Das Prümer Evangelienbuch Kaiser Lothars. Anhang III: Über Anmerkungen in Büchern) (III 127) — Bücher-

Widmungen und Bücher-Titelaufnahmen (VII 155) — Die Benutzung der Königl. Bibliothek und die deutsche Nationalbibliothek (V 227) — Die Geschichte der Königl. Bibliothek, Rede, gehalten bei der Einweihung des neuen Gebäudes (V 263) — Die Professur für Bibliothekswissenschaften in Preußen (VI 218) — Die älteste Kirchenbibliotheksinschrift (V 39) — Adresse an Herrn Leopold Delisle (VII 216).

### III. Schule.

Die Beziehungen zwischen Universität und Schule in Bezug auf den Unterricht in Geschichte und Religion (III 83) — Zur Behandlung der römischen Kaisergeschichte auf der Schule (III 102) — Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit (III 65) — Die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Preußen mit einem „Offenen Brief“ an die Zeitschrift „Die Karpathen“ (III 109).

### IV. Zur Geschichts-, Religions- u. Kirchenwissenschaft im Allgemeinen.

Über die Sicherheit und die Grenzen geschichtlicher Erkenntnis (VI 3) — Was hat die Geschichte an fester Erkenntnis zur Deutung des Weltgeschehens zu bieten? (VI 171) — Legenden als Geschichtsquellen (I 1) — Über die „Vorzeichen“ der in der Geschichte wirksamen Kräfte (III 163) — Das Christentum und die Geschichte (II 1) — Internationale und nationale christliche Literatur (IV 23) — Über das Verhältnis der Kirchengeschichte zur Universalgeschichte (IV 41) — Die Askese, eine Skizze (V 141) — Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte (I 81) — Die Bedeutung der Reformation innerhalb der allgemeinen Religionsgeschichte (II 295) — Die religionsgeschichtliche Bedeutung der Reformation Luthers (VII 86) — Die Bedeutung der theologischen Fakultäten (VI 199) — Die Aufgabe der theologischen Fakultäten und die allgemeine Religionsgeschichte (II 159) — Naumanns Briefe über Religion (IV 73) — Die Religion Goethes in der Epoche seiner Vollendung (VI 141) — Der Brief des Kaisers an den Admiral von Hollmann (IV 63) — Die Religion im Weltkrieg (VI 306) — Fünfzehn Fragen an die Verächter der wissenschaftlichen Theologie unter den Theologen (VII 51).

### V. Urchristentum und alte Kirchengeschichte.

Über die jüngsten Entdeckungen auf dem Gebiete der ältesten Kirchengeschichte (I 313) — The present state of research in early church history (II 217) — Vorfragen, die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte betreffend (IV 183) — Hat Jesus gelebt? (IV 167) — Der ursprüngliche Text des Vater-Unsers und seine älteste Geschichte (VI 24) — Hat Jesus das alttestamentliche Gesetz abgeschafft? (IV 225) — Als die Zeit erfüllet war. Der Heiland (I 299) — Zum Johannesevangelium (VI 36) — Einige Worte Jesu, die nicht in unseren Evangelien stehen (VI 44) — Christus als Erlöser (IV 81) — Der gegenwärtige Christus (VII 118) — Die apokalyptischen Reiter (VI 53) — Heilige Schriften (VI 65) — Der proletarische Charakter des Urchristentums (IV 175) — Das Urchristentum und die sozialen Fragen (IV 253) — Thesen über den Wert der Arbeit nach urchristlicher Anschauung (IV 274) — Das doppelte Evangelium im Neuen Testament (IV 211) — Ein neues Evangelienbruchstück (IV 237) — Einige Bemerkungen zur Geschichte der Entstehung des Neuen Testaments (II 237) — Was verdankt unsre Kultur den Kirchenvätern? (IV 1) — Bericht über die Ausgabe der griechischen Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte (V 163 und VII 240) — Über den Ursprung der Formel: „Glaube, Liebe, Hoffnung“ (V 3) — Das apostolische Glaubensbekenntnis, ein geschichtlicher Bericht (I 219) — Zum Kampf um das Apostolikum (I 265) — Sokrates und die alte Kirche (I 27) — Die Neuheit des Evangeliums nach Marcion (VII 128) — Griechische und christliche Frömmigkeit am Ende des 3. Jahrhunderts (V 45) — Augustins Konfessionen (I 49) — Die Höhepunkte in Augustins Konfessionen



(V 67) — Der Geist der morgenländischen Kirche im Unterschied von der abendländischen (V 101) — Die älteste Kircheninschrift und die älteste Kirchenbibliotheksinschrift (V 19, 39) — Adresse an Herrn Karl v. Müller (VII 238).

## VI. Mittlere und neuere Kirchengeschichte und Kirchenpolitik.

Dante (VI 68) — Die Reformation und ihre Voraussetzung: Die römisch-katholische Kirche im Mittelalter, Vorreformation und Vorreformatoren, Luther (VI 72) — Die Bedeutung der Reformation innerhalb der allgemeinen Religionsgeschichte (II 295) — Martin Luther in seiner Bedeutung für die Geschichte der Wissenschaft und der Bildung (I 141) — Philipp Melancthon (I 171) — August Neander (I 193) — Ritschl und seine Schule (II 345) — Alte Bekannte (moderne und altchristliche gnostische Mystiker) (IV 277) — Grundsätze der evangelisch-protestantischen Mission (II 107) — Zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus (II 129) — Beunruhigungen des christlichen Glaubens und der Frömmigkeit (IV 129) — Soll in Deutschland ein Weltkongreß für freies Christentum gehalten werden? (IV 146) — Das neue kirchliche Spruchkollegium (IV 95) — Über den sogenannten „Consensus quinque-saecularis“ als Grundlage der Wiedervereinigung der Kirchen (VII 65) — Die Weltkirchenkonferenz in Stockholm (VII 84).

## VII. Katholische Kirche.

Was wir von der römischen Kirche lernen und nicht lernen sollen (II 247) — Die Entstehung des Papsttums (III 211) — Protestantismus und Katholizismus in Deutschland (III 225) — Das Testament Leos XIII. (II 265) — Die päpstliche Encyklika von 1907 (III 251) — Religiöser Glaube und freie Forschung (III 267) — Die Borromäus-Encyklika (III 277) — Konfession und Politik (III 287) — Pater Denifle, Pater Weiß und Luther (III 295) — Die Lutherbiographie Grisars (III 332) — Das Konklave (III 341) — Möhler, Diepenbrock, Döllinger (VII 113).

## VIII. Soziales.

Das Urchristentum und die sozialen Fragen (IV 253) — Die Askese, eine Skizze (V 141) — Thesen über den Wert der Arbeit nach urchristlicher Anschauung (IV 274) — Die sittliche und soziale Bedeutung des modernen Bildungstrebens (II 77) — Die evangelisch-soziale Aufgabe im Lichte der Geschichte der Kirche (II 23) — Der evangelisch-soziale Kongreß zu Berlin (II 327) — Eröffnungsrede beim 21. Ev.-sozialen Kongreß (III 182) — Rückblick auf den Ev.-sozialen Kongreß (VII 108) — Carnegies Schrift über die Pflicht der Reichen (III 167) — Die Nachlaßsteuer vom sozialethischen Gesichtspunkt (III 172) — Kann das deutsche Volk gerettet werden? Die Erneuerung der Arbeitsfähigkeit und öffentlichen Sittlichkeit (VII 57) — Die Bedeutung geistiger Werte für Arbeit und Wirtschaft (VII 184).

## IX. Politik und Weltkrieg.

Deutschland und England, 1909 (III 196) — Der Friede die Frucht des Geistes, Rede in London gehalten 1911 (III 203) — Ein Brief an Pastor Siegmund-Schultze über das Verhältnis zu England, 1912 (V 277) — Rede zur deutsch-amerikanischen Sympathiekundgebung, August 1914 (V 283) — Schreiben von 11 großbritannischen Theologen und Antwort auf dasselbe, August und September 1914 (V 290) — „Der Abschied von der weißen Weste“, 1916 (V 300) — Eine Betrachtung und ein Gedicht, ins Feld geschickt (V 307) — „Was wir schon gewonnen haben“, Rede am 29. IX. 1914 (V 311) — „An der Schwelle des dritten Kriegsjahrs“, Rede am 1. VIII. 1916 (V 331) — Die Religion im Weltkrieg 1918 (VI 306) — Friedensaufgaben und -arbeit, Denkschrift an den Reichskanzler 1916 (VI 279) — Das Gebot der Stunde, Denkschrift an den Reichskanzler 1917 (VI 298) — Offener



Brief an Herrn Clemenceau 1919 (VI 303) — Die Krisis der deutschen Wissenschaft nebst einem offenen Brief an Viscount Haldane 1922 (VI 264) — Deutschland und der Friede Europas (VI 315) — Politische Maximen für das neue Deutschland, der akademischen Jugend gewidmet (VI 321) — Die Leistung und die Zukunft der baltischen Deutschen (V 351).

#### X. Gratulationen.

Nathan Söderblom (VII 257) — Martin Rade (VII 258) — Hans Delbrück (VII 262) — Friedrich Schmidt-Ott (VII 263).

#### XI. In memoriam.

Dante (VI 68) — Luther (I 141) — Melancthon (I 171) — Immanuel Kant (VII 172) — Goethe (VI 141) — Neander (I 193) — Die Kaiserin Friedrich (IV 317) — Bismarck. Zum zehnjährigen Todestag (III 191) — Theodor Mommsen (IV 323) — Albrecht Ritschl (VI 327) — Friedrich Althoff (IV 332 und VII 198) — Otto v. Gierke (VI 346) — Oscar v. Gebhardt (IV 339) — Emil Schürer (IV 342) — Friedrich Paulsen (IV 345) — Emil Fischer (VI 352) — Walter Lisco (VI 368) — Wolf Graf von Baudissin (VII 21) — Ernst Troeltsch (VI 360) — Paul Schwenke (VI 374) — Eduard Arnhold (VII 269) — Karl Holl (VII 275).

#### XII. Festbetrachtungen und Predigten.

Die Weihnachtsbetrachtung des vierten Evangelisten (IV 289) — „Gloria in excelsis deo“ (IV 294) — Weihnachten (1907) (IV 298) — Weihnachten (1926) (VII 100) — Weihnachten (1928) (VII 121) — „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“ (IV 302) — Eine kurze Betrachtung (IV 307) — Pfingsten (IV 309) — Vom „Geiste“ (VI 412) — Das kommende Zeitalter des Geistes und der Geist unsrer Zeit (VII 165) — Vom Reiche Gottes, Predigt (VI 383) — Vom inwendigen Menschen, Predigt (VI 392) — Auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen, Predigt (VI 403).

#### XIII. Zur eigenen Lebensgeschichte.

Antrittsrede in der Preußischen Akademie der Wissenschaften (VII 209) — Ansprache bei der Übernahme der Generalverwaltung der Königlichen Bibliothek (VII 3) — Ansprachen in der Festsitzung des Kirchenhistorischen Seminars zur Feier des sechzigsten Geburtstags (VII 7) — Ein Wort der Erinnerung (VII 16) — Erinnerungen an Wolf Grafen von Baudissin (VII 21) — Ansprache bei der Einweihung des Harnack-Hauses (VII 25) — Meine Zeitgenossen aus dem achtzehnten Jahrhundert (VII 31) — Begrüßung des Akademisch-theol. Vereins in Gießen (VII 46).



**Einzelschriften von Adolf v. Harnack**

die im gleichen Verlage erschienen sind:

**Die Aufgabe der theologischen Fakultäten und  
die allgemeine Religionsgeschichte.** 30 Pfg.

**Augustins Konfessionen.** Dritte Auflage. 60 Pfg.

**Martin Luther** in seiner Bedeutung für die Geschichte der  
Wissenschaften und der Bildung. Vierte Auflage. 50 Pfg.

**Das Mönchtum,** seine Ideale und seine Geschichte.  
Achte bis zehnte Auflage. 1 Mark.

---

# **Auf rauhem Wege**

**Jugenderinnerungen**

**eines deutschen Professors**

(Geh. Rat Prof. Mark Lidzbarski in Göttingen

† am 13. November 1928)

Geheftet 5 Mark

Gebunden 7 Mark

VERLAG VON ALFRED TOPELMANN IN GIESSEN



**Einführung in das Alte Testament**  
Geschichte, Literatur und Religion Israels  
von Prof. Joh. Meinhold in Bonn. 2., neubearbeitete Aufl. 1926  
Geh. 7.40 M., geb. 9 M.

**Einführung in das Neue Testament**  
Bibelkunde des N.T.s, Geschichte und Religion des Urchristentums  
von Prof. K. Knopf. 3. Auflage. Neubearbeitet von Prof. Lehmann und  
Weinel. 1930. Geh. 10 M., geb. 12 M.

**Glaubenslehre**  
Der evangelische Glaube und seine Weltanschauung  
von Professor Horst Stephan in Leipzig  
2., neubearbeitete Auflage 1928. Geh. 10 M., geb. 12 M.

**Ethik (Christliche Sittenlehre)**  
von Professor Emil Walter Mayer, Gießen. 1922. Geh. 4.50 M., geb. 6 M.

**Konfessionskunde**  
von Professor Hermann Mulert in Kiel. 1927. Geh. 12 M., geb. 14 M.

**Grundriß der Praktischen Theologie**  
von Generalsuperintendent Prof. Martin Schian in Breslau  
2., neubearbeitete Auflage 1928. Geh. 10 M., geb. 12 M.

**Geschichte der israelitischen und jüdischen Religion**  
von Professor Gustav Hölscher 1922. Geh. 4.50 M., geb. 6 M.

---

*Aus der Zuschrift eines jungen Pfarrers an den Verlag:  
Im übrigen möchte ich Ihnen gestehen, daß ich ein begeisterter Anhänger der  
„Theologie im Abriss“ bin; den Büchern von Meinhold, Knopf, Stephan, Mayer und  
Schian verdanke ich unendlich viel für meine innere Entwicklung als Student und  
z. B. jetzt zur Widerlegung von Sektierern, mystischen Spiritualisten und Unchristen.*











